Tausend und Ein Gespenst.

Von

Alexander Dumas.

Aus dem Französischen übersetzt

von

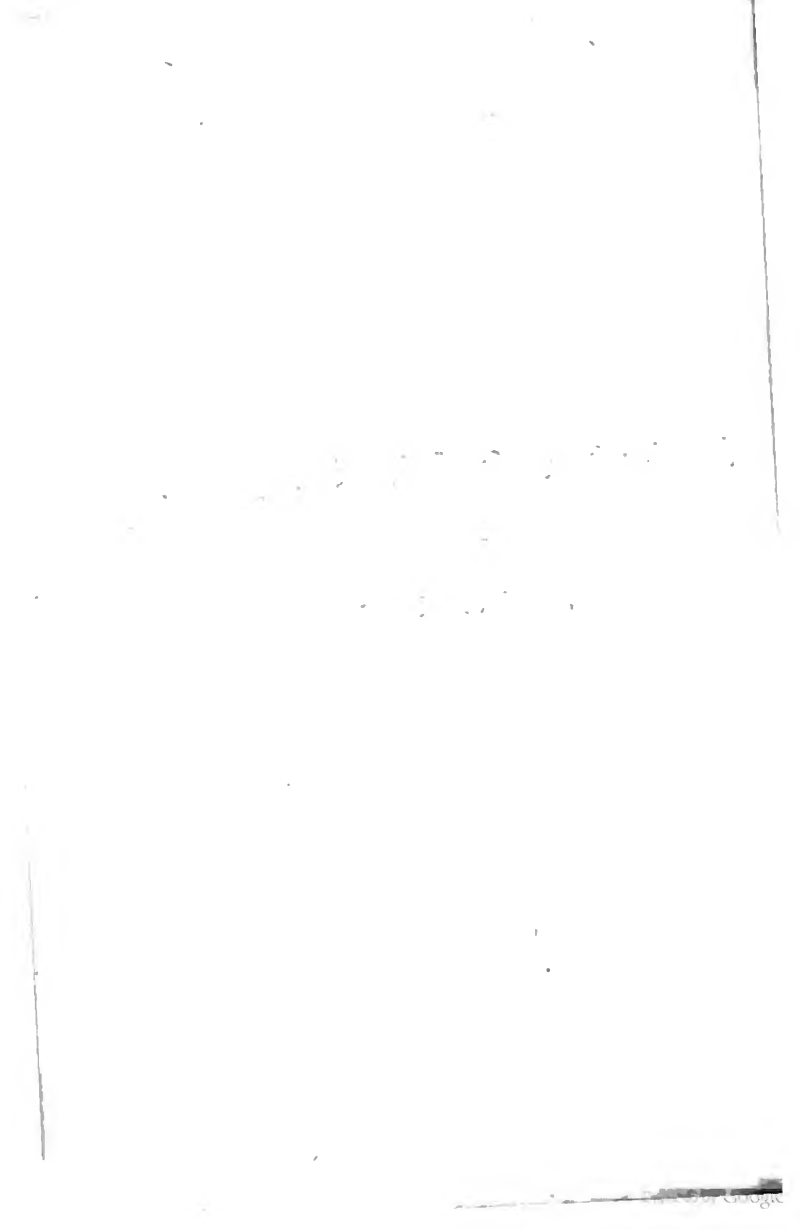
W. L. Wesché.

Fünfter Band.

Leipzig, 1849.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
Wien,
bei Wittenbecher, Siegel und Kollmann.
Wallnerstraße Nr. 263.

Tausend und Ein Gespenst.

Fünfter Band.



Die

Frau mit dem Sammet-Halsbande.

I.

Das Arsenal.

Am 4. December 1846, als mein Schiff seit dem Tage zuvor in der Bai von Tunis vor Anker lag, erwachte ich gegen fünf Uhr Morgens mit dem Eindrucke jener unendlichen Schwermuth, welche für einen ganzen Tag das Auge feucht und die Brust beklommen macht.

Dieser Eindruck rührte von einem Traume her.

Ich sprang aus meinem Bette, zog ein Beinkleid an, ging auf das Verdeck hinauf und blickte vor mich und um mich.

Ich hoffte, daß die wundervolle Landschaft, welche sich vor meinen Augen entfaltete, meinen Geist von diesem Tiefsinne befreien würde, der um so hartnäckiger war, als er eine minder wirkliche Ursache hatte.

Ich hatte auf Flintenschußweite den Strand vor mir,

der sich von dem Fort de la Goulette bis zum Fort des Arsenals erstreckte, und nur einen schmalen Durchgang für die Schiffe ließ, welche aus dem Meerbusen in den See fahren wollen. Dieser See mit wie der Himmel, den er wiederspiegelt, blauem Wasser, war an gewissen Stellen durch den Flügelschlag einer Schaar von Schwänen ganz bewegt, während auf von Stelle zu Stelle, um die Untiefen anzudeuten, eingerammten Pfählen gleich jenen Vögeln, die man auf den Gräbern anbringt, ein Seerabe regungslos saß, der sich plötzlich wie ein Stein in das Wasser stürzte, untertauchte, um seine Beute zu erhaschen, mit einem Fische in dem Schnabel wieder auf die Oberfläche des Wassers zurückkehrte, diesen Fisch verschlang, wieder auf seinen Pfahl stieg, uud seine schweigsame Regungslosigkeit wieder annahm, bis daß ein neuer in seinem Bereiche vorüberkommender Fisch seinen Appetit reizte, und über seine Trägheit siegend, ihn von Neuem verschwinden ließ, um nochmals wieder zu erscheinen.

Und während dieser Zeit wurde die Luft von fünf zu fünf Minuten von einem Schwarme von Flamingos gestreift. Ihre purpurrothen Flügel traten auf dem matten Weiß ihres Gefieders hervor, sie bildeten eine viereckige Zeichnung, und glichen einem Kartenspiele, das nur aus Carreau Aß bestand, und auf einer einzigen Linie flog.

An dem Horizonte befand sich Tunis, das heißt eine Masse viereckiger Häuser ohne Fenster und ohne Oeffnungen, die sich weiß wie Kreide amphitheatralisch erhob, und mit einer außerordentlichen Klarheit auf dem Himmel hervortrat. Zur Linken erhoben sich, wie eine unermeßliche

mit Zinnen versehene Mauer, die Bleiberge, deren Name ihre dunkle Farbe andeutet, zu ihren Füßen erstreckte sich der Marabout und das Dorf der Sidi-Fathallahs, zur Rechten erblickte man das Grab des heiligen Ludwig und den Platz, auf welchem Carthago stand, zwei der erhabensten Erinnerungen, welche es in der Weltgeschichte gibt. Hinter uns schaukelte sich vor Anker der Montezuma, eine prachtvolle Dampffregatte von vier Hundert und fünfzig Pferdekraft.

Gewiß war hier Stoff vorhanden, um die beschäftigteste Einbildungskraft zu zerstreuen. Bei dem Anblicke aller dieser Reichthümer hätte man sowohl das Gestern, als das Heute und das Morgen vergessen. Aber mein Geist war zehn Jahre weit von da hartnäckig auf einen einzigen Gedanken geheftet, den ein Traum in meinem Geiste gefesselt hatte.

Mein Auge wurde starr. Dieses ganze glänzende Panorama verschwand allmählig in der Unbestimmtheit meines Blickes. Bald sah ich Nichts mehr von dem, was bestand. Die Wirklichkeit verschwand; dann erschien in diesem nebeligen Raume wie unter dem Zauberstabe einer Fee ein Salon mit weißem Getäfel, in dessen Hintergrunde, vor einem Piano sitzend, über das ihre Finger nachlässig streiften, sich eine zugleich begeisterte und tiefsinnige Frau aufhielt, eine Muse und eine Heilige. Ich erkannte diese Frau, und ich flüsterte, wie als ob sie mich hätte hören können:

—Ich grüße Sie, Marie, voller Huld, mein Geist ist bei Ihnen.

Dann, indem ich nicht mehr versuchte, diesem Engel mit weißen Fittichen zu widerstehen, der mich in die Tage meiner Jugend zurückführte, und der mir gleich einer reizenden Erscheinung diese züchtige Gestalt einer Jungfrau, einer jungen Gattin und Mutter zeigte, ließ ich mich von dem Strome dieses Flusses forttragen, den man das Gedächtniß nennt, und der in die Vergangenheit hinaufgeht, statt nach der Zukunft hinabzugehen.

Nun wurde ich von diesem so selbstsüchtigen, und dem zu Folge dem Menschen so natürlichen Gefühle ergriffen, das ihn antreibt seinen Gedanken nicht für sich allein zu behalten, den Umfang seiner Empfindungen durch die Mittheilung zu verdoppeln, und in eine andere Seele den süßen oder bittern Trank auszugießen, der seine Seele erfüllt.

Ich ergriff die Feder und schrieb:

„Am Bord des Veloce, im Angesichte Carthagos und Tunis, den 4. December 1846."

„Madame!"

Indem Sie einen von Carthago und von Tunis datirten Brief öffnen, werden Sie Sich fragen, wer Ihnen von einem solchen Orte aus schreiben kann, und hoffen ein Autograph von Regulus oder von Ludwig den IX. zu erhalten. Leider! Madame, ist der, welcher von so fern her seine bescheidene Erinnerung zu Ihren Füßen legt, weder ein Held, noch ein Heiliger, und wenn er jemals einige Aehnlichkeit mit dem Bischofe von Hippone hat, dessen Grab er vor drei Tagen besuchte, so kann diese Aehnlichkeit nur auf den ersten Theil von dem Leben des gro-

ßen Mannes anwendbar sein. Wahr ist es, daß er, wie er, diesen ersten Theil des Lebens durch den zweiten wieder gut machen kann. Aber es ist bereits sehr spät, um Buße zu thun, und aller Wahrscheinlichkeit nach wird er sterben, wie er gelebt hat, indem er es nicht einmal wagt seine Beichte zurückzulassen, welche im Nothfalle sich erzählen ließe, die aber nicht gut gelesen werden kann.

Sie haben bereits nach der Unterschrift gesehen, nicht wahr, Madame, und Sie wissen, mit wem Sie zu thun haben; so daß Sie Sich jetzt fragen, wie der Verfasser der Mousquetaire und des Monte-Christo zwischen diesem prachtvollen See, welcher das Grab einer Stadt ist, und dem armseligen Monumente, welches das Grabmal eines Königs ist, daran gedacht hat Ihnen zu schreiben, gerade an Sie, wo er zuweilen ein ganzes Jahr lang in Paris, in der Nähe Ihrer Thüre wohnt, ohne Sie zu besuchen.

Zuvörderst ist Paris Paris, Madame, das heißt eine Art von Strudel, in welchem man das Gedächtniß aller Dinge wie in Mitte des Geräusches verliert, das die Menschen machen, indem sie sich bewegen, und die Erde, indem sie sich dreht. In Paris mache ich es wie die Menschen und wie die Erde; ich bewege mich und ich drehe mich, ohne zu rechnen, daß, wenn ich mich weder drehe noch bewege, ich schreibe. Aber dann, Madame, ist es etwas Anderes, und wenn ich schreibe, so bin ich bereits nicht mehr so sehr getrennt von Ihnen, als Sie es meinen, denn Sie sind eine jener seltenen Personen, für welche ich schreibe, und es ist sehr ungewöhnlich, daß,

wenn ich ein Kapitel beendige, oder ein Buch, das gelungen ist, mir nicht sage: — Marie Nodier, dieser seltene und liebenswürdige Geist, wird das lesen, — und ich bin stolz, Madame, denn ich hoffe, daß ich, nachdem Sie das gelesen haben, was ich geschrieben, vielleicht noch um einige Linien in Ihrer Ansicht wachsen würde.

Um auf meinen Brief zurückzukommen, Madame, ist soviel gewiß, daß ich heute Nacht von Ihnen geträumt habe, indem ich die hohle See vergaß, welche ein riesenhaftes Dampfschiff schaukelte, das die Regierung mir borgt, und auf welchem ich einem Ihrer Freunde und einem Ihrer Bewunderer Gastfreundschaft gewähre; Boulanger und meinem Sohne, ohne Giraud, Maquet, Chancel und Desbarolles zu rechnen, welche sich unter die Zahl Ihrer Bekanntschaften stellen, so viel ist gewiß, sagte ich, daß ich eingeschlafen bin ohne an Etwas zu denken, und da ich fast in dem Lande von Tausend und Einer Nacht bin, hat ein Genius mich besucht und mich in einen Traum eintreten lassen, von dem Sie die Königin gewesen sind.

Der Ort, an den er mich geführt oder vielmehr zurückgeführt hat, Madame, war weit schöner als ein Palast, weit schöner als ein Königreich; es war dieses liebe und vortreffliche Haus des Arsenals zu den Zeiten seiner Freuden und seines Glückes, als unser inniggeliebter Karl mit alle der Offenherzigkeit der alterthümlichen Gastfreundschaft, und unsere hochgeachtete Marie mit alle der Anmuth der modernen Gastfreundschaft die Honneurs desselben machten.

Ach! Sein Sie überzeugt, Madame, daß ich bei dem

Schreiben dieser Zeilen einen sehr tiefen Seufzer entschlüpfen lasse. Diese Zeit ist für mich eine sehr glückliche Zeit gewesen. Ihr liebenswürdiger Witz machte Jedermann geistreich und, ich wage es zu sagen, mich zuweilen mehr als jeden Andern. Sie sehen, daß es ein selbstsüchtiges Gefühl ist, das mich Ihnen nähert. Ich entlieh Ihrer liebenswürdigen Heiterkeit etwas, wie der Kiesel des Dichters Saadi der Rose einen Theil des Wohlgeruches entlieh.

Erinnern Sie Sich des Bogenschützenkostüms Pauls? Erinnern Sie Sich der gelben Schuhe Franzisque Michels? Erinnern Sie Sich meines Sohnes als Auslader? Erinnern Sie Sich dieser Vertiefung, in welcher das Piano stand, und wo Sie Lazzara, diese wundervolle Melodie, sangen, die Sie mir versprochen haben, und die Sie mir, ohne Vorwurf gesagt, niemals gegeben haben?

O! Da ich Ihre Erinnerungen auffordere, so lassen Sie uns noch weiter gehen; erinnern Sie Sich Fontaneys und Alfred Johannots, dieser beiden verschleierten Gesichter, welche mitten unter unserem Gelächter immer traurig blieben, denn es liegt in dem Menschen, welche jung sterben sollen, eine dunkle Ahnung des Grabes? Erinnern Sie Sich Taylors, wie er in einem Winkel regungslos, stumm und darüber sinnend saß, auf welcher neuen Reise er Frankreich mit einem Spanischen Gemälde, einem Griechischen Basrelief oder einem Aegyptischen Obelisk bereichern könnte? Erinnern Sie Sich de Vignys, welcher zu jener Zeit vielleicht seine Verklärung ahnete und noch würdigte, sich unter das Getümmel der Menschen zu mischen?

Erinnern Sie Sich Lamartines, wie er vor dem Kamine stand, und die Harmonie seiner schönen Verse bis zu unseren Füßen rollen ließ? Erinnern Sie Sich Hugos, der ihn allein unter uns mit dem Lächeln der Gleichheit auf den Lippen anblickte und zuhörte, wie Eteocles, Polynices anblicken und zuhören mußte, während Madame Hugo wie ermüdet über den Antheil des Ruhmes, den sie trug, halb liegend auf dem Kanapee saß, indem sie mit ihren schönen Haaren spielte.

Dann, mitten unter Alle dem Ihre Mutter, so einfach, so gütig, so sanft; Ihre Tante, Frau von Tercy, so geistreich und so wohlwollend, Dauzats, so phantastisch, so gesprächig, so launig; Barye, so abgesondert in Mitte des Geräusches, daß sein Gedanke immer von seinem Körper zur Aufsuchung eines der sieben Wunder der Welt ausgesandt schien; Boulanger, heute so schwermüthig, morgen so lustig, immer ein so großer Maler, immer ein so großer Dichter, immer ein so guter Freund in seiner Lustigkeit wie in seiner Traurigkeit; dann endlich dieses kleine Mädchen, das zwischen die Dichter, die Maler, die Musiker, die großen Männer, die Leute von Geist und die Gelehrten schlüpfte. Dieses kleine Mädchen, das ich in meine hohle Hand stellte, und das ich Ihnen wie eine kleine Statue von Barre oder von Pradier anbot? O! Mein Gott! Mein Gott! Was ist aus alle dem geworden, Madame?

Der Herr hat mit seinem Hauche den Schlußstein des Gewölbes getroffen, und das prachtvolle Gebäude ist eingestürzt, und die, welche es bevölkerten, sind entflohen,

und Alles ist öde an dieser selben Stelle, wo Alles lebendig, heiter und blühend war.

Fontaney und Alfred Johannot sind gestorben, Taylor hat auf die Reisen verzichtet, de Vigny hat sich unsichtbar gemacht, Lamartine ist Deputirter, Hugo Pair von Frankreich, und Boulanger, mein Sohn und ich sind in Carthago, von wo aus ich Sie sehe, Madame, indem ich diesen tiefen Seufzer ausstieß, von dem ich Ihnen so eben sprach, und der trotz des Windes, der den erlöschenden Rauch unseres Schiffes wie eine Wolke fortträgt, niemals diese theuren Erinnerungen einholen wird, welche die Zeit mit dunkeln Flügeln schweigend in den grauen Nebel der Vergangenheit fortführt.

O Frühling, Jugend des Jahres! O Jugend, Frühling des Lebens!

Nun denn, da ist die Welt verschwunden, welche mir heute Nacht ein Traum eben so glänzend, eben so sichtbar, aber leider zu gleicher Zeit auch ebenso unfühlbar als diese Atome wiedergegeben hat, welche in einem Sonnenstrahle tanzen, der durch die Spalten eines Ladens in ein dunkles Zimmer fällt.

Und jetzt, Madame, verwundern Sie Sich nicht mehr über diesen Brief, nicht wahr? Die Gegenwart würde ohne Unterlaß scheitern, wenn sie nicht das Gewicht der Hoffnung und das Gegengewicht der Erinnerungen im Gleichgewicht erhielte, und unglücklicher oder vielleicht glücklicher Weise gehöre ich zu denen, bei welchen die Erinnerungen den Sieg über die Hoffnungen davontragen.

Sprechen wir jetzt von etwas Anderem, denn es ist

rlaubt, traurig zu sein, aber unter der Bedingung, daß nan nicht die Anderen mit seiner Traurigkeit betrübt. Was nacht Freund Bonifaz? — Ah! Ich habe vor acht oder zehn Tagen eine Stadt besucht, die ihm gar viele Arbeiten veranlassen würde, wenn er ihren Namen in dem Buche dieses garstigen Wucherers fände, den man Sallust nennt. Diese Stadt ist Constantine, das alte Cyrta, ein auf der Höhe eines Felsens ohne Zweifel von einem phantastischen Thiergeschlechte erbautes Wunder, welches Flügel und Menschenhände hatte, wie Herodot und Levaillant, diese beiden großen Reisenden, deren gesehen haben.

Dann sind wir ein wenig nach Utica und viel nach Byzerte gegangen. Giraud hatte in dieser letzten Stadt das Porträt eines Türkischen Notars, und Boulanger das seines ersten Schreibers gezeichnet. Ich sende sie Ihnen, Madame, damit sie dieselben mit den Notaren und ihren ersten Schreibern von Paris vergleichen können. Ich zweifle, daß der Vortheil auf Seiten dieser letztern bleibt.

Ich bin dort auf der Jagd nach Flamingos und von Schwänen in das Wasser gefallen, ein Unfall, welcher in der, in diesem Augenblicke wahrscheinlicher Weise gefrornen Seine unangenehme Folgen hätte haben können, der aber in dem See Catos keine andere Unannehmlichkeit gehabt hat, als mich ganz angekleidet ein Bad nehmen zu lassen, und das zum großen Erstaunen Alexanders, Girauds und des Gouverneurs der Stadt, die von der Höhe einer Terrasse unserer Barke mit den Augen folgten, und die ein Ereigniß nicht begreifen konnten, das

sie einer Handlung meiner Laune zuschrieben, und das nur aus dem Verlust meines Gleichgewichts entstand.

Ich habe mich wie die Seeraben herausgezogen, von denen ich Ihnen so eben sprach, Madame; wie sie bin ich verschwunden, wie sie bin ich wieder auf das Wasser gekommen, nur hatte ich nicht wie sie einen Fisch in dem Schnabel.

Fünf Minuten nachher dachte ich nicht mehr daran, und ich war trocken wie Herr Valéry, so viele Gefälligkeit hat die Sonne darauf verwandt, mich zu liebkosen.

O! Ich möchte überall hin, wo Sie sind, Madame, einen Strahl dieser schönen Sonne leiten, wäre es auch nur, um vor Ihrem Fenster einen Strauß Vergißmeinnicht aufblühen zu lassen.

Leben Sie wohl, Madame, verzeihen Sie mir diesen langen Brief, ich bin daran nicht gewöhnt, und wie das Kind, das sich verwahrte, die Welt geschaffen zu haben, verspreche ich Ihnen, daß ich es nicht mehr thun werde; warum hat aber auch der Pförtner des Himmels diese Elfenbeinpforte offen gelassen, aus welcher die goldigen Träume herauskommen?

Genehmigen Sie, Madame, die Versichernng meiner ehrerbietigsten Gesinnungen.

Alexander Dumas."

Ich drücke Julius recht herzlich die Hand.

Warum jetzt dieser ganz vertrauliche Brief? Weil, um meinen Lesern die Geschichte der Frau mit dem Sammet-Halsbande zu erzählen, ich ihnen die Thüren des

Arsenals öffnen mußte; das heißt der Wohnung Karl Nodiers.

Und jetzt, wo diese Thüre mir durch die Hand seiner Tochter geöffnet ist, und wo wir dem zu Folge sicher sind, willkommen zu sein: „Folge mir, wer mich lieb hat.“

II.

Das Arsenal.

An dem äußersten Ende von Paris, indem es die Fortsetzung des Kais der Coelestiner bildet, an die Straße Morland gelehnt und den Fluß überragend, erhebt sich ein großes Gebäude von finsterem und traurigem Ansehen, das Arsenal genannt.

Ein Theil des Bodens, auf welchem sich dieser plumpe Bau erstreckt, hieß, vor dem Aufwerfen der Stadtgräben, das Gypsfeld. Eines Tages, als es sich zum Kriege vorbereitete, kaufte Paris dies Feld und ließ auf ihm große Scheuern bauen, um seine Artillerie dort unterzubringen. Gegen das Jahr 1533 bemerkte Franz I., daß es ihm an Kanonen fehlte, und hatte den Einfall, deren gießen zu lassen. Er borgte daher eine dieser Scheuern von seiner guten Stadt Paris, wohlverstanden mit dem Versprechen, sie zurückzugeben, sobald der Guß beendigt sein würde;

dann, unter dem Vorwande, die Arbeit zu beschleunigen, borgte er eine zweite, dann eine dritte, immer unter demselben Versprechen; dann, zu Folge des Sprichwortes, welches sagt, daß das, was gut zu nehmen ist, gut zu behalten ist, behielt er ohne Umstände die drei geborgten Scheuern.

Zwanzig Jahre nachher entzündete das Feuer einige zwanzig Tausend Pfund Pulver, welche sich darin eingeschlossen befanden. Die Explosion war schrecklich; Paris zitterte wie Catane an den Tagen zittert, an denen Enceclades sich regt. Steine wurden bis nach dem Ende der Vorstadt Saint Marceau geschleudert; das Rollen dieses schrecklichen Donners erschütterte Melun. Die Häuser der Nachbarschaft schwankten einen Augenblick lang, wie als ob sie trunken wären, dann sanken sie in sich selbst zusammen. Durch diese unerwartete Erschütterung getödtet, starben die Fische in dem Flusse; endlich fielen dreißig durch diesen Flammenorkan aufgehobene Personen in Fetzen zerrissen wieder herab; Hundert und fünfzig wurden verwundet. Woher rührte dieses Unglück? was war die Ursache dieses Unglückes? Man erfuhr es niemals, und weil man es nicht erfuhr, so schrieb man es den Protestanten zu.

Karl IX. ließ die zerstörten Gebäude in einem weit größeren Maßstabe wieder aufführen. Karl IX. war ein großer Bauliebhaber; er ließ das Louvre aufführen, den Brunnen des Innocens von Jean Goujon anfertigen, der, wie Jedermann weiß, dabei durch eine verlorene Kugel getödtet wurde. Der große Künstler und der große Dichter

hätte zuverlässig Alles beendigt, wenn Gott, der gewisse Rechenschaften in Bezug auf den 24. August 1572 von ihm zu verlangen hatte, ihn nicht zurückberufen hätte. Seine Nachfolger begannen die Bauten da wieder, wo er sie gelassen hatte, und setzten sie fort. Heinrich III. ließ im Jahre 1584 das Thor aufführen, das sich dem Kai der Coelestiner gegenüber befand; es war mit Säulen in Form von Kanonen versehen, und auf der Marmortafel, die es überragte, las man folgenden Vers von Nicolas Bourbon, den Santeuil um den Preis des Galgens zu erkaufen verlangte:

> Aetna haec Henrico vulcania tela ministrat
> Tela giganteos debellatura furores.

(Der Aetna fertigt hier die Pfeile an, mit denen Heinrich das Wüthen der Riesen vernichten soll.)

Und in der That, nachdem er die Riesen der Ligue vernichtet, pflanzte Heinrich dort jenen schönen Garten, den man auf den Karten aus der Zeit Ludwigs XIII. sieht, während Sully daselbst sein Ministerium einrichtete und die schönen Säle malen und vergolden ließ, welche noch heut zu Tage die Bibliothek des Arsenals bilden.

Im Jahre 1823 wurde Karl Nodier zu der Direction dieser Bibliothek berufen, und verließ die Straße Choiseul, in welcher er wohnte, um sich in seiner neuen Wohnung einzurichten.

Nodier war ein liebenswürdiger Mann ohne irgend ein Laster, aber voll Fehler, jener reizenden Fehler, wel- che die Orginalität des Mannes von Genie bilden, Ver-

schwender, sorgloser Spaziergänger, Spaziergänger wie Figaro träg war, mit Wonne.

Nodier wußte so ziemlich Alles, was zu wissen verliehen war; außerdem hatte Nodier das Vorrecht des Mannes von Genie; wenn er nicht wußte, so erfand er, und was er erfand, war bei weitem sinnreicher, bei weitem ausgeschmückter, bei weitem wahrscheinlicher, als die Wirklichkeit.

Außerdem voller Systeme, paradox mit Begeisterung, aber nicht im mindesten von der Welt Propagandist, war Nodier für sich selbst paradox, machte Nodier für sich allein Systeme; so bald seine Systeme angenommen, seine Paradoxen anerkannt, hätte er sie gewechselt, und sich auf der Stelle andere gemacht.

Nodier war der Mann des Terenz, dem nichts Menschliches fremd ist. Er liebte wegen des Glückes zu lieben; er liebte wie die Sonne leuchtet, wie das Wasser murmelt, wie die Blume duftet; Alles was gut war, Alles was schön war, Alles was erhaben war, war ihm sympathetisch, selbst in dem Schlechten suchte er das, was Gutes darin lag, wie der Chemiker aus der Giftpflanze, aus dem Gifte selbst eine heilsame Arznei bereitet.

Wie viele Male hatte Nodier geliebt? das wäre ihm unmöglich gewesen sich selbst zu sagen; außerdem verwechselte der große Dichter, der er war, immer den Traum mit der Wirklichkeit. Nodier hatte die Erfindungen seiner Einbildungskraft mit so vieler Liebe gehegt, daß er am Ende an ihr Dasein geglaubt hatte. Für ihn hatten Therese Auberr, die Fee mit den Brosamen, Inés de las

Sierra bestanden. Sie waren seine Töchter wie Marie; sie waren die Schwestern Maries; nur hatte Madame Nodier Nichts zu ihrer Schöpfung beigetragen; wie Jupiter, hatte Nodier alle diese Minerven aus seinem Kopfe entspringen lassen.

Aber es waren nicht allein menschliche Geschöpfe, es waren nicht allein Töchter Evas und Söhne Adams, welche Nodier mit seinem schaffenden Hauche beseelte. Nodier hatte ein Thier erfunden, er hatte es getauft. Dann hatte er es aus eigener Machtvollkommenheit, ohne sich darum zu bekümmern, was Gott dazu sagen würde, mit dem ewigen Leben begabt.

Dieses Thier war der Taratantaleo.

Sie kennen den Taratantaleo nicht, nicht wahr? ich auch nicht; aber Nodier kannte ihn, Nodier wußte ihn auswendig. Er erzählte die Sitten, die Gewohnheiten, die Launen des Taratantaleo. Er hätte uns seine Liebschaften erzählt, wenn er ihn nicht von dem Augenblicke an, wo er bemerkt hatte, daß der Taratantaleo das Prinzip des ewigen Lebens in sich trüge, zum Cölibat verdammt hätte, da die Wiedererzeugung da unnöthig war, wo die Wiederauferstehung besteht.

Wie hatte Nodier den Taratantaleo entdeckt?

Ich will es meinen Lesern sagen.

Mit achtzehn Jahren beschäftigte sich Nodier mit Insectenkunde. Das Leben Nodiers hat sich in sechs verschiedene Abschnitte getheilt:

Zuvörderst trieb er Naturgeschichte: Die entomologische Bibliothek;

Dann Sprachkunde: Das Wörterbuch der Onomatopöie;

Dann Politik: Die Napoleonische;

Dann religiöse Philosophie: Die Betrachtungen des Klosters;

Dann schrieb er Gedichte: Die Versuche eines jungen Barden;

Dann Romane: Jean Sbogar; Smarra; Trilby; der Maler von Salzburg; Mademoiselle von Marsan; Adèle; der Vampir; der goldene Traum; die Jugenderinnerungen; der König von Böhmen und seine sieben Schlösser; die Phantasien des Doctor Neophobus, und noch Tausend andere reizende Sachen, welche Sie kennen, welche ich kenne, und deren Namen sich nicht unter meiner Feder wiederfindet.

Nodier war also an dem ersten Abschnitte seiner Arbeiten; Nodier beschäftigte sich mit Insectenkunde; Nodier wohnte auf dem sechsten Stockwerke, — ein Stockwerk höher, als Béranger den Dichter wohnen läßt. — Er stellte Untersuchungen mit dem Mikroskope über die unendlich kleinen Thiere an, und er hatte lange vor Raspail eine ganze Welt von unsichtbarer mikroskopischer Thiere entdeckt. Eines Tages, nachdem er das Wasser, den Wein, den Essig, den Käse, das Brod, kurz alle die Gegenstände der Prüfung unterworfen hatte, an welchen man gewöhnlich Untersuchungen anstellt, nahm er ein wenig feuchten Sand aus der Dachtraufe, und legte ihn in

das Gehäuse seines Mikroskops, dann hielt er sein Auge an die Linse.

Nun sah er sich ein seltsames Thier bewegen, das die Gestalt einer Draisine hatte, mit zwei Rädern versehen, welche es rasch bewegte. Hatte es über einen Fluß zu gehen, so dienten ihm seine Räder wie die eines Dampfschiffes; hatte es über einen trockenen Boden zu gehen, so dienten ihm seine Räder wie die eines Cabriolets. Nodier betrachtete es, zeichnete es, zergliederte es so lange, daß er sich plötzlich erinnerte, daß er ein Rendezvous vergäße, und daß er sich davon machte, indem er sein Mikroskop, seine Prise Sand und die Taratantaleo verließ, von der sie die Welt war.

Als Nodier nach Haus zurückkehrte, war es spät; er war ermüdet, legte sich zu Bett und schlief, wie man mit achtzehn Jahren schläft. Erst am folgenden Morgen, als er die Augen aufschlug, dachte er daher auch an seine Prise Sand, an das Mikroskop und an den Taratantaleo.

Ach! während der Nacht war der Sand getrocknet, und der arme Taratantaleo, der ohne Zweifel der Feuchtigkeit bedurfte, um zu leben, war gestorben. Seine kleine Leiche lag auf der Seite, die Räder waren regungslos. Das Dampfschiff ging nicht mehr; die Draisine war angehalten.

Aber obgleich es todt war, so war das Thier nichts desto weniger eine merkwürdige Abart der Ephemeriden, und seine Leiche verdiente eben so gut aufbewahrt zu werden, als die eines Mammouths oder eines Mastodonte;

nur mußte man, wie man begreifen wird, bei weitem größere Vorsichtsmaßregeln treffen, um mit einem Thiere umzugehen, das Hundert Mal kleiner ist, als eine Milbe, als man treffen muß, um ein Thier von der Stelle zu schaffen, das zehn Mal größer als ein Elephant ist.

Nodier brachte daher seine Prise Sand aus dem Gehäuse seines Mikroskops mit Hilfe der Fahne einer Feder in eine kleine Pappschachtel, die bestimmt war, das Grab des Taratantaleo zu werden.

Er nahm sich vor, diese Leiche dem ersten Gelehrten sehen zu lassen, der es wagen würde, seine sechs Stockwerke hinaufzugehen.

Es gibt so viele Dinge, an die man mit achtzehn Jahren denkt, daß es wohl erlaubt ist, die Leiche einer Ephemeride zu vergessen. Nodier vergaß während dreizehn Monaten, einem Jahr vielleicht die Leiche des Taratantaleo.

Dann fiel ihm eines Tages die Schachtel in die Hand. Er wollte sehen, welche Veränderung ein Jahr auf sein Thier hervorgebracht hätte. Der Himmel war bedeckt; es fiel ein dicker Gewitterregen. Um besser zu sehen, brachte er das Mikroskop an das Fenster, und schüttete den Inhalt der kleinen Schachtel in das Gehäuse.

Die Leiche lag immer noch regungslos auf dem Sande, nur schien die Zeit, welche so viele Gewalt über die Kolosse hat, das unendlich Kleine vergessen zu haben.

Nodier betrachtete also seine Ephemeride, als plötzlich ein von dem Winde gejagter Regentropfen in das Ge-

häuse des Mikroskops fiel, und die Prise Sand anfeuchtete.

Nun schien es Nodier, daß bei der Berührung dieser belebenden Frische sein Taratantaleo sich wieder belebte, daß er ein Fühlhorn, dann das andere bewegte, daß er eines seiner Räder drehen ließ, daß er seine beiden Räder drehen ließ, daß er seinen Schwerpunkt wieder annahm, daß seine Bewegungen regelmäßig wurden, kurz daß er lebte.

Das Wunder der Wiederauferstehung war nicht nach Verlauf von drei Tagen, sondern nach Verlauf von einem Jahre vollbracht.

Nodier erneuerte dieselbe Probe zehn Male, zehn Male trocknete der Sand und der Taratantaleo starb, zehn Male wurde der Sand angefeuchtet, und zehn Male lebte der Taratantaleo wieder auf.

Es war keine Ephemeride, welche Nodier entdeckt hatte, es war ein Unsterblicher. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte sein Taratantaleo die Sündfluth gesehen, und sollte dem jüngsten Gerichte beiwohnen.

Unglücklicher Weise führte eines Tages, als Nodier sich anschickte, vielleicht zum zwanzigsten Male seinen Versuch zu erneuern, ein Windstoß den trockenen Sand, und mit dem Sande die Leiche des phänomenalen Taratantaleo fort.

Nodier nahm gar manche Prise feuchten Sandes von seiner Dachtraufe und anderswo, aber es war vergebens, niemals fand er wieder etwas dem Gleiches, als er verloren hatte; der Taratantaleo war der einzige seiner Art,

und, für die Menschen verloren, lebte er nur noch in dem Andenken Nodiers.

Aber dort lebte er auch so, um niemals aus ihm zu verschwinden.

Wir haben von den Fehlern Nodiers gesprochen; sein Hauptfehler war, zum Mindesten in den Augen der Madame Nodier, seine Büchersucht; dieser Fehler, der das Glück Nodiers ausmachte, machte die Verzweiflung seiner Gattin.

Es kam daher, weil alles Geld, das Nodier verdiente, in Büchern aufging; wie oft kehrte Nodier, der ausgegangen war, um zwei bis drei Hundert Franken zu holen, die für die Haushaltung durchaus nothwendig waren, mit einem seltenen Bande, mit einem einzigen Exemplare zurück.

Das Geld war bei Techner oder bei Guillemont geblieben.

Madame Nodier wollte zanken, aber Nodier zog seinen Band aus seiner Tasche, schlug ihn auf, schlug ihn wieder zu, streichelte ihn, und zeigte seiner Frau einen Druckfehler, der die Aechtheit des Buches bewies.

Und das, indem er dabei sagte:

— Bedenke doch, meine liebe Freundin, daß ich drei Hundert Franken wiederfinde, während ein solches Buch, hm! ein solches Buch nirgends zu finden ist, frage nur Pixérécourt.

Pixérécourt war die große Bewunderung Nodiers, der immer das Melodrama verehrt hat. Nodier nannte Pixérécourt den Corneille der Boulevards. Fast alle

Morgen kam Pixérécourt, um Nodier einen Besuch abzustatten.

Der Morgen war bei Nodier den Besuchen der Bücherliebhaber gewidmet. Da versammelten sich der Marquis von Ganay, der Marquis von Chateau-Giron, der Marquis von Chalabre, der Graf von Labédoyère, Berard, der Mann der Elzevirs, welcher in seinen müssigen Stunden die Charte von 1830 umarbeitete; der Bibliophile Jakob, der gelehrte Weiß von Besancon, das Universalgenie Peignot von Dijon; endlich die ausländischen Gelehrten, welche gleich nach ihrer Ankunft in Paris sich in diesem Heiligthume, dessen Ruf europäisch war, vorstellen ließen, oder sich allein vorstellten.

Dort berieth man Nodier, das Orakel der Versammlung; dort zeigte man ihm Bücher; dort verlangte man Bemerkungen von ihm; das war seine Lieblingszerstreuung. Was die Gelehrten des Instituts anbetrifft, so kamen sie eben nicht zu diesen Versammlungen; sie sahen Nodier mit Eifersucht. Nodier vereinigte Witz und Poesie mit Gelehrsamkeit, und das ist ein Unrecht, welches die Akademie der Wissenschaften eben so wenig als die französische Akademie verzeiht.

Dann spottete Nodier oft, Nodier biß zuweilen. Eines Tages hatte er den König von Böhmen und seine sieben Schlösser geschrieben; dieses Mal war er beißend satirisch gewesen. Man glaubte Nodier für immer mit dem Institute gespannt; durchaus nicht, die Akademie von Tombuktu ließ Nodier in die französische Akademie eintreten.

Man ist sich unter Schwestern etwas schuldig.

Nach zwei oder drei Stunden einer immer leichten Arbeit, nachdem er zehn bis zwölf Seiten Papier von ohngefähr sechs Zoll Höhe und vier Zoll Breite mit einer leserlichen, regelmäßigen Handschrift ohne irgend eine Verbesserung bedeckt hatte, ging Nodier aus.

Sobald er ausgegangen war, streifte Nodier auf das Gerathewohl herum, wobei er nichts desto weniger fast immer die Linie der Kais einschlug, aber über den Fluß hin und herüber ging, je nach der topographischen Lage der Bücherkrämer, dann ging er von den Bücherkrämern in die Läden der Buchhändler, und aus den Läden der Buchhändler in die Werkstätten der Buchbinder. Das kam daher, weil Nodier sich nicht allein auf Bücher, sondern auch auf Einbände verstand. Die Meisterstücke von Gascon unter Ludwig XIII., von Desseuil unter Ludwig XIV., von Pasdeloup unter Ludwig XV. und von Derome unter Ludwig XV. und Ludwig XVI. waren ihm so vertraut, daß er sie mit geschlossenen Augen bei der bloßen Berührung erkannte. Nodier war es, der die Buchbinderei wieder aufleben ließ, welche unter der Revolution und dem Kaiserreiche aufhörte, eine Kunst zu sein; er ermuthigte, er leitete die Wiederherstellung dieser Kunst, die Thouvenins, die Bradels, die Niedées, die Bozonnets und die Legrands. Thouvenin, der an einem Brustleiden starb, stand von seinem Todtenbette auf, um einen letzten Blick auf die Einbände zu werfen, welche er für Nodier machte.

Die Gänge Nodiers endigten fast immer bei Crozet

oder bei Techner, diese beiden durch die Nebenbuhlerschaft uneinigen Schwäger, und zwischen denen sein friedliebender Geist sich ins Mittel gelegt hatte. Dort fand eine Versammlung von Bücherliebhabern statt; dort sprach man von Büchern, von Ausgaben, von Versteigerungen; dort machte man Austausche; dann, sobald Nodier erschien, entstand ein Geschrei, aber sobald er den Mund aufthat, herrschte gänzliches Schweigen. Dann erzählte Nodier, Nodier machte Paradoxen, de omni rescibili et quibusdam aliis.

Am Abend nach dem Familienessen arbeitete Nodier gewöhnlich in dem Eßzimmer, zwischen drei in Triangeln gestellten Kerzen, niemals mehr, niemals weniger; wir haben gesagt, auf welches Papier, und mit welcher Handschrift, immer mit Gänsefedern; Nodier hatte einen Abscheu vor den Stahlfedern, wie im Allgemeinen vor allen neuen Erfindungen; das Gas versetzte ihn in Wuth, der Dampf brachte ihn außer sich, er sah das unfehlbare und bevorstehende Ende der Welt in der Zerstörung der Wälder und in der Erschöpfung der Steinkohlenbergwerke. Bei diesen Ereiferungen gegen die Fortschritte der Civilisation war Nodier glänzend an beißendem und vernichtendem Witze.

Gegen halb zehn Uhr Abends ging Nodier aus; dieses Mal schlug er nicht mehr die Linie der Kais, sondern die der Boulevards ein; er trat in das Theater Port Saint Martin, das Ambigue oder zu den Funambulen, in die Funambulen Vorzugsweise. Nodier ist es, der Deburau vergöttert hat; für Nodier gab es nur drei Schau-

spieler auf der Welt: Deburau, Potier und Talma, Potier und Talma waren gestorben, aber Deburau blieb, und tröstete Nodier über den Verlust der beiden andern.

Nodier hatte den tollen Ochsen Hundert Mal gesehen.

Jeden Sonntag frühstückte Nodier bei Pixérécourt. Dort fand er seine Besucher wieder; den Bibliophilen Jakob, König, so lange Nodier nicht da war; Vicekönig, wenn Nodier erschien; den Marquis von Ganay, den Marquis von Chalabre.

Der Marquis von Ganay, ein veränderlicher Kopf, ein launiger Liebhaber, in ein Buch verliebt, wie ein Wüstling aus der Zeit der Regentschaft in eine Frau verliebt war, um es zu besitzen; dann, wenn er es hatte, einen Monat treu, nicht getreu, sondern entzückt, indem er es bei sich trug und seine Freunde anhielt, um es ihnen zu zeigen, es Abends unter sein Kopfkissen legte, und des Nachts erwachend seine Kerze anzündete, um es zu betrachten, aber es niemals las; immer eifersüchtig auf die Bücher Pixérécourts, welche Pixérécourts sich weigerte, ihm, um welchen Preis es auch sein mögte, zu verkaufen, wobei er sich über seine Weigerung rächte, daß er in der Versteigerung der Frau von Castellane ein Autograph kaufte, nach welchem Pixérécourt seit zehn Jahren strebte.

— Gleichviel, sagte Pixérécourt wüthend, ich werde es erhalten.

— Was? fragte der Marquis von Ganay.

— Ihr Autograph.

— Und wie das?

— Nach Ihrem Tode, bei Gott!

Und Pixérécourt hätte sein Wort gehalten, wenn der Marquis von Ganay es nicht für angemessen gehalten hätte, Pixérécourt zu überleben.

Was den Marquis von Chalabre anbelangt, so strebte er nur nach einer Sache; das war eine Bibel, welche Niemand hätte, er strebte daher auch eifrig nach ihr.

Er quälte daher auch Nodier so lange, daß Nodier ihm ein einziges Exemplar andeuten mögte, so daß Nodier am Ende noch mehr that, als der Marquis von Chalabre wünschte, und ihm ein Exemplar andeutete, das nicht bestand.

Sogleich begann der Marquis von Chalabre die Aufsuchung dieses Exemplars.

Niemals verwandte Christoph Columbus mehr Eifer darauf, Amerika zu entdecken. Niemals verwandte Vasco de Gama mehr Beharrlichkeit darauf, Indien wieder zu finden, als der Marquis von Chalabre seine Bibel zu verfolgen. Aber Amerika bestand unter dem siebzigsten Grade nördlicher und unter dem drei und fünfzigsten und vier und fünfzigsten Grade südlicher Breite. Aber Indien lag wirklich diesseits und jenseits des Ganges, während die Bibel des Marquis von Chalabre sich unter keiner Breite befand, auch weder diesseits noch jenseits der Seine lag. Es ging daraus hervor, daß Vasco de Gama Indien wieder auffand, daß Christoph Columbus Amerika entdeckte, aber daß der Marquis vergebens von Norden nach Süden, von Osten nach Westen suchte, und seine Bibel nicht fand.



Je mehr die Bibel unauffindbar war, desto mehr Eifer verwandte der Marquis von Chalabre darauf, sie zu finden. Er hatte 500 Franken dafür geboten; er hatte 1000 Franken, 2000, 4000, 10,000 Franken geboten. Alle Bibliographen wurden in Bezug auf diese unglückselige Bibel in Bewegung gesetzt. Man schrieb nach Deutschland und nach England. Nichts. Auf eine Anmerkung des Marquis von Chalabre hätte man sich nicht so viel Mühe gegeben, und man hätte einfach geantwortet: Sie besteht nicht. Aber auf eine Bemerkung von Nodier war es etwas Anderes. Wenn Nodier gesagt hatte: die Bibel besteht, so bestand die Bibel unbestreitbar. Der Papst konnte sich irren; aber Nodier war unfehlbar.

Die Nachforschungen dauerten drei Jahre. Jeden Sonntag sagte der Marquis von Chalabre, indem er mit Nodier bei Pixérécourt frühstückte, zu ihm:

— Nun denn! diese Bibel, mein lieber Karl?

— Nun denn!

— Unauffindbar?

— Quaere et invenies, antwortete Nodier.

Und voll neuem Eifer begann der Bücherliebhaber wieder die Aufsuchung, aber fand Nichts.

Endlich brachte man dem Marquis von Chalabre eine Bibel.

Es war nicht die von Nodier angedeutete Bibel, aber es fand nur der Unterschied eines Jahres in dem Datum statt; sie war nicht in Kehl, sondern in Straßburg gedruckt, es fand nur die Entfernung einer Meile statt; sie

war freilich nicht einzig; aber das zweite Exemplar, das einzige, welches bestand, befand sich auf dem Libanon in einem drusischen Kloster. Der Marquis von Chalabre brachte Nodier die Bibel und fragte ihn um seinen Rath.

— Ah! antwortete Nodier, welcher sah, daß der Marquis seinen Verstand verlieren würde, wenn er keine Bibel hätte, nehmen Sie diese da, mein lieber Freund, da es unmöglich ist, die andere zu finden.

Der Marquis von Chalabre kaufte die Bibel für die Summe von zwei Tausend Franken, ließ sie auf eine glänzende Weise binden und stellte sie in ein besonderes Kästchen.

Als er starb, hinterließ der Marquis von Chalabre seine Bibliothek der Mademoiselle Mars. Mademoiselle Mars, welche nichts weniger als Büchernärrin war, bat Merlin, die Bücher des Verstorbenen zu ordnen und dieselben zu verkaufen. Merlin, der rechtschaffenste Mensch von der Welt, trat eines Tages mit dreißig bis vierzig Tausend Franken Bankbillets in der Hand zu Mademoiselle Mars ein.

Er hatte sie in einer Art von Brieftasche gefunden, die in dem prachtvollen Einbande dieser fast einzigen Bibel angebracht war.

— Warum haben Sie dem armen Marquis von Chalabre diesen Streich gespielt, fragte ich Nodier, Sie, den es so wenig Freude macht, andere Leute zum Besten zu haben.

— Weil er sich zu Grunde richtete, mein Freund, und während der drei Jahre, welche er seine Bibel suchte, an

Nichts anderes gedacht hat; nach Verlauf dieser drei Jahre hatte er zwei Tausend Franken ausgegeben; während dieser drei Jahre hätte er fünfzig Tausend ausgegeben.

Jetzt, wo wir unsern vielgeliebten Karl während der Woche und des Sonntags gezeigt haben, wollen wir sagen, was er Sonntags Abends von sechs Uhr bis Mitternacht war.

III.

Das Arsenal.

Wie hatte ich Nodier kennen gelernt?

Wie man Nodier kennen lernte. Er hatte mir einen Dienst erwiesen, — es war im Jahre 1827, — ich hatte so eben Christine beendigt; ich kannte Niemand in den Ministerien, Niemand bei dem Theater; statt mir eine Hilfe zu sein, um zu der Comédie Française zu gelangen, war mir meine Anstellung ein Hinderniß. Ich hatte seit zwei bis drei Tagen folgenden letzten Vers geschrieben, der so sehr ausgepfiffen und so sehr beklatscht worden ist.

Eh bien! . . . j'en ai pitié, mon père, qu'on l'achève!

(Nun denn! . . . ich habe Erbarmen mit ihm, mein Vater, man gebe ihm den Gnadenstoß!)

Unter diesen Vers hatte ich das Wort Ende geschrieben; es blieb mir nichts mehr übrig, als mein Stück

den Herren Komödianten des Königs lesen zu lassen, und von ihnen angenommen oder abgewiesen zu werden.

Unglücklicher Weise war zu jener Zeit die Regierung der Comédie Française, wie die Regierung von Venedig, republikanisch, aber aristokratisch, und es gelangte nicht jeder zu den erlauchten Herren des Ausschusses.

Es gab wohl einen Examinator, der damit beauftragt war, die Werke der jungen Leute zu lesen, die noch Nichts gemacht hatten, und die dem zu Folge erst nach der Prüfung ein Recht auf die Vorlesung hatten; aber es bestanden in den dramatischen Sagen so traurige Geschichten von Manuscripten, welche ihre Reihe der Vorlesung während ein bis zwei, und selbst drei Jahren erwarteten, daß ich, mit Dante und mit Milton vertraut, nicht wagte, diesem Vorhimmel die Stirn zu bieten, indem ich zitterte, daß meine arme Christine ganz einfach die Zahl der:

Questi sciaurati, che mai non fur vivi

vermehren möchte.

Ich hatte von Nodier wie als geborenen Beschützer Aller entstehenden Dichter sprechen hören. Ich bat ihn um einige Zeilen, um mich bei dem Baron Taylor einzuführen. Er sandte mir dieselben; acht Tage nachher hatte ich Vorlesung in dem Theater Français, und ich ward so ziemlich empfangen.

Ich sage so ziemlich, weil sich in Christine in Bezug auf die Zeit, in welcher wir lebten, das heißt im Jahre der Gnade 1827, solche literarische Gräßlichkeiten befanden, daß die Herren Hofkomödianten des Königs nicht wagten, mich ohne Weiteres aufzunehmen, und ihre

Meinung der des Herrn Picard unterwarfen, den Verfasser der kleinen Stadt.

Herr Picard war eines der Orakel der Zeit.

Firmin führte mich zu Herrn Picard. Picard empfing mich in einer Bibliothek, die mit allen Ausgaben seiner Werke besetzt und mit seiner Büste geschmückt war. Er nahm mein Manuscript, gab mir Rendezvous für auf acht Tage und verabschiedete uns.

Nach Verlauf von acht Tagen, Stunde vor Stunde erschien ich an der Thür des Herrn Picard. Herr Picard erwartete mich augenscheinlich; er empfing mich mit dem Lächeln Rigoberts in dem Stücke: Ein Haus zu verkaufen.

— Mein Herr, sagte er zu mir, indem er mir mein Manuscript sauber zusammengerollt überreichte, haben Sie irgend einen Erwerbszweig?

Der Eingang war nicht ermuthigend.

— Ja, mein Herr, antwortete ich, ich habe eine kleine Stelle bei dem Herrn Herzoge von Orleans.

— Nun denn! Mein Sohn, äußerte er, indem er mir liebreich mein Manuscript in die Hände drückte und indem er sie zugleich ergriff, gehen Sie auf Ihr Bureau.

Und entzückt, einen Witz gemacht zu haben, rieb er sich die Hände, wobei er mir mit der Geberde andeutete, daß die Audienz beendigt wäre.

Ich war nichts desto weniger Nodier einen Dank schuldig. Ich ging nach den Arsenal. Nodier empfing mich, wie Picard mich empfing, auch mit einem Lächeln ... Aber es gibt Lächeln und Lächeln, wie Molière sagt.

Vielleicht werde ich eines Tages das Lächeln Picards vergessen, aber das Nodiers werde ich niemals vergessen.

Ich wollte Nodier beweisen, daß ich seines Schutzes nicht ganz so unwürdig wäre, als er es nach der Antwort hätte glauben können, die mir Picard gegeben hatte. Ich ließ ihm mein Manuscript zurück. Am folgenden Tage empfing ich einen liebenswürdigen Brief, der mir all meinen Muth wiedergab, und der mich zu den Abendgesellschaften des Arsenals einlud.

Diese Abendgesellschaften des Arsenals waren etwas Reizendes, etwas, das niemals eine Feder wiederzugeben vermag, Sie fanden Sonntags statt, und begannen in der Wirklichkeit um sechs Uhr.

Um sechs Uhr war der Tisch gedeckt. Es befanden sich dabei die Gäste, welche von der Stiftung des Mittagessens an ihm beigewohnt hatten; Cailleux, Taylor, Francis Wey, den Nodier wie einen Sohn liebte; dann aus Zufall ein oder zwei Eingeladene, dann jeder, wer wollte.

Sobald man einmal in diesen reizenden häuslichen Kreis aufgenommen war, so ging man nach seinem Gefallen zu Nodier zum Mittagessen. Es waren immer zwei bis drei Gedecke gelegt, welche die zufälligen Gäste erwarteten. Wenn diese drei Gedecke unzulänglich waren, so fügte man ein viertes, ein fünftes, ein sechstes hinzu. Wenn man die Tafel verlängern mußte, so verlängerte man sie. Aber wehe dem, der als der Dreizehnte kam. Dieser aß ohne Erbarmen an einem kleinen Tische, es sei denn, daß ein vierzehnter ihn von seiner Strafe erlöste.

Nodier hatte seine Eigenheiten; er zog das Schwarz-

brod dem Weißbrode, das Zinn dem Silber, das Talglicht der Wachskerze vor.

Niemand achtete darauf, als Madame Nodier, die ihn nach seiner Art bediente.

Nach Verlauf von ein bis zwei Jahren war ich einer jener vertrauten Freunde, von denen ich so eben sprach. Ich konnte zur Stunde des Mittagessens kommen, ohne mich zu melden; man empfing mich mit Ausrufungen, die mir keinen Zweifel über mein Willkommensein übrig ließen, und man setzte mich bei Tische, oder ich setzte mich bei Tische zwischen Madame Nodier und Marie.

Nach Verlauf einer gewissen Zeit wurde das, was nur eine Thatsache war, ein Recht. Wenn ich zu spät kam, wenn man bei Tische saß, wenn mein Platz genommen war, so machte man dem Gaste, der ihn sich angemaßt, ein Zeichen der Entschuldigung; mein Platz ward mir zurückgegeben, und, meiner Treue, der, den ich vertrieben, mochte sich hinsetzen, wo er konnte.

Nodier behauptete damals, daß ich darin ein guter Fund für ihn wäre, daß ich ihn entbände zu plaudern. Aber wenn ich ein guter Fund für ihn war, so war ich ein böser für die andern. Nodier war der liebenswürdigste Unterhalter, den es auf der Welt gab. Vergebens verwandte man auf meine Unterhaltung alles Das, was man auf ein Feuer verwendet, damit es flammt, es zu erwecken, es aufzuschüren, jene Feilspäne hineinzuwerfen, welche die Funken des Geistes wie die der Schmiede sprühen lassen, sie war Witz, sie war Munterkeit, sie war Jugend; aber sie war nicht jene Gutmüthigkeit, jener un-

aussprechliche Zauber, jene unendliche Anmuth, in denen wie in einem gespannten Netze der Vogelfänger Alles, große und kleine Vögel fängt. Es war nicht Nodier.

Es war ein Nothbehelf, mit dem man sich begnügte, sonst Nichts.

Aber zuweilen schmollte ich, zuweilen wollte ich nicht sprechen, und bei meiner Weigerung zu sprechen, mußte Nodier wohl sprechen, da er der Herr vom Hause war; dann hörte Jedermann zu, die kleinen Kinder wie die erwachsenen Personen. Es war zugleich Walter Scott und Perrault, es war der Gelehrte im Streite mit dem Dichter, es war das Gedächtniß im Kampfe mit der Erfindungsgabe. Nodier war dann nicht allein unterhaltend anzuhören, sondern Nodier war auch reizend zu sehen. Sein langer hagerer Körper, seine langen mageren Arme, seine langen bleichen Hände, sein langes bleiches Gesicht voll schwermüthiger Güte, alles Das stand in Uebereinstimmung mit seiner ein wenig schleppenden Rede, welche in gewissen von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Tönen ein hochburgundischer Accent modulirte, den Nodier niemals ganz verloren hat. O! Dann war die Erzählung etwas Unerschöpfliches, immer neu, niemals wiederholt. Die Zeit, der Raum, die Geschichte, die Natur waren für Nodier jener Schatz des Fortunatus, aus welchem Peter Schlemihl immer mit vollen Händen schöpfte. Er hatte alle Welt gekannt, Danton, Charlotte Corday, Gustav den III., Cagliostro, Pius den VI., Katharina die II., Friedrich den Großen, was weiß ich? Wie den Grafen von Saint-Germain und die Taratantaleo, er hatte der

Schöpfung der Welt beigewohnt und die Jahrhunderte durchlebt indem er sich umgestaltete. Er hatte sogar über diese Umgestaltung eine höchst sinnreiche Theorie. Nach der Meinung Nodiers waren die Träume nur eine Erinnerung auf einem andern Planeten verflossener Tage, eine Rückerinnerung dessen, was ehedem gewesen war. Nach der Meinung Nodiers standen die wunderlichsten Träume mit Thatsachen in Verbindung, welche sich ehedem auf dem Saturn, auf der Venus oder auf dem Merkur zugetragen hatten; die seltsamsten Bilder waren nur der Schatten von Gestalten, welche ihr Andenken in unsere unsterbliche Seele eingeprägt hatten. Als er zum ersten Male das Museum der Fossilien des Jardin-des-Plantes besuchte, hatte er seine Verwunderung darüber ausgedrückt, daß er Thiere wiederfände, welche er vor der Sündfluth des Deucalion und der Pyrrha gesehen hatte, und zuweilen entschlüpfte es ihm, zu gestehen, daß er, als er das Streben der Tempelherren nach dem allgemeinen Besitze sah, Jakob Molay den Rath gegeben hätte, seinen Ehrgeiz zu beherrschen. Es war nicht seine Schuld, wenn Jesus Christus gekreuzigt worden war; er allein unter seinen Zuhörern hatte ihn vor den bösen Absichten gewarnt, welche Pilatus gegen ihn hätte. Es war besonders der ewige Jude, dem Nodier Veranlassung gehabt hatte zu begegnen; das erste Mal in Rom, zur Zeit Gregors des VII., das zweite Mal in Paris, am Vorabende der Sanct Bartholomäusnacht, und das letzte Mal in Vienne in der Dauphiné, und über den er die kostbarsten Urkunden hatte. Und in dieser Beziehung ver-

besserte er einen Irrthum, in welchen die Gelehrten und die Dichter, besonders Edgar Quinet, verfallen waren; es war nicht Ahasverus, welches ein halb griechischer, halb lateinischer Name ist, der sich den Mann mit fünf Sous nennt, es war Isaak Laquedämus; dafür konnte er bürgen, er hatte die Auskünfte aus seinem eigenen Munde. Dann ging er von der Politik, von der Philosophie, von der Sage zu der Naturgeschichte über. O! wie in dieser Wissenschaft Nodier Herodot, Plinius, Marco Polo, Buffon und Lacépède weit hinter sich ließ! er hatte Spinnen gekannt, neben denen die Spinnen Pellisons nur eine Kinderei war, er hatte Kröten gekannt, neben denen Methusalem nur ein Kind war; endlich hatte er Verbindungen mit Caimans gehabt, neben welchen die Tarasque nur eine Eidechse war.

Nodier begegneten daher auch jene Zufälle, wie sie nur Männern von Genie begegnen. Als er eines Tages, — es war während seines Aufenthaltes in Steiermark, dem Lande der Granitfelsen und der hundertjährigen Bäume, — Schmetterlinge suchte, stieg er auf einen Baum, um eine Höhlung zu erreichen, welche er erblickte, steckte seine Hand in diese Höhlung, wie er es zu thun gewohnt war, und das ziemlich unvorsichtiger Weise, denn eines Tages zog er aus einer ähnlichen Höhlung seinen Arm mit einer Schlange umwunden zurück, eines Tages also, als er eine Höhlung gefunden hatte, steckte er seine Hand in diese Höhlung, fühlte etwas Weiches und Klebriges, das unter dem Drucke seiner Finger nachgab. Er zog rasch seine Hand zurück und sah nach; zwei Augen fun-

kelten von einem dunkeln Feuer in der Tiefe dieser Höhlung. Rodier glaubte an den Teufel; als er daher diese beiden Augen sah, welche nicht übel den glühenden Augen Charons glichen, wie Dante sagt, fing Rodier damit an zu entfliehen; dann überlegte er, besann sich eines Andern, nahm ein Hackbeil, und indem er die Tiefe des Loches maß, begann er eine Oeffnung an der Stelle zu machen, wo er vermuthete, daß sich dieser unbekannte Gegenstand befinden müßte. Bei dem fünften oder sechsten Hiebe des Beiles, den er that, floß Blut aus dem Baume, gerade wie es unter dem Schwerdte Tancreds in dem bezauberten Walde Tassos floß. Aber es war keine schöne Kriegerin, welche ihm erschien, es war eine ungeheure, in dem Baume eingesperrte Kröte, wohin sie ohne Zweifel von dem Winde fortgeführt worden war, als sie die Größe einer Biene hatte. Seit wie langer Zeit befand sie sich da? Seit zwei Hundert, drei Hundert, fünf Hundert Jahren vielleicht. Sie war fünf Zoll lang und drei Zoll breit.

Ein anderes Mal, es war in der Normandie, zu der Zeit, wo er mit Taylor die pittoreske Reise durch Frankreich machte, trat er in eine Kirche; an einem Gewölbe dieser Kirche hingen eine riesenhafte Spinne und eine ungeheure Kröte. Er wandte sich an einen Landmann, um ihn um Auskunft über dieses seltsame Paar zu bitten.

Und hier ist das, was der alte Landmann ihm erzählte, nachdem er ihn an eine der Steinplatten der Kirche geführt hatte, auf welcher ein in seiner Rüstung liegender Ritter ausgehauen war.

Dieser Ritter war ein ehemaliger Baron, der in der Gegend so schlimme Erinnerungen zurückgelassen hatte, daß die kühnsten sich abwandten, um nicht den Fuß auf sein Grab zu setzen, und das nicht aus Ehrerbietung, sondern aus Schrecken. Ueber diesem Grabe sollte in Folge eines von diesem Ritter auf seinem Todtenbette gemachten Gelübdes Tag und Nacht eine Lampe brennen, da von dem Verstorbenen eine fromme Stiftung gemacht worden war, welche diese Kosten und noch weit darüber bestritt.

Eines Tages, oder vielmehr in einer Nacht, während welcher der Pfarrer zufälliger Weise nicht schlief, sah er von dem Fenster seines Zimmers aus, welches auf die der Kirche ging, die Lampe erbleichen und erlöschen. Er schrieb die Sache einem Zufalle zu, und achtete in dieser Nacht nicht weiter darauf.

Als er aber in der folgenden Nacht gegen zwei Uhr Morgens erwachte, fiel es ihm ein, sich zu überzeugen, ob die Lampe brenne. Er verließ sein Bett, ging an das Fenster und überzeugte sich mit seinen Augen, daß die Kirche in die tiefste Dunkelheit versenkt war.

Dieses in acht und vierzig Stunden zwei Male wiederholte Ereigniß nahm eine gewisse Bedenklichkeit an. Am folgenden Morgen ließ der Pfarrer mit Tagesanbruche den Kirchendiener kommen, und beschuldigte ihn ganz einfach, das Oel in seinen Salat, statt in die Lampe geschüttet zu haben. Der Kirchendiener schwor bei allen Heiligen, daß dem nicht so wäre; daß er seit fünfzehn Jahren, welche er die Ehre hätte Kirchendiener zu sein, täglich gewissenhafter Weise die Lampe fülle, und daß es

ein Streich dieses bösen Ritters sein müßte, welcher, nachdem er die Lebendigen während seines Lebens geplagt, drei Hundert Jahre nach seinem Tode von Neuem anfinge sie zu plagen.

Der Pfarrer erklärte, daß er den Worten des Kirchendieners vollkommen traue, aber daß er nichts desto weniger wünschte, am Abend der Füllung der Lampe beizuwohnen; dem zu Folge wurde mit einbrechender Nacht in Gegenwart des Pfarrers das Oehl in die Lampe gegossen und sie angezündet; als die Lampe angezündet war, verschloß der Pfarrer selbst die Kirchenthür, steckte den Schlüssel in seine Tasche, und zog sich in seine Wohnung zurück.

Hierauf nahm er sein Brevier, machte es sich an seinem Fenster in einem großen Sessel bequem, und die Augen abwechselnd auf das Buch und auf die Kirche geheftet, wartete er.

Gegen Mitternacht sah er das Licht, welches die Scheiben erleuchtete, abnehmen, erbleichen und erlöschen.

Dieses Mal war eine fremde, geheime, unerklärliche Ursache vorhanden, an welcher der arme Kirchendiener keinen Antheil haben konnte.

Einen Augenblick lang meinte der Pfarrer, daß sich Diebe in die Kirche schlichen und das Oel stöhlen. Aber wenn man annahm, daß der Frevel von Dieben begangen wäre, so waren es sehr rechtschaffene Schelme, sich darauf zu beschränken, das Oel zu stehlen, wenn sie die heiligen Gefäße verschonten.

Es waren also keine Diebe; es war also eine andere

Ursache, als alle die, welche man sich vorstellen konnte, vielleicht eine übernatürliche Ursache. Der Pfarrer beschloß, diese Ursache kennen zu lernen, welche sie auch sein möchte.

Am folgenden Abend goß er selbst das Oel ein, um sich fest zu überzeugen, daß er nicht durch ein Taschenspielerkunststück hintergangen wäre; dann, statt die Kirche zu verlassen, wie er es am Tage zuvor gethan hatte, versteckte er sich in einem Beichtstuhle.

Die Stunden verflossen, die Lampe leuchtete, mit einem ruhigen und bleichen Scheine; es schlug Mitternacht . . .

Der Pfarrer glaubte ein leises Geräusch gleich dem eines Steines zu hören, der von der Stelle gerückt wird; dann sah er Etwas wie den Schatten eines Thieres mit riesenhaften Füßen, welcher Schatten an einem Pfeiler hinaufstieg, längs eines Gesimses hinlief, einen Augenblick lang an dem Gewölbe erschien, längs des Seiles hinabging, und einen Halt auf der Lampe machte, welche anfing zu erbleichen, flatterte und erlosch.

Der Pfarrer befand sich in der tiefsten Dunkelheit. Er sah ein, daß das eine Erfahrung wäre, die er erneuern müßte, indem er sich dem Orte näherte, wo sich der Auftritt zutrug.

Nichts war leichter; statt sich in den Beichtstuhl zu setzen, welcher sich in dem von der Lampe entgegengesetztem Theile der Kirche befand, hatte er sich nur in dem Beichtstuhle zu verstecken, der sich nur einige Schritte weit von ihr befand.

Alles wurde daher am folgenden Tage, wie am Ta-

ge zuvor gemacht; nur wechselte der Pfarrer den Beichtstuhl und versah sich mit einer Blendlaterne.

Bis Mitternacht herrschte dieselbe Ruhe, dasselbe Schweigen, dieselbe Rechtschaffenheit der Lampe, ihren Dienst zu versehen. Aber bei dem letzten Schlage der Mitternachtsstunde entstand dasselbe Knistern wie am Tage zuvor. Nur, da das Knistern vier Schritte weit von dem Beichtstuhle entstand, konnten die Augen des Pfarrers sich unmittelbar auf die Stelle heften, von woher das Geräusch kam.

Es war das Grab des Ritters, welches krachte.

Hierauf erhob sich langsam die ausgehauene Steinplatte, welche das Grab bedeckte, und aus der Oeffnung des Grabes sah der Pfarrer eine Spinne von der Größe eines Pudels, mit sechs Zoll langen Haaren und eine Elle langen Füßen herauskommen, welche ohne Verzug, ohne Zögern, ohne einen Weg zu suchen, von dem man sah, daß er ihr nicht vertraut wäre, den Pfeiler zu erklimmen, auf dem Gesimse hinzulaufen, längs des Seiles sich herabzulassen, und dort angelangt das Oel der Lampe zu trinken begann, welche erlosch.

Aber nun nahm der Pfarrer seine Zuflucht zu seiner Laterne, deren Strahlen er auf das Grab richtete.

Nun bemerkte er, daß der Gegenstand, welcher es offen hielt, eine Kröte von der Größe einer Meerschildkröte war, welche, indem sie sich aufblähte, den Stein aufhob und die Spinne herausließ, welche auf der Stelle das Oel einsog, das sie mit ihrer Gefährtin zu theilen zurückkehrte.

Beide lebten auf diese Weise seit Jahrhundeeten in diesem Grabe, in welchem sie wahrscheinlicher Weise noch heut zu Tage wohnen würden, wenn nicht ein Zufall dem Pfarrer die Anwesenheit irgend eines Diebes in der Kirche geoffenbart hätte.

Am folgenden Tage hatte der Pfarrer bewaffnete Macht gefordert; man hatte den Grabstein aufgehoben und das Insect und die Kröte getödtet, deren Leichen an die Decke genagelt waren, und dieses außerordentliche Ereigniß bestätigten.

Außerdem war der Landmann, welcher Nodier die Sache erzählte, einer von denen, welche von dem Pfarrer berufen worden waren, die beiden Kostgänger in dem Grabe des Ritters zu bekämpfen, und da er besonders über die Kröte hergefallen war, so hatte ein Tropfen Blut des unreinen Thieres, welcher auf sein Augenlid gespritzt war, ihn beinahe wie Tobias blind gemacht.

Er war mit dem Verlust eines Auges davon gekommen.

IV.

Das Arsenal.

Für Nodier beschränkten sich die Geschichten von Kröten nicht darauf; es lag etwas Geheimnißvolles in der langen Lebensdauer dieses Thieres, was der Einbildungskraft Nodiers gefiel. Er wußte daher auch alle Geschichten von hundertjährigen oder tausendjährigen Kröten; alle in Steinen oder in Baumstämmen entdeckten Kröten, von der im Jahre 1756 von dem Bildhauer Leprince in Eretteville in Mitte eines harten Steines, in welchem sie eingesperrt war, gefundenen Kröte an, bis zu der im Jahre 1771 von Hérisant in ein Kästchen von Gyps eingeschlossenen Kröte, welche derselbe im Jahre 1774 vollkommen lebendig wiederfand, waren ihm bekannt. Wenn man Nodier fragte, wovon die unglücklichen Gefangenen lebten, so antwortete er: — Sie verschlingen ihre Haut. Er hatte eine Stutzerkröte studirt, welche sechs Male in

einem Winter eine neue Haut bekommen, und die sechs Male die alte verzehrt hatte. Was die anbetrifft, welche sich in Steinen der Urwelt seit der Schöpfung befanden, wie die Kröte, welche man in dem Steinbruche von Bourswick in Gothland fand, so schien die gänzliche Unthätigkeit, in der sie genöthigt gewesen waren zu bleiben, der Stillstand des Lebens in einer Temperatur, welche keine Auflösung zuließ, und die den Ersatz irgend eines Verlustes nicht nöthig machte, die Feuchtigkeit des Ortes, welche die des Thieres unterhielt, und die seine Zerstörung durch die Austrocknung verhinderte, alles das schienen Nodier hinreichende Gründe zu einer Ueberzeugung, in welcher eben so viel Glauben, als Wissenschaft lag.

Außerdem hatte Nodier, wie wir gesagt haben, eine gewisse natürliche Demuth, eine gewisse Neigung, sich selbst klein zu machen, die ihn zu dem Kleinen und Demüthigen hinzog. Nodier, der Bücherliebhaber, fand unter den Büchern unbekannte Meisterwerke, die er aus dem Grabe der Bibliotheken hervorzog; Nodier, der Menschenfreund, fand unter den Lebendigen unbekannte Dichter, die er bekannt machte und die er zu der Berühmtheit führte; jede Ungerechtigkeit, jede Unterdrückung empörte ihn, und nach seiner Meinung unterdrückte man die Kröte, man war ungerecht gegen sie, man kannte die Tugenden der Kröte nicht, oder man wollte sie nicht kennen lernen. Die Kröte war ein guter Freund, Nodier hatte es bereits durch die Verbindung der Kröte und der Spinne bewiesen, und im Nothfalle bewies er es zwei Male, indem er eine andere, nicht minder phantastische Geschichte, als die erste, von ei-

ner Kröte und einer Eidechse erzählte: — die Kröte war also nicht allein ein guter Freund, sondern auch noch ein guter Vater und ein guter Gatte. Indem sie ihre Frau selbst entbindet, hatte sie den Gatten die erste Lehre ehelicher Liebe gegeben; indem sie die Eier ihrer Familie um ihre Hinterpfoten wickelt oder sie auf ihrem Rücken trägt, hatte die Kröte den Familienhäuptern die erste Lehre der Vaterschaft gegeben; was diesen Geifer anbelangt, den die Kröte verbreitet oder selbst spritzt, wenn man sie quält, so versicherte Nodier, daß sie die unschuldigste Substanz wäre, die es auf der Welt gäbe, und er zog sie dem Geifer gar vieler Kritiker seiner Bekanntschaft vor.

Deshalb waren diese Kritiker nicht etwa gleich den Andern bei ihm empfangen, sondern sie wurden sogar gut empfangen; aber allmählig zogen sie sich von selbst zurück; sie fühlten sich nicht behaglich in Mitte dieses Wohlwollens, was die natürliche Atmosphäre des Arsenals war, und welche der Spott nur durchzog, wie der Leuchtkäfer in jenen schönen Nächten von Nizza und Florenz vorüberzieht, das heißt, um einen Schein zu werfen und sogleich zu erlöschen.

So gelangte man an das Ende eines reizenden Mittagessens, bei welchem alle Vorfälle, ausgenommen das Umwerfen des Salzes, ausgenommen ein auf die Rückseite gelegtes Brod, von der philosophischen Seite aufgenommen wurden; dann reichte man den Kaffee bei Tische. Nodier war im Grunde Sybarit, er schätzte vollkommen jene Empfindung gänzlicher Sinnlichkeit, welche keine Bewegung, keine Ortsveränderung, keine Störung zwischen

dem Nachtische und der Krone des Nachtisches verursacht. Während dieses Momentes asiatischer Wonne stand Madame Nodier auf, und ließ den Salon erleuchten. Ich, der ich keinen Kaffee trank, begleitete sie oft. Meine lange Gestalt war ihr von großem Nutzen, um die Kronleuchter anzuzünden, ohne auf die Stühle zu steigen.

Dann erleuchtete sich der Salon, denn vor dem Mittagsessen und an den gewöhnlichen Tagen war man immer nur in dem Schlafzimmer der Madame Nodier empfangen, dann erleuchtete sich der Salon und erhellte das weiß angestrichene mit Friesen aus der Zeit Ludwigs XV. geschmücktem Getäfel, ein höchst einfaches Ameublement, das aus zwölf Sesseln und einem Kanapee von rothem Kasimir bestand. Fenstervorhänge von derselben Farbe, einer Büste Hugos, einer Statüe Heinrichs IV., einem Porträt Nodiers und einer Alpenlandschaft von Regnier.

Fünf Minuten nach seiner Erleuchtung traten die Gäste in diesen Salon, in dem Nodier entweder auf den Arm Daugatz, oder auf den Arm Bixios, oder auf den Arm Francis Wey's oder auf den meinigen gestützt, als der Letzte kam, Nodier, der immer seufzte und sich beklagte, wie als ob er nur den Hauch gehabt hätte; nun streckte er sich in einen großen Sessel zur Rechten des Kamines aus, die Beine ausgestreckt, die Arme herabhängend, oder er stellte sich, die Waden nach dem Feuer, den Rücken nach dem Spiegel gewandt, vor das Gesims. Wenn er sich in den Sessel ausstreckte, so war Alles vorüber; in diesen Augenblick der Behaglichkeit versunken, die der Kaffee verleiht, wollte Nodier als Selbstsüchtiger sich selbst

genießen, und schweigend dem Traume seines Geistes folgen. Wenn er sich an das Gesims lehnte, so war es etwas anderes; dann wollte er erzählen, dann schwieg Jedermann, dann entfaltete sich eine jener reizenden Geschichten seiner Jugend, welche ein Roman von Longus, ein Idylle Theocrits, oder irgend ein trauriges Drama der Revolution schien, von dem immer ein Schlachtfeld der Vendée oder der Revolutionsplatz der Schauplatz waren, oder endlich irgend eine heimliche Verschwörung von Cadoudal oder von Oudet, von Staps oder von Lahorie; dann schwiegen die, welche eintraten, grüßten mit der Hand, setzten sich in einen Sessel oder lehnten sich an die Wand, dann endigte die Geschichte, wie Alles endet. Man klatschte nicht Beifall, nicht mehr als man dem Murmeln eines Flusses, dem Gesange eines Vogels Beifall klatscht; aber wenn das Murmeln erloschen, aber wenn der Gesang erstorben, horchte man noch; dann setzte sich Marie ohne etwas zu sagen an ihr Piano, und plötzlich erhob sich ein glänzendes Feuer von Noten in die Lüfte, wie das Vorspiel eines Feuerwerkes; dann setzten sich die in die Ecken verwiesenen Spieler an Tische und spielten.

Nodier hatte lange Zeit nur à la Bataille gespielt, das war sein Lieblingsspiel, und er behauptete, daß er sehr stark darin wäre; endlich hatte er dem Jahrhunderte eine Bewilligung gemacht, und er spielte Ecarté.

Dann sang Marie von ihr in Musik gesetzte Worte von Hugo, von Lamartine oder von mir; dann hörte man unter diesen reizenden, immer zu kurzen Melodien plötzlich das Vorspiel eines Contre-Tanzes erschallen, je-

der Tänzer eilte zu seiner Tänzerin, und der Ball begann.

Ein reizender Ball, zu dem Marie alle Musik machte, indem sie in Mitte der flüchtigen von ihren Fingern auf den Tasten des Pianos gemachten Triller denen ein Wort zuwarf, welche sich ihr bei jedem Traversé, bei jeder Chaine-des-Dames, bei jedem Chassé-Croisé näherten. Von diesem Augenblicke an verschwand Nodier, gänzlich vergessen, denn er war keiner jener herrschsüchtigen und brummigen Hausherren, deren Gegenwart man fühlt, und deren Herannahen man erräth. Er war der Wirth des Alterthumes, der zur Seite tritt, um dem Platz zu machen, den er empfängt, und der sich begnügte artig, schwach, fast weiblich zu sein.

Außerdem verschwand Nodier bald gänzlich, nachdem er ein wenig verschwunden war. Nodier legte sich frühzeitig zu Bett, oder vielmehr brachte man Nodier frühzeitig zu Bett. Es war Madame Nodier, welche diese Sorge übernommen hatte. Im Winter verließ sie zuerst den Salon, dann sah man zuweilen, wenn es keine Kohlen in der Küche gab, eine Wärmpfanne vorüber kommen, sich füllen und in das Schlafzimmer gehen. Nodier folgte der Wärmpfanne und Alles war damit abgemacht.

Zehn Minuten nachher kehrte Madame Nodier zurück. Nodier lag zu Bett und schlief unter den Melodien seiner Tochter und dem Geräusche und dem Gelächter der Tänzer ein.

Eines Tages fanden wir Nodier noch bei Weitem bescheidener, als gewöhnlich. Dieses Mal war er ver-

legen, beschämt. Wir fragten ihn voll Besorgniß, was er hätte.

Nodier war zum Akademiker ernannt worden.

Er machte Hugo und mir seine sehr bescheidenen Entschuldigungen.

Aber es war nicht seine Schuld, die Akademie hatte ihn in dem Augenblicke ernannt, wo er es am wenigsten erwartete.

Das kam daher, daß Nodier, für sich allein eben so gelehrt, als alle Akademiker mit einander, das Wörterbuch der Akademie Stein vor Stein zerstörte; er erzählte, daß der mit dem Artikel Krebs beauftragte Unsterbliche ihm eines Tages diesen Artikel gezeigt hätte, indem er ihn fragte, was er dazu meinte.

Der Artikel war in folgenden Ausdrücken abgefaßt:

„Krebs, kleiner rother Fisch, der rückwärts geht.“

— Es befindet sich nur ein Irrthum in Ihrer Erklärung, antwortete Nodier, nämlich, daß der Krebs kein Fisch ist, daß der Krebs nicht roth ist, daß der Krebs nicht rückwärts geht; das übrige ist vollkommen.

Ich vergesse zu sagen, daß während alle dem Marie Nodier sich verheirathete und Madame Menessier geworden war, aber diese Verheirathung hatte durchaus Nichts in dem Leben des Arsenals geändert. Julius war ein Freund von uns allen; man sah ihn seit langer Zeit in das Haus kommen; er wohnte darin, statt dahin zu kommen, das war Alles.

Ich irre mich, es war ein großes Opfer gebracht

worden, Nodier verkaufte seine Bibliothek; Nodier liebte seine Bücher, aber er vergötterte Marie.

Wir müssen auch sagen, daß Niemand so den Ruf eines Buches zu machen verstand, wie Nodier. Wollte er ein Buch verkaufen oder verkaufen lassen, so pries er es durch einen Artikel; mit dem, was er darin entdeckte, machte er aus ihm ein einziges Exemplar. Ich erinnere mich der Geschichte eines Bandes unter dem Titel der Zombi du grand Perou, von dem Nodier behauptete, daß es in den Colonien gedruckt wäre, und von dem er die Ausgabe aus eigener Machtvollkommenheit zerstörte; das Buch war fünf Franken werth, es stieg auf Hundert Thaler.

Vier Mal verkaufte Nodier seine Bücher, aber er behielt immer einen gewissen Grund, einen kostbaren Kern, mit Hilfe dessen er nach Verlauf von zwei bis drei Jahren seine Bibliothek wieder hergestellt hatte.

Eines Tages wurden alle diese reizenden Feste unterbrochen. Seit ein bis zwei Monaten war Nodier leidender, klagender. Da man es übrigens gewohnt war, Nodier klagen zu hören, so achtete man eben nicht sehr auf seine Klagen. Das kam daher, daß es bei dem Charakter Nodiers ziemlich schwer war, das wirkliche Uebel von den eingebildeten Leiden zu trennen. Dieses Mal wurde er indessen sichtlich schwächer. Er streifte nicht mehr auf den Kais herum, er machte keine Spaziergänge auf den Boulevards mehr, nur ging er noch langsam, wenn ein letzter Strahl der Herbstsonne von dem grauen Himmel fiel, nach Saint Mandé.

Das Ziel des Spazierganges war eine elende Schenke, in welcher in den schönen Tagen seiner guten Gesundheit sich Nodier mit Schwarzbrod regalirte; auf seinen Gängen begleitete ihn gewöhnlich die ganze Familie, mit Ausnahme Julius, der auf seinem Büreau zurückgehalten war. Es war Madame Nodier, es war Marie, es waren die beiden Kinder Karl und Georgette; Alle wollten den Gatten, den Vater und den Großvater nicht mehr verlassen. Man fühlte, daß man nur noch kurze Zeit mit ihm zusammen zu bleiben hätte, und man benutzte sie.

Bis auf den letzten Augenblick bestand Nodier auf Erhaltung des Sonntages; dann endlich bemerkte man, daß der Kranke von seinem Zimmer aus das Geräusch und das Treiben nicht mehr ertragen konnte, das in dem Salon stattfand. Eines Tages meldete uns Marie traurig, daß das Arsenal am folgenden Sonntage geschlossen sein würde; dann sagte sie leise zu den Vertrauten: Kommen Sie, wir werden plaudern.

Endlich wurde Nodier bettlägerig, um nicht wieder aufzustehen.

Ich besuchte ihn.

—O! mein lieber Dumas, sagte er zu mir, indem er mir so weit, als er mich erblickte, die Arme entgegen streckte, zu der Zeit, wo ich mich wohl befand, hatten Sie an mir nur einen Freund; seitdem ich krank bin, haben Sie an mir einen dankbaren Mann. Ich kann nicht mehr arbeiten, aber ich kann noch lesen, und wie Sie sehen, lese ich Sie, und wenn ich ermüdet bin, so rufe ich meine Tochter, und meine Tochter liest Sie.

Und Nodier zeigte mir in der That meine auf seinen Bette und auf seinem Tische zerstreuten Bücher.

Das war einer meiner Momente wirklichen Stolzes. Von der Welt abgesondert las Nodier, der nicht mehr arbeiten konnte, Nodier, dieser unermeßliche Verstand, der Alles wußte, las Nodier mich, und belustigte sich, indem er mich las.

Ich ergriff ihn bei den Händen, ich hätte sie küssen mögen, so sehr fühlte ich die Dankbarkeit.

Auch ich hatte am Tage zuvor Etwas von ihm gelesen, einen kleinen Band, der so eben in zwei Lieferungen der Revue des deux Mondes erschienen war.

Es war Ines de las Sieras.

Ich war erstaunt. Dieser Roman, eines der letzten Werke, welche Karl herausgab, war so frisch, so blühend, daß man hätte glauben können, es sei eine Arbeit seiner Jugend, welche Nodier wieder aufgefunden und an dem andern Horizonte seines Lebens herausgegeben hätte.

Diese Geschichte der Ines war eine Geschichte von Erscheinungen, von Gespenstern, von Phantomen, nur, ganz phantastisch während des ersten Theiles, hörte sie auf, es in dem zweiten zu sein; das Ende erklärte den Anfang.

O! über diese Erklärung beklagte ich mich bitterlich bei Nodier.

— Es ist wahr, sagte er zu mir, ich habe Unrecht gehabt; aber ich habe eine andere; diese werde ich nicht verderben, sein Sie unbesorgt.

—Das lasse ich mir gefallen. Und wann werden Sie Sich an dieses Werk machen?

Nodier ergriff mich bei der Hand.

—Diese werde ich nicht verderben, weil ich sie nicht schreiben werde, sagte er.

—Und wer wird sie schreiben?

—Sie.

—Wie! ich, mein guter Karl? aber ich kenne Ihre Geschichte nicht.

—Ich werde sie Ihnen erzählen. O! diese sparte ich für mich auf, oder vielmehr für Sie.

—Mein guter Karl, Sie werden sie erzählen, Sie werden sie schreiben, Sie werden sie drucken lassen.

Nodier schüttelte den Kopf.

—Ich will sie Ihnen erzählen, äußerte er, Sie werden sie mir zurückgeben, wenn ich wieder gesund werde.

—Warten Sie meinen nächsten Besuch ab; wir haben Zeit.

—Mein Freund, ich mögte Ihnen das sagen, was ich einem Gläubiger sagte, als ich ihm eine Abschlagszahlung gab: — Nehmen Sie immerhin.

Und er begann.

Nodier hatte niemals auf eine so reizende Weise erzählt.

O! wenn ich eine Feder, wenn ich Papier gehabt, wenn ich so schnell als die Sprache hätte schreiben können!

Die Geschichte war lang, ich blieb zum Mittagessen.

Nach dem Mittagessen war Nodier eingeschlafen. Ich verließ das Arsenal, ohne ihn wieder zu sehen.

Ich sah ihn nicht mehr wieder.

Nodier, von dem man glaubte, daß er sich so leicht beklagte, hatte im Gegentheile seiner Familie seine Leiden bis zum letzten Augenblicke verhehlt. Als er die Wunde aufdeckte, erkannte man, daß die Wunde tödtlich war.

Nodier war nicht allein Christ, sondern auch noch guter und wahrer Katholik. Er hatte sich von Marie versprechen lassen, ihm einen Priester zu besorgen, sobald die Stunde dazu gekommen wäre. Die Stunde war gekommen, Marie ließ den Pfarrer von Sanct Paul holen.

Nodier beichtete. Armer Nodier! es mußte gar viele Sünden in seinem Leben geben, aber zuverlässig war nicht ein Vergehen darin. Als die Beichte beendigt, trat die ganze Familie ein.

Nodier lag in einem dunklen Alkoven, von wo aus er die Arme über seine Frau, über seine Tochter und über seine Enkel ausstreckte.

Hinter der Familie befand sich die Dienerschaft.

Hinter der Dienerschaft die Bibliothek, das heißt jene Freunde, die sich niemals ändern, — die Bücher.

Der Pfarrer verrichtete mit lauter Stimme die Gebete, auf welche Nodier gleichfalls mit lauter Stimme wie ein Mann antwortete, der mit der christlichen Liturgie vertraut ist. Dann, als die Gebete beendigt, umarmten Jedermann, beruhigte Jeden über seinen Zustand, und versicherte, daß er noch Leben für ein bis zwei Tage

fühlte, besonders wenn man ihn während einiger Stunden schlafen ließe.

Man ließ Nodier allein und er schlief fünf Stunden.

Am 26. Januar Abends, das heißt, am Tage vor seinem Tode, nahm das Fieber zu und brachte ein wenig Phantasiren hervor; gegen Mitternacht erkannte er Niemand mehr, sein Mund sprach Worte ohne Zusammenhang aus, unter denen man die Namen Tacitus und Fenelon unterschied.

Gegen zwei Uhr begann der Tod an die Thür zu klopfen. Nodier wurde von einer heftigen Krisis geschüttelt, seine Tochter war über sein Kopfkissen geneigt, und reichte ihm eine Tasse mit einem beruhigenden Tranke; er schlug die Augen auf, blickte Marie an und erkannte sie an ihren Thränen; nun nahm er die Tasse aus ihren Händen und trank den Inhalt derselben begierig aus.

— Du hast das gut gefunden? fragte Marie.

— O, ja! mein Kind, wie Alles, was von Dir kömmt.

Und die arme Marie ließ ihren Kopf auf das Kopfkissen sinken, indem sie mit ihren Haaren die feuchte Stirn des Sterbenden bedeckte.

— O! wenn Du so bliebest, flüsterte Nodier, so würde ich niemals sterben. *)

---

*) Franzis Wey hat über die letzten Augenblicke Nodiers Notizen voll Interesse herausgegeben, die aber, blos für die Freunde geschrieben, nur zu fünf und zwanzig Exemplaren abgedruckt sind.

Der Tod klopfte immer fort.

Die Extremitäten begannen kalt zu werden; aber in dem Maße, als das Leben heraufstieg, zog es sich in dem Kopfe zusammen, und machte Nodier einen weit hellsehenderen Verstand, als er ihn jemals gehabt hatte.

Nun segnete er seine Frau und seine Kinder, dann fragte er nach dem Datum des Monats.

—Es ist der 27. Januar, sagte Madame Nodier.

—Ihr werdet diesen Datum nicht vergessen, meine Freunde, nicht wahr? sagte Nodier.

Indem er sich hierauf nach dem Fenster wandte, äußerte er mit einem Seufzer:

—Ich mögte wohl noch ein Mal den Tag sehen.

Hierauf schlief er ein.

Dann wurde sein Hauch aussetzend.

Dann endlich, in dem Augenblicke, wo der erste Strahl des Tages die Fensterscheiben traf, schlug er die Augen wieder auf, machte mit den Lippen, machte mit dem Blicke ein Zeichen des Abschiedes, und verschied.

Mit Nodier starb in dem Arsenal Alles, Freude, Leben und Licht; es war eine Trauer, die uns Alle überfiel; jeder verlor einen Theil seiner selbst, indem er Nodier verlor.

Ich für mein Theil weiß nicht, wie ich das ausdrücken soll, aber ich habe etwas Todtes in mir, seitdem Nodier gestorben ist.

Dieses Etwas lebt nur, wenn ich von Nodier spreche.

Deshalb spreche ich so oft von ihm.

Die Geschichte, welche man nun lesen wird, ist die Geschichte, welche Nodier mir erzählt hat.

V.

Die Familie Hoffmann.

Unter die Zahl jener köstlichen Städte, welche an den Ufern des Rheines wie die Perlen eines Rosenkranzes, dessen Fäden der Fluß bildete, zerstreut liegen, muß man Mannheim rechnen, die zweite Hauptstadt des Großherzogthumes Baden, Mannheim, die zweite Residenz des Großherzogs.

Heut zu Tage, wo die Dampfschiffe, welche den Rhein hinauf und hinabfahren, bei Mannheim vorüberkommen, heut zu Tage, wo eine Eisenbahn nach Mannheim führt, heut zu Tage, wo Mannheim unter dem Knattern des Gewehrfeuers, mit zerstreuten Haaren und mit blutgefärbtem Gewande die Fahne der Empörung gegen seinen Großherzog geschüttelt hat, weiß ich nicht mehr was Mannheim ist; aber ich will meinen Lesern sagen,

was Mannheim zu der Zeit war, wo diese Geschichte beginnt, das heißt vor bald sechsundfunfzig Jahren.

Es war eine ächt Deutsche Stadt, zugleich ruhig und politisch, ein wenig traurig oder vielmehr ein wenig tiefsinnig; es war die Stadt der Romane August Lafontaines und der Gedichte Goethes, der Henriette Bellmann und Werthers.

In der That, es handelte sich nur darum, einen Blick auf Mannheim zu werfen, um augenblicklich zu urtheilen, indem man seine Häuser ehrbarer Weise in eine Reihe gestellt, seine Eintheilung in vier Quartiere, seine breiten und schönen Straßen sah, auf denen das Gras wächst, seinen mythologischen Brunnen, seine von einer doppelten Reihe Acacien beschattete Promenade, welche es von dem einem Ende bis zum andern durchschneidet, um zu urtheilen, wie freundlich und angenehm das Leben in einem solchen Paradiese sein müßte, wenn nicht zuweilen die verliebten oder die politischen Leidenschaften in ihm Werther seine Pistole oder Sand einen Dolch in die Hand gäben.

Es befindet sich dort besonders ein Platz, der einen ganz eigenthümlichen Charakter hat, das ist der, auf welchem sich zugleich die Kirche und das Theater erhebt.

Kirche und Theater müssen zu gleicher Zeit, und wahrscheinlicher Weise von demselben Baumeister erbaut worden sein; wahrscheinlicher Weise auch noch gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo die Launen einer Favoritin in dem Grade Einfluß auf die Kunst hatten, daß eine ganze Seite der Kunst ihren Namen annahm,

von der Kirche bis zu dem kleinen Hause, von der zehn Fuß hohen Bronzestatue, bis zu der kleinen von Sächsischem Porzellan.

Die Kirche und das Theater von Mannheim sind also in dem Style Pompadour.

Die Kirche hat zwei äußere Nischen; in der einen dieser beiden Nischen steht eine Minerva, und in der andern eine Hebe.

Die Thüre des Theaters ist von zwei Sphinxen überragt. Diese beiden Sphinxe stellen, die eine das Lustspiel, die andere das Trauerspiel vor.

Die erste dieser beiden Sphinxe hält unter ihrer Klaue eine Maske, die zweite einen Dolch. Beide sind frisirt und haben einen gepuderten Zopf, was ihren egyptischen Charakter wundervoll ausschmückt.

Uebrigens besteht der ganze Platz aus bemalten Häusern, krausen Bäumen, mit Blumenguirlanden versehenen Mauern von demselben Charakter, und bildet ein höchst ergötzliches Ganze.

Nun denn! Wir wollen unsere Leser in ein auf dem ersten Stockwerke eines Hauses, dessen Fenster schräg auf das Portal der Jesuitenkirche gehen, gelegenes Zimmer führen, wobei wir ihnen nur bemerklich machen, daß wir sie um mehr als ein halbes Jahrhundert verjüngen, und daß wir in dem Jahre der Gnade oder der Ungnade 1793, und am Sonntag, den 10. des Monats Mai sind. Alles steht daher im Begriffe zu blühen; das Schilf an dem Ufer des Flusses, die Tausendschönchen auf der Wiese,

der Hagedorn in den Hecken, die Rose in den Gärten und die Liebe in den Herzen.

Fügen wir jetzt Folgendes hinzu; nämlich, daß eines der Herzen, welche am heftigsten in der Stadt Mannheim und in ihrer Umgegend schlugen, das des jungen Mannes war, welcher dieses kleine Zimmer bewohnte, von dem wir so eben gesprochen haben, und dessen Fenster schräg auf das Portal der Jesuitenkirche gingen.

Zimmer und junger Mann verdienen beide einer besondern Beschreibung.

Das Zimmer war zuverlässig das eines launigen und zugleich pittoresken Kopfes, denn es hatte zugleich das Ansehen einer Werkstatt, eines Musikladens und eines Arbeitszimmers.

Es fand sich darin eine Palette, Pinsel und eine Staffelei, und auf dieser Staffelei eine angefangene Skizze.

Es befand sich darin eine Guitarre, eine Geige und ein Piano, und auf diesem Piano eine aufgeschlagene Sonate.

Es befand sich darin eine Feder, Tinte und Papier, und auf diesem Papiere der Anfang von dem Entwurfe einer Ballade.

Dann längs der Wände Bögen, Pfeile, Armbrüste des fünfzehnten Jahrhunderts, Kupferstiche des sechszehnten, musikalische Instrumente des siebzehnten, Truhen aller Zeiten, Bierkrüge von allen Formen, Wasserkannen aller Arten, endlich Halsbänder von Glasperlen, Fächer von Federn, ausgestopfte Eidechsen, getrocknete Blumen, kurz eine ganze Welt, aber eine Welt, welche keine fünfundzwanzig Thaler gutes Geld werth waren.

War der, welcher dieses Zimmer bewohnte, ein Maler, ein Musiker oder ein Dichter? Wir wissen es nicht.

Zuverlässig war er aber ein Raucher; denn unter allen diesen Sammlungen war die vollständigste, die am meisten ins Auge fallende, die Sammlung, welche den Ehrenplatz einnahm und über einem alten Kanapee, in dem Bereiche der Hand eine Sonne bildete, eine Sammlung von Pfeifen.

Aber, mochte er nun Dichter, Musiker, Maler oder Raucher sein, für den Augenblick rauchte, malte, componirte, noch dichtete er.

Nein, er sah.

Er sah, regungslos, an die Wand gelehnt stehend mit angehaltenem Athem; er sah aus seinem offenen Fenster, nachdem er sich aus dem Vorhange einen Schanzkorb gebildet hatte, um zu sehen ohne gesehen zu werden; er sah wie man sieht, wenn die Augen nur die Brille des Herzens sind!

Was betrachtete er?

Einen für den Augenblick vollkommen einsamen Ort, das Portal der Jesuitenkirche.

Es ist wahr, daß das Portal verlassen war, weil die Kirche voll war.

Wie war nun das Aeußere dessen, welcher dieses Zimmer bewohnte, dessen, welcher hinter diesem Vorhange betrachtete, und dessen Herz bei der Betrachtung so klopfte?

Es war ein junger Mann von höchstens achtzehn Jahren, von kleiner Gestalt, von magerem Körper, von schüchternem Aeußeren. Seine langen schwarzen Haare

fielen von seiner Stirn bis unter seine Augen herab, welche sie verschleierten, wenn er sie nicht mit der Hand zur Seite strich, und durch den Schleier seiner Haare leuchtete sein Blick starr und scheu wie der Blick eines Menschen, dessen Geisteskräfte nicht immer in vollkommenem Gleichgewichte bleiben.

Dieser junge Mann war weder ein Dichter, noch ein Maler, noch ein Musiker; er war eine Zusammensezzung von alle dem; er war eine Vereinigung der Malerei, der Musik und der Poesie; er war ein wunderliches, phantastisches, gutes und schlechtes, tapferes und schüchternes, thätiges und faules Ganze; kurz, dieser junge Mann war Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann.

Er war in einer strengen Winternacht im Jahre 1776 geboren, während der Wind pfiff, während der Schnee fiel, während alles Das litt, was nicht reich war; er war in Königsberg, im Hintergrunde von Altpreußen geboren, so schwach, so schmächtig, so armselig gebaut geboren, daß die Kleinheit seiner Person Jedermann glauben ließ, daß es weit dringender wäre, ihm einen Sarg zu bestellen, als ihm eine Wiege zu kaufen. Er war in demselben Jahre geboren, in welchem Schiller, als er sein Trauerspiel die Räuber schrieb, unterzeichnete: Schiller, der Sclave Klopstocks; in dem Schooße einer jener alten Bürgerfamilien geboren, wie wir zu den Zeiten der Fronde deren in Frankreich hatten, wie es deren noch in Deutschland gibt, wie es deren aber bald nirgends mehr geben wird; von einer Mutter mit kränklicher Leibesbeschaffenheit, aber voll inniger Ergebung geboren, was ihrer

ganzen leidenden Person das Aussehen einer liebenswürdigen Schwermuth verlieh; von einem Vater mit strengem Verfahren und Charakter geboren, denn dieser Vater war Kriminalrath und Justizcommissär bei dem Oberlandesgerichte. Um diese Mutter und diesen Vater herum gab es Onkel, die Richter, Onkel, die Amtleute, Onkel, die Bürgermeister waren, noch junge, noch schöne, noch gefallsüchtige Tanten; Onkel und Tanten waren alle Musiker, alle Künstler, alle waren voll Leben und voll Munterkeit. Hoffmann sagte, sie gesehen zu haben; er erinnerte sich ihrer, wie sie um ihn herum, als er ein Kind von sechs, von acht, von zehn Jahren war, sonderbare Concerte ausführten, bei denen Jeder eines jener alten Instrumente spielte, von denen man heut zu Tage nicht einmal mehr die Namen kennt; Hackbrete, Fiedeln, Cithern, Rasseln, Geigen, Baßgeigen. Freilich hatte Niemand anders als Hoffmann jemals diese musikalischen Onkel, diese musikalischen Tanten gesehen, und Onkel und Tanten hatten sich einer nach dem andern wie Gespenster zurückgezogen, nachdem sie, indem sie sich zurückzogen, das Licht auslöschten, das auf ihren Pulten brannte.

Von allen diesen Onkels blieb indessen einer, von allen diesen Tanten eine übrig.

Diese Tante war eine der reizenden Erinnerungen Hoffmanns.

In dem Hause, in welchem Hoffmann seine Jugend zugebracht hatte, lebte eine Schwester seiner Mutter, eine junge Frau mit lieblichen und bis auf den Grund der Seele dringenden Blicken; eine sanfte, geistreiche junge

Frau voller Scharfsinn, die in dem Kinde, das jeder für einen Narren, für einen Wahnsinnigen, für einen Tollkopf hielt, einen erhabenen Verstand sah, die allein, wohl verstanden mit seiner Mutter, für ihn sprach, die ihm Genie und Ruhm prophezeite, eine Prophezeiung, welche der Mutter Hoffmanns mehr als ein Mal die Thränen in die Augen treten ließ, denn sie wußte, daß der unzertrennliche Gefährte des Genies und des Ruhmes das Unglück ist.

Diese Tante war die Tante Sophie.

Diese Tante war musikalisch wie die ganze Familie, sie spielte die Laute. Wenn Hoffmann in seiner Wiege erwachte, so erwachte er in eine tönende Harmonie gebadet; wenn er die Augen aufschlug, so sah er die anmuthige Gestalt der jungen, mit ihrem Instrumente vereinigten Frau. Sie war gewöhnlich in ein wassergrünes Kleid mit Rosaschleifen gekleidet; sie war gewöhnlich von einem alten Musiker mit krummen Beinen und weißer Perücke begleitet, der einen Baß spielte, der weit größer war als er, an den er sich klammerte, indem er hinauf und hinabstieg, wie es eine Eidechse an einem Kürbisse macht; an diesem Strome von Harmonie, der wie ein Wasserfall von Perlen von den Fingern der schönen Euterpe fiel, hatte Hoffmann den Zaubertrank getrunken, der ihn selbst zum Musiker gemacht hatte.

Tante Sophie war daher auch, wie wir gesagt haben, eine der reizenden Erinnerungen Hoffmanns.

Dem war nicht eben so mit seinem Onkel.

Der Tod von Hoffmanns Vater, die Krankheit sei-

ner Mutter, hatten ihn in den Händen dieses Onkels gelassen.

Er war ein eben so pünktlicher Mann, als der arme Hoffmann unordentlich war, eben so geregelt, als der arme Hoffmann wunderlich phantastisch war, und dessen Geist der Ordnung und der Pünktlichkeit sich ewig mit seinem Neffen beschäftigt hatte, aber immer ebenso vergebens, als sich der Kaiser Karl V. mit seinen Standuhren beschäftigt hatte; der Onkel mochte thun, was er wollte, die Uhr schlug immer nach der Laune des Neffen, niemals nach der seinigen.

Trotz seiner Pünktlichkeit und seiner Regelmäßigkeit war dieser Onkel Hoffmanns indessen im Grunde kein zu großer Feind der Künste und der Einbildungskraft; er duldete sogar die Musik, die Poesie und die Malerei; aber er behauptete, daß ein vernünftiger Mann nur nach seinem Mittagessen zu solchen Erholungen die Zuflucht nehmen dürfte, um die Verdauung zu erleichtern. Nach diesem Thema hatte er das Leben Hoffmanns geordnet; so viel Stunden für den Schlaf, so viel Stunden für das Studium der Rechtswissenschaft, so viel Stunden für das Mahl, so viel Minuten für die Musik, so viel Minuten für die Malerei, so viel Minuten für die Dichtkunst.

Hoffmann hätte alles Das umkehren und sagen mögen, so viel Minuten für das Studium der Rechtswissenschaft und so viel Stunden für die Dichtkunst, die Malerei und die Musik; aber Hoffmann war nicht der Herr; es war daraus hervorgegangen, daß Hoffmann einen Ab-

schen gegen die Rechtswissenschaft und gegen seinen Onkel gefaßt hatte, und daß er eines Tages mit einigen Thalern in der Tasche aus Königsberg entflohen war und Heidelberg erreicht hatte, wo er sich kurze Zeit aufgehalten, wo er aber wegen der schlechten Musik, die man auf dem Theater machte, nicht hatte bleiben können.

Dem zu Folge war er von Heidelberg nach Mannheim gegangen, dessen Theater, neben dem er sich, wie man sieht, eingemiethet hatte, dafür galt, der Nebenbuhler der lyrischen Bühne von Frankreich und Italien zu sein; wir sagen von Frankreich und Italien, weil man nicht vergessen wird, daß erst fünf bis sechs Jahre vor der Zeit, zu welcher wir gelangt sind, in der königlichen Akademie der Musik der große Kampf zwischen Gluck und Piccini stattgefunden hatte.

Hoffmann befand sich also in Mannheim, wo er neben dem Theater wohnte, und wo er von dem Ertrage seiner Malerei, seiner Musik und seiner Dichtkunst, verbunden mit einigen Friedrichsd'orn, die ihm seine Mutter von Zeit zu Zeit zukommen ließ, in dem Augenblicke lebte, wo wir uns das Vorrecht des hinkenden Teufels anmaßend, die Decke seines Zimmers aufgehoben, und ihn unseren Lesern stehend, an die Wand gelehnt, regungslos hinter seinem Vorhange, athemlos, die Augen auf das Portal der Jesuitenkirche geheftet, gezeigt haben.

VI.

Ein Verliebter und ein Narr.

In dem Augenblicke, wo einige Personen, welche aus der Jesuitenkirche kamen, obgleich die Messe kaum halb beendigt war, die Aufmerksamkeit Hoffmanns weit gespannter machten, als jemals, klopfte man an seine Thür.

Der junge Mann schüttelte den Kopf und stampfte mit einer Regung der Ungeduld mit dem Fuße, aber antwortete nicht.

Man klopfte ein zweites Mal.

Er schleuderte dem Unbescheidenen einen schiefen Blick durch die Thür zu.

Man klopfte ein drittes Mal.

Dieses Mal blieb der junge Mann gänzlich regungslos; er war augenscheinlich entschlossen, nicht aufzumachen.

Aber statt darauf zu beharren, zu klopfen, begnügte sich der Besuch, einen der Vornamen Hoffmanns auszusprechen.

—Theodor, sagte er.

—Ah! Du bist es, Zacharias Werner, murmelte Hoffmann.

—Ja, ich bin es; hältst Du darauf, allein zu sein?

—Nein, warte.

Und Hoffmann ging aufzumachen.

Ein großer, bleicher, magerer und blonder junger Mann trat ein wenig verwirrt ein. Er konnte drei bis vier Jahre älter sein, wie Hoffmann. In dem Augenblicke, wo die Thür aufging, legte er ihm die Hand auf die Schulter und drückte ihm die Lippen auf die Stirn, wie es ein älterer Bruder hätte thun können.

Er war in der That ein wahrer Bruder für Hoffmann. In demselben Hause, als er, geboren, war Zacharias Werner, der zukünftige Verfasser von Martin Luther, von Attila, des 24. Februar, des Kreuzes an der Ostsee unter dem doppelten Schutze seiner Mutter und der Mutter Hoffmanns herangewachsen.

Beide von einem Nervenübel befallen, das sich mit Wahnsinn endigte, hatten die beiden Frauen diese Krankheit auf ihre Kinder übertragen, welche, durch die Uebertragung gemildert, sich bei Hoffmann in phantastische Einbildungskraft verwandelte und bei Zacharias in Neigung zur Schwermuth. Die Mutter dieses Letzteren glaubte sich gleich der Jungfrau mit einer göttlichen Sendung beauftragt.

Ihr Sohn, ihr Zacharias, sollte der neue Christus, der zukünftige, von der heiligen Schrift verheißene Siloe sein. Während er schlief, flocht sie ihm Kränze von Kornblumen, mit denen sie seine Stirn umschlang; sie kniete vor ihm nieder, indem sie mit ihrer sanften und lieblichen Stimme die schönsten Loblieder Luthers in der Hoffnung sang, bei jedem Verse den Kranz von Kornblumen sich in einen Heiligenschein verwandeln zu sehen.

Die beiden Kinder waren mit einander erzogen; besonders weil Zacharias in Heidelberg wohnte, wo er studirte, war Hoffmann aus dem Hause seines Onkels entflohen, und indem er Hoffmann's Freundschaft durch Freundschaft erwiderte, hatte Zacharias nun auch Heidelberg verlassen, und war zu Hoffmann nach Mannheim gekommen, als Hoffmann in Mannheim eine bessere Musik gesucht, als die, welche er in Heidelberg fand.

So bald sie aber einmal vereinigt, so bald sie einmal in Mannheim fern von der Gewalt dieser so sanften Mutter waren, hatten die beiden jungen Leute Gefallen an Reisen gefaßt, dieser unerläßlichen Vollendung der Erziehung des deutschen Studenten, und sie hatten beschlossen Paris zu besuchen.

Werner, wegen des außerordentlichen Schauspieles, welches die Hauptstadt von Frankreich in Mitte der Schreckenszeit bieten mußte, zu welcher sie gelangt war.

Hoffmann, um die französische Musik mit der italienischen zu vergleichen, und besonders, um die Mittel der französischen Oper für die Aufführung und für die Decorationen zu studiren, da Hoffmann seit dieser Zeit den

Gedanken hatte, Theaterdirector zu werden, den er sein ganzes Leben lang hegte.

Leichtfertig aus Temperament, obgleich religiös durch die Erziehung, gedachte Werner wohl zu gleicher Zeit für sein Vergnügen diese außerordentliche Freiheit der Sitten zu benutzen, zu der man im Jahre 1793 gelangt war, und von der einer seiner seit kurzem von einer Reise nach Paris zurückgekehrten Freunde ihm eine so reizende Schilderung gemacht, daß diese Schilderung dem wollüstigen Studenten den Kopf verdreht hatte.

Hoffmann gedachte die Museen zu besuchen, von denen man ihm viele Wunder erzählt hatte, und, da er noch in seiner Manier schwankte, die italienische Malerei mit der deutschen zu vergleichen.

Welches übrigens die geheimen Beweggründe auch sein mogten, welche die beiden Freunde antrieben, das Verlangen, Frankreich zu besuchen, war bei Beiden gleich.

Um diesen Wunsch auszuführen, fehlte ihnen nur Eines, das Geld.

Aber durch ein seltsames Zusammentreffen hatte es der Zufall gewollt, daß Zacharias und Hoffmann an demselben Tage jeder von seiner Mutter fünf Friedrichsd'or erhalten hatten.

Zehn Friedrichsd'or machten ohngefähr zwei Hundert Franken aus; das war eine hübsche Summe für zwei Studenten, welche mit monatlich fünf Thalern für Wohnung, Kost und Heitzung lebten. Aber diese Summe war sehr unzulänglich, um die merkwürdige im Plane stehende Reise auszuführen.

Ein Gedanke war in den beiden jungen Leuten aufgestiegen, und da sie diesen Gedanken Beide zu gleicher Zeit gehabt hatten, so hatten sie ihn für eine Eingebung des Himmels gehalten.

Er bestand darin, an die Spielbank zu gehen, und Jeder die fünf Friedrichsd'or zu wagen.

Mit diesen zehn Friedrichsd'or war keine Reise möglich. Wenn man diese zehn Friedrichsd'or auf das Spiel setzte, so konnte man eine Summe gewinnen, um die Reise um die Welt zu machen.

Wie gesagt, so gethan, die Badezeit nahte heran, und seit dem 1. Mai waren die Spielhäuser eröffnet; Werner und Hoffmann gingen in ein Spielhaus.

Werner versuchte zuerst das Glück, und verlor in fünf Malen seine fünf Friedrichsd'or.

Die Reihe Hoffmanns war gekommen.

Hoffmann wagte zitternd seinen ersten Friedrichsd'or und gewann.

Durch diesen Anfang ermuthigt, verdoppelte er. Hoffmann hatte einen Glückstag; er gewann vier Male unter fünf, und der junge Mann gehörte zu denen, welche Vertrauen zu dem Glücke haben. Statt zu zögern, ging er dreist von Parolis zu Parolis, man hätte glauben können, daß eine übernatürliche Macht ihn unterstützte; ohne irgend eine Berechnung warf er sein Gold auf eine Karte, und sein Gold verdoppelte, verdreifachte, verfünffachte sich; zitternder als ein Fieberkranker, bleicher als ein Gespenst, murmelte Zacharias: — Genug, Theodor, genug! — aber der Spieler spottete über diese kindische Verzagt-

heit, das Gold folgte dem Golde, und das Gold erzeugte das Gold. Endlich schlug es zwei Uhr Morgens; das war die Stunde von dem Schlusse der Bank, das Spiel hörte auf; ohne zu zählen, nahmen die beiden jungen Leute jeder eine Last Gold. Zacharias, der nicht zu glauben vermogte, daß all dieses Vermögen sein wäre, entfernte sich zuerst; Hoffmann wollte ihm folgen, als ein alter Officier, der ihn während der ganzen Zeit nicht aus dem Gesicht verloren hatte, wo er gespielt, ihn in dem Augenblicke zurückhielt, als er über die Schwelle der Thür schreiten wollte.

—Junger Mann, sagte er, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte und ihn fest anblickte, wenn Sie so fort spielen, so werden Sie die Bank sprengen, ich gebe es zu; aber wenn die Bank gesprengt ist, werden Sie dadurch nur eine um so sichere Beute für den Teufel sein.

Und ohne die Antwort Hoffmanns abzuwarten, verschwand er. Hoffmann verließ nun auch das Haus, aber er war nicht mehr derselbe. Die Prophezeiung des alten Soldaten hatte ihn wie ein Eisbad erkaltet, und dieses Gold, mit dem seine Taschen angefüllt waren, drückte ihn. Es schien ihm, als ob er eine Sündenlast trüge.

Werner erwartete ihn vergnügt. Beide kehrten mit einander in Hoffmanns Wohnung zurück, der eine lachend, tanzend, singend; der andere tiefsinnig, fast traurig.

Der, welcher lachte, tanzte und sang, war Werner.

Der, welcher tiefsinnig und fast traurig war, war Hoffmann.

Uebrigens beschlossen Beide, am Abende des folgenden Tages nach Frankreich abzureisen.

Sie trennten sich, indem sie sich umarmten.

Allein geblieben, zählte Hoffmann sein Gold.

Er hatte fünf Tausend Thaler.

Er überlegte lange, und schien schwierig zu einem Entschluß zu kommen.

Während er bei dem Scheine einer kupfernen Lampe überlegte, die das Zimmer erleuchtete, war sein Gesicht bleich und seine Stirn triefte von Schweiß.

Bei jedem Geräusche, das um ihn herum entstand, mogte dieses Geräusch auch so unauffaßbar als das Rauschen von dem Flügel einer Mücke sein, erbebte Hoffmann, wandte sich um und blickte voll Schrecken um sich.

Die Prophezeiung des Officiers fiel ihm wieder ein; er murmelte leise Verse aus dem Faust, und er meinte auf der Schwelle der Thür die nagende Ratte, in der Ecke seines Zimmers den schwarzen Pudel zu sehen.

Endlich war sein Entschluß gefaßt.

Er legte Tausend Thaler bei Seite, welche er als die höchstens für seine Reise nothwendige Summe betrachtete, machte aus den andern vier Tausend Thalern ein Paket, befestigte dann mit Siegellack eine Karte auf das Paket, und schrieb auf diese Karte:

An den Herrn Bürgermeister von Königsberg, um unter die ärmsten Familien der Stadt vertheilt zu werden.

Dann, zufrieden mit dem Siege, den er über sich selbst davon getragen, wieder gestärkt durch das, was er

gethan hatte, kleidete er sich aus, legte sich zu Bett, und schlief bis zu dem folgenden Tage um sieben Uhr Morgens.

Um sieben Uhr erwachte er, und sein erster Blick war für seine Tausend sichtbaren, und seine vier Tausend versiegelten Thaler. Er glaubte geträumt zu haben.

Der Anblick der Gegenstände versicherte ihn über die Wirklichkeit dessen, was sich am Tage zuvor zugetragen hatte.

Aber was, besonders für Hoffmann, eine Wirklichkeit war, obgleich kein materieller Gegenstand da war, um ihn daran zu erinnern, war die Prophezeiung des alten Officiers.

Er kleidete sich daher auch ohne irgend eine Reue wie gewöhnlich an, und indem er seine vier Tausend Thaler unter den Arm nahm, ging er aus, um sie selbst auf die Post zu tragen, nachdem er indessen Sorge getragen hatte, die übrigen Tausend Thaler in seine Schublade zu verschließen.

Hierauf, da es, wie man sich erinnern wird, verabredet war, daß die beiden Freunde am selben Abend nach Frankreich abreisen sollten, so begann Hoffmann seine Vorbereitungen zur Reise zu machen.

Im Hin- und Hergehen, indem er ein Kleid abstäubte, ein Hemd zusammen schlug, zwei Taschentücher zusammenlegte, warf Hoffmann die Augen auf die Straße und blieb in der Stellung, in welcher er war.

Ein junges Mädchen von sechszehn bis siebzehn Jahren, reizend, zuverlässig fremd in der Stadt Mannheim,

da Hoffmann sie nicht kannte, kam von dem entgegengesetzten Ende der Straße und ging nach der Kirche.

In seinen Träumen als Dichter, als Maler und als Musiker hatte Hoffmann niemals etwas Aehnliches gesehen.

Es war Etwas, das nicht allein Alles das übertraf, was er gesehen hatte, sondern auch noch Alles das, was er zu sehen hoffte.

Und indessen sah er von der Entfernung aus, in welcher er sich befand, nur ein bezauberndes Ganzes; die einzelnen Umstände entgingen ihm.

Das junge Mädchen war von einer alten Magd begleitet.

Beide schritten langsam die Stufen der Jesuitenkirche hinauf und verschwanden unter dem Portale.

Hoffmann verließ seinen halbgepackten Koffer, einen halb verschossenen rothbraunen Frack, seinen halb zusammengeschlagenen polnischen Rock, und blieb regungslos hinter seinem Vorhange.

Dort haben wir ihn gefunden, wie er das Herauskommen derer abwartete, die er hatte eintreten sehen.

Er fürchtete nur Eines; nämlich, daß es ein Engel sein mögte, und daß sie, statt durch die Thür herauszukommen, durch das Fenster davon flöge, um wieder gen Himmel zu ziehen.

In dieser Stimmung haben wir ihn überrascht, und überrascht ihn sein Freund Zacharias Werner nach uns.

Der Neuangekommene drückte, wie wir gesagt haben,

zu gleicher Zeit seine Hand auf die Schulter und seine Lippen auf die Stirn seines Freundes.

Dann stieß er einen ungeheuren Seufzer aus.

Obgleich Zacharias Werner immer sehr bleich war, so war er indessen noch bleicher als gewöhnlich.

— Was hast Du denn? fragte ihn Hoffmann mit wahrer Unruhe.

— O! mein Freund! rief Werner aus . . . ich bin ein Dieb! ich bin ein Elender! ich verdiene den Tod . . . spalte mir den Kopf mit einem Beile . . . durchbohre mir das Herz mit einem Pfeile. Ich bin nicht mehr würdig, das Licht des Himmels zu sehen.

— Bah! fragte Hoffmann mit seiner ruhigen Zerstreutheit eines Glücklichen; was hat sich denn zugetragen lieber Freund?

— Es hat sich zugetragen . . . was sich zugetragen hat, nicht wahr? . . . Du fragst mich, was sich zugetragen hat? . . . Nun denn! mein Freund, der Teufel hat mich in Versuchung geführt!

— Was willst Du damit sagen?

— Daß, als ich heute Morgen all mein Gold gesehen habe, es so viel war, daß es mir wie ein Traum vorkommt.

— Wie! ein Traum?

— Ein Tisch war damit ganz bedeckt, fuhr Werner fort. Nun denn! als ich das gesehen habe, ein wahres Vermögen, Tausend Friedrichsd'or, mein Freund; nun denn! als ich das gesehen habe, als ich aus jedem Goldstücke einen Blitz habe hervorsprühen sehen, hat mich die

Raserei wieder ergriffen, ich habe nicht zu widerstehen vermogt, ich habe den dritten Theil meines Goldes genommen und bin nach der Spielbank gegangen.

—Und Du hast verloren?

—Bis auf meinen letzten Kreuzer.

—Das ist nicht zu ändern, es ist ein kleines Unglück, da Dir noch die beiden Drittel übrig bleiben.

—Ah! ja doch, die beiden Drittel! Ich bin zurückgekehrt das zweite Drittel zu holen, und . . .

—Und Du hast es wie das erste verloren?

—Weit schneller, mein Freund, weit schneller.

—Und Du bist zurückgekehrt, um Dein drittes Drittel zu holen?

—Ich bin nicht zurückgekehrt, ich bin zurückgeflogen; ich habe die übrigen fünfzehn Hundert Thaler genommen, und habe sie auf Roth gesetzt.

—Dann, sagte Hoffmann, ist Schwarz herausgekommen, nicht wahr?

—Ach! mein Freund, das Schwarze, das abscheuliche Schwarze, ohne Zögern, ohne Gewissensbiß, wie als ob es im Herauskommen mir nicht meine letzte Hoffnung raubte. Herausgekommen, mein Freund, herausgekommen.

—Und Du bedauerst die Tausend Friedrichsd'or nur wegen der Reise?

—Wegen nichts Anderem. O! wenn ich nur so viel bei Seite gelegt hätte, um nach Paris zu gehen, — fünf Hundert Thaler!



—So würdest Du Dich trösten, das übrige verloren zu haben?

—Auf der Stelle.

—Wohlan! darauf soll es nicht ankommen, mein lieber Zacharias, sagte Hoffmann, indem er ihn nach seiner Schublade führte, nimm, hier sind die fünf Hundert Thaler, reise ab.

—Wie! ich soll abreisen? rief Werner aus, und Du?

—O! ich reise nicht mehr ab.

—Wie, Du reisest nicht mehr ab?

—Nein, zum Mindesten nicht in diesem Augenblicke.

—Aber warum? aus welchem Grunde? was verhindert Dich abzureisen? was hält Dich in Mannheim zurück?

Hoffmann zog seinen Freund rasch nach dem Fenster. Man fing an die Kirche zu verlassen, die Messe war beendigt.

—Da, sieh, sieh, sagte er, indem er mit dem Finger Jemand der Aufmerksamkeit Werners bezeichnete.

Und in der That, das junge unbekannte Mädchen erschien auf der Höhe des Portales, indem es sein Gebetbuch an die Brust gedrückt mit gesenktem Kopf, bescheiden und tiefsinnig wie Göthes Margarethe, langsam die Stufen der Kirche hinabschritt.

—Siehst Du, flüsterte Hoffmann, siehst Du?

—Gewiß sehe ich.

—Nun denn, was sagst Du?

—Ich sage, daß es keine Frau auf der Welt gibt, die werth ist, daß man ihr die Reise nach Paris opfert, wäre es auch die schöne Antonia, wäre es auch die Toch-

ter des alten Gottlieb Murr, des neuen Musikdirectors des Mannheimer Theaters.

—Du kennst sie also?

—Gewiß.

—Du kennst also ihren Vater?

—Er war Musikdirector am Frankfurter Theater.

—Und Du kannst mir einen Empfehlungsbrief an ihn geben?

—Vollkommen!

—Setz Dich dorthin, Zacharias, und schreibe.

Zacharias setzte sich an den Tisch und schrieb.

In dem Augenblicke, wo er nach Frankreich abreiste, empfahl er seinen jungen Freund Theodor Hoffmann seinem alten Freunde Gottlieb Murr.

Hoffmann ließ Zacharias kaum Zeit, seinen Brief zu beendigen; als er unterschrieben, nahm er ihm denselben aus den Händen, und indem er seinen Freund umarmte, stürzte er aus dem Zimmer.

—Gleichviel, rief ihm Zacharias Werner ein letztes Mal nach, Du wirst sehen, daß es keine Frau gibt, so hübsch sie auch sein möge, welche im Stande wäre, Dich Paris vergessen zu lassen.

Hoffmann hörte die Worte seines Freundes, aber er hielt es nicht einmal für nöthig, sich umzuwenden, um ihm nur durch ein Zeichen der Billigung oder der Mißbilligung zu antworten.

Was Zacharias anbetrifft, so steckte er seine fünf Hundert Thaler in seine Tasche, und um nicht mehr von dem Dämon des Spieles in Versuchung geführt zu wer-



den, eilte er eben so schnell nach der Post, als Hoffmann nach dem Hause des alten Musikdirectors eilte.

Hoffmann klopfte gerade in dem Augenblicke an die Thür des Meister Gottlieb Murr, wo Zacharias Werner in den Postwagen nach Straßburg stieg.

VII.

Meister Gottlieb Murr.

Es war der Musikdirector, welcher Hoffmann in Person aufmachte.

Hoffmann hatte Meister Gottlieb niemals gesehen, und dennoch erkannte er ihn.

Dieser Mann, so wunderlich er auch war, konnte nur ein Künstler, und selbst ein großer Künstler sein.

Er war ein kleiner Greis von fünfundfunfzig bis sechszig Jahren, der ein krummes Bein hatte, und der indessen nicht zu sehr mit diesem Beine hinkte, das einem Stopferzieher glich. Indem er ging, oder vielmehr indem er hüpfte, und sein Hüpfen glich sehr dem einer Bachstelze, indem er hüpfte und den Leuten vorausging, blieb er stehen, drehte sich auf seinem krummen Beine, was ihm das Ansehen gab, einen Bohrer in die Erde zu drehen, und setzte seinen Weg fort.

Indem er ihm folgte, betrachtete ihn Hoffmann genau, und prägte seinem Geiste eines jener phantastischen und wundervollen Porträts ein, von denen er uns in seinen Werken eine so vollständige Gallerie geliefert hat.

Das Gesicht des Greises war zugleich schwärmerisch, schlau und geistreich, mit einer roth und schwarz gefleckten Pergamenthaut überzogen, gleich einem Kirchennotenblatt. In Mitte dieses seltsamen Antlitzes funkelten zwei feurige Augen, deren scharfen Blick man um so mehr schätzen konnte, als die Brille, welche er trug und die er niemals, selbst während seines Schlafes, ablegte, beständig auf seine Stirn hinauf-, oder auf die Spitze seiner Nase herabgebogen war. Nur wenn er Violine spielte, wobei er den Kopf zurückwarf und wenn er in die Ferne blickte, benutzte er endlich dieses kleine Möbel, das für ihm mehr ein Gegenstand des Luxus, als der Nothwendigkeit schien.

Sein Kopf war kahl und beständig mit einem schwarzen Käppchen bedeckt, das ein unzertrennlicher Theil seiner Person geworden war. — Bei Tage und bei Nacht erschien Meister Gottlieb den Besuchern mit seinem Käppchen. Nur, wenn er ausging, begnügte er sich, eine kleine Perrücke à la Jean Jacques darüber zu ziehen, so daß sich das Käppchen zwischen dem Schädel und der Perrücke befand. Es versteht sich von selbst, daß Meister Gottlieb sich nicht im Allergeringsten um den Theil Sammet bekümmerte, der unter seinen falschen Haaren vorguckte, welche, da sie mehr Verwandtschaft mit dem Hute als mit dem Kopfe hatten, jedes Mal, wo Meister Gottlieb

grüßte, den Hut bei seinen Ausflügen in die Luft begleiteten.

Hoffmann blickte um sich, aber er sah Niemand.

Er folgte daher Meister Gottlieb, wohin Meister Gottlieb, der, wie wir gesagt haben, vor ihm ging, ihn führte.

Meister Gottlieb hielt in einem großen Kabinette voll aufgehäufter Partituren und einzelner Notenblätter an; auf einem Tische befanden sich zehn bis zwölf mehr oder minder verzierte Kästchen, welche alle jene Gestalt hatten, welche ein Musiker nicht verkennen kann, nämlich die Gestalt eines Violinkastens.

Für den Augenblick war Meister Gottlieb damit beschäftigt, die heimliche Ehe von Cimarosa für das Mannheimer Theater, auf welchem er einen Versuch mit der Italienischen Musik machen wollte, einzurichten.

Ein Bogen war, wie die Pritsche Harlekins, in seinen Gürtel gesteckt, oder wurde vielmehr durch die zugeknöpfte Tasche seines Beinkleides gehalten, eine Feder reckte stolz ihre Spitze hinter seinem Ohre in die Höhe, und seine Finger waren mit Tinte befleckt.

Mit diesen mit Tinte befleckten Fingern nahm er den Brief, den ihm Hoffmann überreichte, und nachdem er einen Blick auf die Adresse geworfen und die Handschrift erkannt hatte, sagte er:

—Ah! Zacharias Werner ist Dichter, Dichter, Dichter, aber Spieler. Dann, wie als ob die gute Eigenschaft den Fehler ein Wenig gut machte, fügte er hinzu: Spie-

ler, Spieler, aber Dichter, den Brief erbrechend fügte er hinzu:

—Abgereist, nicht wahr, abgereist?

—Er reist in diesem Augenblicke selbst ab, mein Herr.

—Gott geleite ihn, fügte Gottlieb hinzu, indem er die Augen gen Himmel erhob, wie um seinen Freund Gott anzuempfehlen. Aber er hat wohl gethan abzureisen, die Reisen bilden die Jugend aus, und wenn ich keine Reisen gemacht hätte, so würde ich den unsterblichen Paesiello und den göttlichen Cimarosa nicht kennen gelernt haben.

—Aber, sagte Hoffmann, Sie würden nichtsdestoweniger wohl ihre Werke kennen, Meister Gottlieb.

—Ja, ihre Werke, zuverlässig; aber was hilft's, das Werk ohne den Verfasser zu kennen? Das heißt die Seele ohne den Körper kennen; das Werk ist das Gespenst, die Erscheinung; das Werk ist das, was nach unserm Tode von uns übrig bleibt. Aber der Körper ist das, was gelebt hat; Sie werden niemals das Werk eines Mannes gänzlich verstehen, wenn Sie den Mann selbst nicht gekannt haben.

Hoffmann nickte mit dem Kopfe.

—Es ist wahr, sagte er, ich habe Mozart niemals vollständig gewürdigt, als bis ich Mozart gesehen habe.

—Ja, sagte Gottlieb, Mozart hat etwas Gutes, aber warum hat er etwas Gutes? Weil er in Italien gereist ist. Die Deutsche Musik, junger Mann, ist die Musik der Menschen, aber merken Sie Sich wohl Folgendes, die Italiänische Musik ist die Musik der Götter.

—Mozart hat indessen nicht in Italien Figaros Hochzeit und Don Juan componirt, erwiderte Hoffmann lächelnd, da er die eine in Wien für den Kaiser, die andere in Prag für das Italiänische Theater geschrieben hat.

—Das ist wahr, junger Mann, und ich freue mich, bei Ihnen diesen Nationalgeist zu finden, der Sie Mozart vertheidigen läßt. Ja, zuverlässig, wenn der arme Teufel am Leben geblieben, und wenn er noch eine oder zwei Reisen nach Italien gemacht hätte, so wäre er ein Meister, ein sehr großer Meister geworden. Aber diesen Don Juan, von dem Sie sprechen, diese Hochzeit des Figaro, von der Sie sprechen, nach was hat er sie gemacht? Nach Italienischem Texte, auf Italienische Worte, unter den Glanz der Sonne von Bologna, von Rom oder Neapel. Glauben Sie mir, junger Mann, man muß diese Sonne gesehen, gefühlt haben, um ihren Werth zu würdigen. Sehen Sie, ich habe Italien seit vier Jahren verlassen; seit vier Jahren bebe ich vor Frost, ausgenommen wenn ich an Italien denke; schon allein der Gedanke an Italien erwärmt mich wieder; ich bedarf keines Mantels mehr, wenn ich an Italien denke; ich bedarf keines Rokkes, nicht einmal meines Käppchens mehr. Die Erinnerung belebt mich wieder; o Musik von Bologna! O Sonne von Neapel! O! . . .

Und das Gesicht des Greises drückte einen Augenblick lang eine hohe Seligkeit aus, und sein ganzer Körper schien von einem unendlichen Genusse zu erbeben, wie als ob die Ströme der südlichen Sonne, indem sie noch auf

sein Haupt herabstrahlten, von seiner kahlen Stirne auf seine Schultern, und von seinen Schultern auf seine ganze Person herabfielen.

Hoffmann hütete sich wohl, ihn aus seiner Begeisterung zu wecken, nur benutzte er sie, um um sich herum zu blicken, weil er immer noch hoffte, Antonia zu sehen. Aber die Thüren waren verschlossen, und man hörte kein Geräusch hinter irgend einer dieser Thüren, das die Anwesenheit irgend eines lebenden Wesens dahinter verrieth.

Er mußte daher zu Meister Gottlieb zurückkehren, dessen Begeisterung sich allmählig beruhigte, und der am Ende mit einer Art von Schauder aus derselben erwachte.

— Brrrr! Junger Mann, sagte er, und Sie sagen also?

Hoffmann erbebte.

— Ich sage, Meister Gottlieb, daß ich im Namen meines Freundes Zacharias Werner komme, welcher mir von Ihrer Güte für junge Leute erzählt hat, und da ich ein Musiker bin . . .

— Ah! Sie sind Musiker?

Und Gottlieb richtete sich wieder auf, erhob den Kopf, warf ihn zurück und betrachtete Hoffmann durch seine, für den Augenblick auf die äußerste Grenze seiner Nase geschobene Brille.

— Ja, fügte er hinzu, Kopf eines Musikers, Stirn eines Musikers, Auge eines Musikers und was sind Sie? Componist oder Instrumentist?

— Das Eine und das Andere, Meister Gottlieb.

— Das Eine und das Andere? sagte Meister Gott-

lieb, das Eine und das Andere! Diese jungen Leute zweifeln an Nichts. Es bedürfte des ganzen Lebens eines, zweier, dreier Männer, um nur das Eine oder das Andere zu sein, und Sie sind das Eine und das Andere?

Und er hob die Arme gen Himmel, drehte sich um sich selbst, so daß es das Ansehen hatte, als ob er den Stopfenzieher seines rechten Beines in den Fußboden bohrte.

Als er hierauf die Pirouette beendigt, blieb er vor Hoffmann stehen und sagte:

—Laß hören, junger Eingebildeter, was hast Du in Bezug auf Compositionen gemacht?

—Sonaten, Choräle, Quintetten!

—Sonaten nach Sebastian Bach, Choräle nach Pergolese, Quintetten nach Franz Joseph Haydn! Ah! Jugend! Jugend!

Hierauf fuhr er mit dem Ausdruck innigen Mitleidens fort:

—Und als Instrumentist? als Instrumentist? Welches Instrument spielen Sie?

—So ziemlich Alle, von der Fiedel bis zum Klavier, von der Geige bis zur Theorbe; aber das Instrument, mit dem ich mich hauptsächlich beschäftigt habe, ist die Violine.

—In Wahrheit, versetzte Meister Gottlieb, mit spöttischer Miene, in Wahrheit, Du hast der Violine diese Ehre erzeigt! Meiner Treue! Das ist ein wahres Glück für die arme Violine! Aber, Unglückseliger, fügte er hinzu, indem er, um schneller zu gehen, nur auf einem Bein

wieder auf Hoffmann zuhüpfte, weißt Du, was die Violine ist? Die Violine! und Meister Gottlieb schaukelte seinen ganzen Körper auf diesem einzigen Beine, von dem wir gesprochen haben, wobei das andere wie das eines Kranichs in der Luft blieb, die Violine! Aber das ist das schwierigste von allen Instrumenten, die Violine ist von Satan selbst erfunden worden, um den Menschen in die Verdammniß zu stürzen, als Satan mit seinen Erfindungen zu Ende war. Mit der Violine, siehst Du, hat Satan mehr Seelen ins Verderben gestürzt, als mit den sieben Todsünden insgesammt. Es gibt nur den unsterblichen Tartini, Tartini, meinen Lehrer, meinen Helden, meinen Gott, es gibt nur ihn, der jemals Vollkommenheit auf der Violine erreicht hat; aber er allein weiß, was es ihm in dieser und in jener Welt gekostet hat, um eine ganze Nacht auf der Violine des Teufels selbst gespielt, und seinen Bogen behalten zu haben. O! Die Violine! Weißt Du, unglückseliger Entweiher, daß dieses Instrument unter seiner fast armseligen Einfachheit die unerschöpflichsten Schätze von Harmonie verbirgt, die es dem Menschen möglich ist, aus dem Becher der Götter zu trinken! Hast Du dieses Holz, diese Saiten, diesen Bogen, dieses Pferdehaar, besonders dieses Pferdehaar, studiert? hoffst Du unter Deinen Fingern dieses wundervolle Ganze zu vereinigen, zu versammeln, zu bändigen, das seit zwei Jahrhunderten den Anstrengungen der Gelehrtesten widersteht, das unter ihren Fingern schreit, sich beklagt, stöhnt und jammert, und das niemals, als unter den Fingern des unsterblichen Tartini, meines Lehrers, gesungen hat?

Hast Du wohl bedacht, was Du thatest, junger Mann, als Du zum ersten Male eine Violine in die Hand genommen hast? Aber Du bist nicht der Erste, fügte Meister Gottlieb mit einem aus der Tiefe seiner Brust geschöpften Seufzer hinzu, und Du wirst nicht der letzte sein, den die Violine ins Verderben gestürzt hat, die Violine, der ewige Versucher! Andere, als Du, haben auch an ihren Beruf geglaubt, und haben ihr Leben damit verloren, die Darmsaiten zu kratzen, und Du wirst die bereits so große, der Gesellschaft so nutzlose, ihren Nebenmenschen so unerträgliche Zahl dieser Unglücklichen vermehren.

Und indem er hierauf plötzlich und ohne irgend einen Uebergang eine Violine und einen Bogen ergriff, wie ein Fechtmeister zwei Rappiere ergreift, überreichte er sie Hoffmann, und sagte mit einer Miene der Herausforderung zu ihm:

— Wohlan! spiele mir Etwas; laß hören, spiele, und ich will Dir sagen, wie weit Du bist, nnd ob es noch Zeit ist, Dich aus dem Abgrunde zu retten; ich werde Dich aus ihm retten, wie ich den armen Zacharias Werner aus ihm gerettet habe. Auch er spielte Violine; er spielte sie wie ein Besessener, voll Wuth. Er träumte Wunder, aber ich habe ihm den Verstand geöffnet. Er zerbrach seine Violine in Stücken und verbrannte sie. Hierauf gab ich ihm einen Baß in die Hände, und das beruhigte ihn vollends. Auf ihm gab es Raum für seine langen magern Finger. Im Anfange ließ er sie zehn Meilen in der Stunde zurücklegen, und jetzt — jetzt spielt

er den Baß hinlänglich, um seinem Onkel zum Namenstage Glück zu wünschen, während er niemals Violine spielen gelernt hätte, als um den Teufel zu seinem Namenstage Glück zu wünschen. Nun denn, nun denn, junger Mann, hier ist eine Violine, — zeige mir, was Du zu machen verstehst.

Hoffmann nahm die Violine und betrachtete sie.

—Ja, ja, sagte Meister Gottlieb, Du untersuchst, von wem sie ist, wie der Weinkenner den Wein anriecht, den er trinken will. Schlage eine Saite an, eine einzige, und wenn Dein Ohr Dir nicht den Namen dessen sagt, der die Violine gemacht hat, so bist Du nicht würdig, sie zu berühren.

Hoffmann schlug eine Saite an, welche einen vibrirenden, anhaltenden, bebenden Ton von sich gab.

—Sie ist von Antonio Stradivarius, sagte er.

—Ah! Nicht übel; aber aus welchem Lebensabschnitte Stradivarius? Sehen wir ein wenig, er hat von dem Jahre 1698 bis zu dem Jahre 1728 gar viele Violinen gemacht.

—Ah! Was das anbetrifft, sagte Hoffmann, so gestehe ich meine Unwissenheit ein, und es scheint mir unmöglich . . .

—Unmöglich! Lästerer, unmöglich! Das ist gerade, als ob Du mir sagtest, Unglückseliger, daß es unmöglich sei, das Alter des Weines zu erkennen, wenn man ihn kostet. Höre wohl: so wahr, als wir heute den 10. Mai 1793 haben, ist diese Violine während der Reise gemacht worden, welche der unsterbliche Antonio im Jahre 1705

von Cremona nach Mantua machte, und wo er seine Werkstatt seinem ersten Zöglinge überlassen hat. Dieser Stradivarius, ich freue mich, es Dir zu sagen, gehört daher auch nur in den dritten Rang; aber ich fürchte sehr, daß er nach zu gut für einen armen Schüler ist, wie Du einer bist. Spiele, spiele. —

Hoffmann legte die Violine an und begann, nicht ohne gewaltiges Herzklopfen, Variationen über das Thema aus Don Juan:

Reich' mir die Hand mein Leben.

Meister Gottlieb stand neben Hoffmann, indem er zugleich mit seinem Kopfe und mit dem Fuße seines krummen Beines den Takt angab. In dem Maße, als Hoffmann spielte, belebte sich sein Gesicht, seine Augen funkelten, seine obere Kinnlade biß auf die Unterlippe, und an den beiden niedergedrückten Seiten dieser Lippe zeigten sich zwei Zähne, welche sie in der gewöhnlichen Stellung zu verbergen bestimmt war, die aber in diesem Augenblicke wie zwei Hauer eines Ebers hervortraten. Endlich trug ihm ein Allegro, das Hoffmann ziemlich kräftig durchführte, von Seiten Meister Gottliebs eine Bewegung mit dem Kopfe ein, welche fast einem Zeichen des Beifalles glich.

Hoffmann endigte mit einem Bravourstücke mit Uebergriffen, das er für höchst glänzend hielt, das aber, weit davon entfernt, den alten Musiker zu befriedigen, ihm ein gräßliches Gesicht schneiden ließ.

Sein Gesicht erheiterte sich indessen allmählig, und indem er den jungen Mann auf die Achsel klopfte, sagte er:

—Nun denn, nun denn, das ist weniger schlecht, als ich glaubte; wenn Du alles Das vergessen haben wirst, was Du gelernt hast, wenn Du nicht mehr diese in der Mode stehenden Sprünge machen wirst, wenn Du diese hüpfenden Züge und dieses schreiende Uebergreifen mäßigen wirst, so wird man Etwas aus Dir machen.

Dieses Lob von Seiten eines so schwierigen Mannes, als es der alte Musiker war, entzückte Hoffmann. Dann vergaß er nicht, so sehr er auch in den musikalischen Ocean vertieft war, daß Meister Gottlieb der Vater der schönen Antonia war.

Indem er daher die Worte auffing, welche aus dem Munde des Greises gefallen waren, fragte er:

—Und wer wird es übernehmen, Etwas aus mir zu machen? Sind Sie es, Meister Gottlieb?

—Warum nicht, junger Mann, warum nicht, wenn Du auf den alten Murr hören willst?

—Ich werde auf Sie hören, Meister, und so lange als Sie wollen.

—O! murmelte der Greis voll Schwermuth, denn sein Blick fiel wieder in die Vergangenheit, denn sein Gedächtniß ging wieder in die verflossenen Jahre zurück, ich habe gar viele Virtuosen gekannt! Ich habe Coralli, freilich nur von Hörensagen, gekannt; er hat den Weg eröffnet, er hat die Bahn gebrochen; man muß ihn nach der Weise Tartinis spielen, oder darauf verzichten. Er hat als der Erste errathen, daß die Violine wo nicht ein Gott, doch zum Mindesten der Tempel wäre, aus dem ein Gott hervorgehen könnte. Nach ihm kommt Pugnani, eine

leidliche verständige Violine, aber kraftlos, zu kraftlos, besonders in gewissen Apoggiamentis, dann Gamiß niani; dieser ist kräftig, aber stoßweise und ohne Uebergänge kräftig; ich bin ausdrücklich in Paris gewesen, um ihn zu sehen, wie Du nach Paris gehen willst, um die Oper zu sehen; ein Tollkopf, mein Freund, ein Nachtwandler, mein Sohn, ein Mann, der gestikulirte, indem er träumte, der das Tempo rubato ziemlich gut verstand, verhängnißvolles Tempo rubato, das mehr Instrumentisten tödtet, als die Blattern, als das gelbe Fieber, als die Pest. Nun spielte ich ihm meine Sonaten nach der Weise des unsterblichen Tartini, meines Lehrers, und nun gestand er seinen Irrthum ein. Unglücklicher Weise war der Schüler bis an den Hals in seine Methode versunken. Der arme Junge war 71 Jahre alt! Vierzig Jahre früher hätte ich ihn wie Giardini gerettet; diesen hatte ich zeitig genug übernommen, aber unglücklicher Weise war er unverbesserlich; der Teufel in Person hatte sich seiner linken Hand bemächtigt, und dann spielte er, spielte er, spielte er so, daß seine rechte Hand ihm nicht zu folgen vermochte. Es waren Uebertreibungen, Sprünge, Triller, um einem Holländer den Veitstanz zu verursachen. Eines Tages, als er in Gegenwart Jomellis ein prachtvolles Stück verdarb, versetzte ihm daher auch der gute Jomelli, welcher der wackerste Mann von der Welt war, eine so derbe Ohrfeige, daß Giardinis Backe einen Monat lang davon geschwollen, und Jomellis Hand während 3 Wochen verrenkt war. Er ist wie Lulli, ein Narr, ein wahrer Narr, ein Luftspringer, ein Seiltänzer

ohne Balancirstange, dem man eine Balancirstange statt eines Bogens in die Hand geben sollte. Ach! Ach! Ach! rief der Greis schmerzlicher Weise aus, ich sage es mit unendlicher Verzweifelung, aber mit Nardini und mir wird die schöne Kunst, Violine zu spielen, aussterben. Diese Kunst, mit welcher unser aller Meister, Orpheus, die Thiere anlockte, Steine in Bewegung setzte und Städte erbaute. Statt wie die göttliche Violine zu erbauen, zerstören wir wie die verfluchten Posaunen. Wenn die Franzosen jemals nach Deutschland kommen, so werden sie, um die Mauern von Philippsburg einfallen zu lassen, das sie so oft belagert, nur nöthig haben, von vier mir bekannten Violinen ein Concert vor seinen Thoren ausführen zu lassen.

Der Greis schöpfte wieder Athem, und fügte in sanfterem Tone hinzu:

—Ich weiß wohl, daß es Viotti, einen meiner Schüler, gibt, einen Menschen voll guter Anlagen, aber ungeduldig, aber ausschweifend, ohne Ordnung. Was Giarnowicki anbelangt, so ist er ein Geck und ein Dummkopf, und das Erste, was ich meiner alten Liesbeth gesagt habe, war, daß, wenn sie jemals diesen Namen an meiner Thüre aussprechen hörte, sie dieselbe fest verschließen sollte. Nun denn! Liesbeth ist dreißig Jahre bei mir, und ich sage Ihnen, junger Mann, ich jage Liesbeth fort, wenn sie Giarnowicki zu mir eintreten läßt, einen Sarmaten, einen Welschen, der sich erlaubt hat, Böses über den Meister der Meister, den unsterblichen Tartini, zu sagen! O! dem, der mir den Kopf Giarnowickis brächte, verspräche ich Unterricht

und Rath, so viel, als er wollte. Was Dich anbetrifft, mein Sohn, fuhr der Greis fort, indem er wieder auf Hoffmann zurückkam, was Dich anbetrifft, so bist Du freilich nicht stark; aber Rode und Kreutzer, meine Schüler, waren nicht stärker, als Du. Was Dich anbetrifft, so sagte ich also, daß Du, indem Du Meister Gottlieb aufsuchtest, indem Du Dich an Meister Gottlieb wandtest, indem Du Dich an ihn von einem Mann empfehlen ließest, der ihn kennt und der ihn würdigt, von dem Narren Zacharias Werner, Du beweisest, daß in Deiner Brust ein Künstlerherz schlägt. Es ist daher auch jetzt nicht mehr ein Antonius Stradivarius, die ich Dir in die Hände geben will, nein, auch nicht eine Gramulo, jener alte Meister, den der unsterbliche Tartini so sehr schätzte, daß er niemals auf anderen, als auf Gramulos spielte, nein, ich will Dich auf einer Antonio Amati, auf dem Ahnherrn, auf dem Vorfahren, auf dem ersten Stamme aller Violinen, die gemacht worden sind, auf dem Instrumente, das die Mitgift meiner Tochter Antonia sein wird, hören; es ist der Bogen des Ulysses, siehst Du, und wer den Bogen des Ulysses zu spannen versteht, ist der Penelope würdig.

Und nun öffnete der Greis den ganz mit Gold verzierten Sammetkasten, und nahm aus ihm eine Violine, wie niemals Violinen bestanden zu haben schienen, und wie Hoffmann sich vielleicht allein erinnerte, deren bei den phantastischen Concerten seiner Großonkel und seiner Großtanten gesehen zu haben.

Hierauf verneigte er sich über das ehrwürdige In-

strument, und indem er es Hoffmann überreichte, sagte er:

—Nimm, und trachte seiner nicht zu unwürdig zu sein.

Hoffmann verneigte sich, nahm das Instrument voll Ehrerbietung, und begann eine alte Studie von Sebastian Bach.

—Bach, Bach, murmelte Gottlieb, das geht wohl für die Orgel, aber er verstand Nichts von der Violine. Gleichviel.

Bei dem ersten Tone, den Hoffmann dem Instrumente entlockt hatte, war er erbebt, denn er, der ausgezeichnete Musiker, sah ein, welchen Schatz von Harmonie man in seine Hände gelegt hatte.

Der Violinbogen, gleich einem Bogen, so sehr war er gekrümmt, erlaubte dem Spieler, die vier Saiten zu gleicher Zeit aufzufassen, und die letzte dieser Saiten erhob sich zu so wundervoll himmlischen Tönen, daß Hoffmann niemals hatte denken können, daß ein so göttlicher Ton unter einer menschlichen Hand erwache.

Während dieser Zeit stand der Greis mit zurückgeworfenem Kopfe und mit blinzelnden Augen neben ihm, indem er als ganze Ermuthigung sagte:

—Nicht übel, nicht übel, junger Mann, die rechte Hand, die rechte Hand; die linke Hand ist nur der Takt, die rechte Hand ist die Seele. Nun denn, Seele! Seele!! Seele!!!

Hoffmann fühlte wohl, daß der alte Gottlieb Recht hatte, und er sah ein, daß er, wie er ihm bei der ersten

Probe gesagt hatte, Alles das verlernen müsse, was er gelernt hatte, und mit einem unmerklichen, aber andauernden, aber zunehmenden Uebergange ging er von dem Pianissimo zu dem Fortissimo, von der Liebkosung zu der Drohung, von dem Blitze zu dem Donner über, und verlor sich in einem Strome von Harmonie, den er wie eine Wolke erhob, und den er in murmelnden Kaskaden, in flüssigen Perlen, in feuchtem Staube wieder herabfallen ließ, und er befand sich unter dem Einflusse einer neuen Lage, eines an Entzücken gränzenden Zustandes, als plötzlich seine linke Hand sich auf die Saiten senkte, der Bogen in seiner Hand erstarb, die Violine von seiner Brust glitt, seine Augen starr und glühend wurden.

Die Thüre war aufgegangen, und Hoffmann hatte in dem Spiegel, dem gegenüber er spielte, gleich einem von einer himmlischen Harmonie beschworenen Schatten die schöne Antonia mit offenem Munde, beklommener Brust und feuchten Augen erscheinen sehen.

Hoffmann stieß einen Freudenschrei aus, und Meister Gottlieb hatte kaum Zeit, die ehrwürdige Antonia Amati aufzufangen, welche den Händen des jungen Künstlers entfiel.

VIII.

Antonia.

Antonia war Hoffmann, in dem Augenblicke, wo er sie die Thüre hatte aufmachen und die Schwelle überschreiten gesehen, Tausend Male schöner erschienen, als in dem Augenblicke, wo er sie die Stufen der Kirche hatte hinabgehen sehen.

Das kam daher, weil Hoffmann mit einem einzigen Blicke in dem Spiegel, in welchem das Bild des jungen Mädchens sich hatte sehen lassen, und der sich nur zwei Schritte weit von ihm befand, alle die Schönheiten hatte auffassen können, die ihm in der Entfernung entgangen waren.

Antonia war kaum siebenzehn Jahre alt, sie war von mittlerer Größe, eher groß als klein, aber so schlank ohne mager zu sein, so schmiegsam ohne Schwäche, daß alle Vergleiche von sich auf ihrem Stengel schaukelnden Lilien,

von sich im Winde beugenden Palmen ungenügend gewesen wären, um die italienische Zartheit (Morbidezza) zu schildern, das einzige Wort der Sprache, das ungefähr den Begriff sanften Schmachtens ausdrückt, welches ihr Anblick erweckte. Ihre Mutter war wie Juliette, eine der schönsten Frühlingsblumen von Verona, und man fand in Antonia die Schönheiten der beiden Geschlechter wieder, welche sich die Palme der Schönheit streitig machen, nicht verschmolzen, sondern eingeprägt, und das war es, was den Zauber dieses jungen Mädchens ausmachte. So hatte sie bei der Feinheit der Haut der Frauen des Nordens die mattgefärbte Haut der Frauen des Südens; so beschatteten ihre blonden, zugleich dichten und leichten Haare, indem sie bei dem geringsten Winde gleich einem goldigen Dunste wallten, Augen und Augenbrauen von schwarzem Sammet. Dann, etwas noch bei weitem Sonderbareres, war besonders in ihrer Stimme die harmonische Mischung der beiden Sprachen fühlbar. Wenn Antonia daher Deutsch sprach, so milderte die Sanftheit der schönen Sprache, in welcher, wie Dante sagt, das Si*) ertönt, die Härte der deutschen Aussprache; während dagegen, wenn sie Italienisch sprach, die ein Wenig zu weichliche Sprache Metastasio's und Goldoni's eine Festigkeit annahm, welche ihr die mächtige Betonung der Sprache Schiller's und Göthe's verlieh.

Aber nicht allein im Physischen machte sich diese Verschmelzung bemerklich; Antonia war im Moralischen ein

*) Si der musikalischen Scala der Franzosen. Der Uebers.

wundervolles und seltenes Bild dessen, was die entgegengesetzten Poesien der Sonne von Italien und der Nebel von Deutschland vereinigen können. Man hätte sie zugleich für eine Muse und für eine Fee, für die Lurlei der Ballade und die Beatrice der göttlichen Comödie halten können.

Das kam daher, weil Antonia eine ausgezeichnete Künstlerin, die Tochter einer großen Künstlerin war. An die italienische Musik gewöhnt, hatte sich ihre Mutter eines Tages mit Leib und Seele der deutschen Musik hingegeben. Die Partitur der Alceste von Gluck war ihr in die Hände gefallen, und sie hatte ihren Gatten, Meister Gottlieb, bewogen, ihr das Gedicht in's Italienische übersetzen zu lassen, und sobald es in's Italienische übersetzt, war sie nach Wien gegangen, um es zu singen; aber sie hatte zu viel auf ihre Kräfte gerechnet, oder vielmehr kannte die herrliche Sängerin das Maß ihrer Empfindsamkeit nicht; bei der dritten Vorstellung der Oper, welche den größten Erfolg gehabt hatte, bei dem herrlichen Solo der Alceste:

> Ihr Götter ew'ger Nacht, die ihr so schrecklich droht,
> Ihr hört mich jetzt nicht mehr von euch Erbarmung flehen;
> Ich rette den Gemahl von seinem frühen Tod,
> Gern will ich seine Qualen überstehen,
> Süß ist es, für den Gatten in den Tod hineinzugehen.

als sie das D erreichte, das sie mit voller Brust gab, erbleichte sie, wankte und sank in Ohnmacht; es war ein Gefäß in dieser so kühnen Brust gesprungen; das Opfer

für die Götter der Hölle war in der Wirklichkeit vollbracht; Antonia's Mutter war todt.

Der arme Meister Gottlieb dirigirte das Orchester; von seinem Sessel aus sah er die wanken, erbleichen und fallen, welche er über Alles liebte; weit mehr noch, er hörte in ihrer Brust diese Fiber zerreißen, an der ihr Leben hing, und er stieß einen schrecklichen Schrei aus, der sich mit dem letzten Seufzer der Virtuosin vereinigte.

Daher rührte vielleicht jener Haß Meister Gottlieb's für die deutschen Meister; es war der Ritter Gluck, der sehr unschuldiger Weise seine Teresa getödtet hatte, aber er war darum nichts desto weniger gegen den Ritter Gluck auf den Tod wegen dieses tiefen Schmerzes erbittert, den er empfunden hatte, und der sich nur in dem Maße beruhigte, als er auf die heranwachsende Antonia alle die Liebe übertragen hatte, welche er für ihre Mutter hegte.

Jetzt, mit siebenzehn Jahren, war das junge Mädchen Alles für den Greis geworden; er lebte durch Antonia, er athmete durch Antonia. Niemals war der Gedanke an den Tod Antonia's in seinem Geiste aufgestiegen; wenn er aber auch in ihm aufgestiegen wäre, so hätte er sich nicht sehr darum bekümmert, da es ihm nicht einmal eingefallen wäre, daß er Antonia überleben könnte.

Er hatte daher mit einem nicht weniger entzückten Gefühle, als Hoffmann, obgleich dieses Gefühl noch bei Weitem reiner war, Antonia auf der Schwelle der Thüre seines Arbeitszimmers erscheinen sehen.

Das junge Mädchen schritt langsam heran; zwei

Thränen glänzten an ihren Wimpern, und indem sie drei Schritte auf Hoffmann zu that, reichte sie ihm die Hand.

Dann sagte sie mit einem Ausdrucke züchtiger Vertraulichkeit, und wie als ob sie den jungen Mann seit zehn Jahren gekannt hätte:

—Guten Tag, Bruder.

Von dem Augenblicke an, wo seine Tochter erschienen, war Meister Gottlieb stumm und regungslos geblieben, wie immer hatte seine Seele seinen Körper verlassen, und sang um sie herumschwebend in die Ohren Antonias alle die Melodien der Liebe und des Glückes, welche die Seele eines Vaters bei dem Anblicke seiner inniggeliebten Tochter singt.

Er hatte also seinen theuern Antonio Amati auf den Tisch gelegt, und indem er beide Hände faltete, wie er es vor der heiligen Jungfrau gethan hätte, sah er sein Kind kommen.

Was Hoffmann anbetrifft, so wußte er nicht, ob er wachte oder träumte, ob er auf Erden oder im Himmel wäre, ob es ein Weib wäre, das zu ihm käme, oder ein Engel, der ihm erschienen.

Er trat daher auch fast einen Schritt zurück, als er Antonia auf sich zukommen, und ihm die Hand reichen sah, indem sie ihn ihren Bruder nannte.

—Sie, meine Schwester! sagte er mit beklommener Stimme.

—Ja, sagte Antonia, es ist nicht das Blut, das die Familie ausmacht, es ist die Seele. Alle Blumen sind Schwestern durch den Wohlgeruch, alle Künstler sind Brü-

der durch die Kunst. Ich habe Sie freilich niemals gesehen, aber ich kannte Sie, Ihr Bogen hat mir Ihr Leben erzählt. Sie sind Dichter, ein wenig überspannt, armer Freund. Ach! dieser glühende Funke ist es, den Gott in unserem Kopfe oder in unserer Brust einschließt, der uns das Gehirn verbrennt, oder uns das Herz verzehrt; indem sie sich hierauf nach Meister Gottlieb umwandte, sagte sie:

— Guten Tag, Vater, warum haben Sie Ihre Antonia noch nicht umarmt? Ah! das ist es, ich begreife. Die Heimliche Ehe, das Stabat mater, Cimarosa, Pergolese, Porpora, was ist Antonia neben diesen großen Genies? ein armes Kind, das Sie liebt, das Sie aber wegen dieser vergessen.

— Ich Dich vergessen! rief Gottlieb aus, der alte Murr Antonia vergessen! Der Vater seine Tochter vergessen! Warum? für einige schlechte Musiknoten, für eine Zusammenstellung von Ganzen und Achtel, von schwarzen und von weißen Noten, von Kreuzen und von B's! Ah ja doch! Sieh, wie ich Dich vergesse.

Und indem er sich auf seinem krummen Beine mit einer erstaunungswürdigen Behendigkeit drehte, ließ der Greis mit seinem vordern Beine und seinen beiden Händen die zur Vertheilung an die Musiker des Orchesters bereitliegenden Stimmen der Heimlichen Ehe davon fliegen.

— Mein Vater! mein Vater! sagte Antonia.

— Feuer, Feuer! rief Meister Gottlieb aus, Feuer, damit ich Alles das verbrenne; Feuer, damit ich Pergo-

lese verbrenne! Feuer, damit ich Cimarosa verbrenne! Feuer, damit ich Paesiello verbrenne! Feuer, damit ich Stradivarius, meine Gramulo's verbrenne! Feuer, damit ich meinen Antonio Amati verbrenne! Hat meine Tochter, meine Antonia nicht gesagt, daß ich Saiten, Holz und Papier meinem Fleische und meinem Blute vorzöge! Feuer! Feuer! Feuer!!!

Und der Greis bewegte sich wie ein Wahnsinniger und sprang auf seinem Beine wie der hinkende Teufel, wobei er seine Arme wie eine Windmühle gehen ließ.

Antonia betrachtete diese Ausgelassenheit des Greises mit jenem sanften Lächeln befriedigten kindlichen Stolzes. Sie, die niemals Koketterie getrieben, als mit ihrem Vater, wußte wohl daß sie allmächtig auf den Greis wirkte, daß sein Herz ihr Reich wäre, in welchem sie als unumschränkte Gebieterin herrschte. Sie hielt daher auch den Greis in seinen Bewegungen zurück, und indem sie ihn an sich zog, drückte sie einen einfachen Kuß auf seine Stirn.

Der Greis stieß einen Freudenschrei aus, schloß seine Tochter in seine Arme, hob sie auf, wie er es mit einem Vogel gethan hätte, und nachdem er sich drei bis vier Male um sich selbst gedreht, fiel er auf ein großes Kanapee, wo er sie zu wiegen begann, wie eine Mutter es mit ihrem Kinde macht.

Anfangs hatte Hoffmann Meister Gottlieb voll Entsetzen zugesehen; als er ihn die Partituren in die Luft werfen, seine Tochter in seinen Armen aufheben sah, hatte er ihn für einen rasend gewordenen Wahnsinnigen gehal-

ten. Aber bei dem ruhigen Lächeln Antonia's hatte er sich bald wieder beruhigt, und indem er ehrerbietig die zerstreuten Partituren aufraffte, legte er sie wieder auf die Tische und auf die Pulte, wobei er diese seltsame Gruppe von der Seite betrachtete, in welcher selbst der Greis seine Poesie hatte.

Plötzlich zog etwas Sanftes, Liebliches, Luftiges durch die Luft, es war ein Dunst, es war eine Melodie, es war etwas noch weit Göttlicheres, es war die Stimme Antonia's, welche mit ihrer Künstlerlaune jene wundervolle Composition Stradella's begann, welche ihrem Verfasser das Leben gerettet hatte: das Pieta Signore.

Bei dem ersten Erbeben dieser Engelsstimme blieb Hoffmann regungslos, während der alte Gottlieb, indem er seine Tochter sanft von seinen Knieen aufhob, sie in der liegenden Stellung, in der sie war, auf das Kanapee legte; hierauf eilte er zu seinem Antonio Amati, und indem er die Begleitung den Worten anpaßte, begann er gleichfalls die Harmonie seines Bogens unter den Gesang Antonia's zu mischen und ihn zu unterstützen, wie ein Engel die Seele unterstützt, die er gen Himmel trägt.

Die Stimme Antonia's war eine Sopranstimme, welche den ganzen Umfang besaß, den die göttliche Freigebigkeit, nicht einer Frauenstimme, sondern einer Engelsstimme zu verleihen vermag. Antonia durchlief fünf und eine halbe Oktave, sie stimmte mit derselben Leichtigkeit das höchste C*) an, diese göttliche Note, welche nur den

*) Das dreimal gestrichene C.

himmlischen Concerten anzugehören scheint, wie das C der fünften Oktave *) der Baßnoten. Niemals hatte Hoffmann etwas so Liebliches gehört, als diese vier ersten ohne Begleitung gesungenen Takte: Pieta, Signore, di me dolente. Diese Sehnsucht der leidenden Seele nach Gott, dieses inbrünstige Gebet zum Herrn, Erbarmen mit diesem Leiden zu haben, das sich beklagt, nahm in dem Munde Antonias ein Gefühl göttlicher Ehrfurcht an, welches dem Schrecken glich. Die Begleitung ihrer Seits, welche die zwischen dem Himmel und der Erde schwebenden Worte aufgenommen, die sie, so zu sagen, nach dem verhauchten A in ihre Arme genommen, und die, piano, piano, wie ein Echo die Klage wiederholte, die Begleitung war in Allem der wie sie klagenden und schmerzlichen Stimme würdig. Sie sprach nicht in italienischer, nicht in deutscher, nicht in französischer, sondern in dieser Weltsprache, welche man Musik nennt:

—Erbarmen, Herr, habe Erbarmen mit mir Unglücklichen; Erbarmen, Herr, und wenn meine Bitte zu Dir gelangt, so möge Deine Strenge sich entwaffnen und Deine Blicke mögen sich wieder weniger streng und gnädiger zu mir wenden.

Und dennoch ließ die Begleitung, obgleich sie ihr folgte, obgleich sie dieselbe umgab, der Stimme alle ihre Freiheit, allen ihren Umfang; sie war eine Liebkosung und keine Umschlingung, eine Unterstützung und kein Zwang,

*) Das große C.

und als bei dem ersten Sforzando, als auf dem D und den beiden F die Stimme sich erhob, wie um zu versiechen, gen Himmel zu steigen, schien die Begleitung zu fürchten, als etwas Irdisches auf ihr zu lasten, und überließ sie fast den Flügeln des Glaubens, um sie erst wieder bei dem aufgelösten E, das heißt bei dem Diminuendo zu unterstützen, das heißt, als der Anstrengung müde, die Stimme wie in sich selbst zusammengesunken, und gleich der Madonna Canovas auf die Kniee zurückfiel, und bei der, auf den Knieen liegend, sich Alles, Seele und Körper, unter dem schrecklichen Zweifel beugt, daß die Barmherzigkeit des Schöpfers groß genug sei, um das Vergehen des Geschöpfes zu vergessen.

Dann, als sie mit bebender Stimme fortfuhr: Möge es mir nie begegnen, verdammt und ins ewige Feuer Deiner Strenge gestürzt zu werden, o großer Gott! wagte die Begleitung, ihre Stimme sich mit der bebenden Stimme zu vereinigen, welche, die ewigen Flammen erblickend, den Herrn bat, sie davon zu entfernen. Nun bat die Begleitung gleichfalls, flehte, stöhnte, stieg mit ihr bis zu dem F hinauf, ging mit ihr bis zu dem C hinab, indem sie sie in ihrer Schwäche begleitete, sie in ihrem Schrecken unterstützte; dann, während athemlos und ohne Kraft die Stimme in der Tiefe von Antonias Brust erstarb, fuhr die Begleitung nach der erloschenen Stimme allein fort, wie nach der entflohenen und bereits auf dem Wege zum Himmel befindlichen Seele murmelnd und klagend die Gebete der Ueberlebenden fortdauern.

Nun begann sich mit dem Flehen der Violine Meister Gottliebs eine unerwartete, sanfte und zugleich mächtige, fast himmlische Harmonie zu vereinigen. Antonia richtete sich auf ihrem Ellnbogen auf, Meister Gottlieb wandte sich halb um und blieb, den Bogen auf die Saiten seiner Violine gelegt, regungslos. Anfangs betäubt, berauscht, entzückt, hatte Hoffmann verstanden, daß das Aufstreben dieser Seele ein wenig Hoffnung bedürfe, und daß sie brechen würde, wenn nicht ein göttlicher Strahl ihr den Himmel zeigte, und er war nach einer Orgel geeilt, und er hatte seine zehn Finger auf die bebenden Tasten ausgestreckt, und indem sie einen tiefen Seufzer ausstieß, vereinigte sich die Orgel mit der Violine Gottliebs und der Stimme Antonias.

Nun war diese Rückkehr zu dem Thema Pieta, Signore, begleitet von dieser Hoffnung, statt wie in dem ersten Theile von dem Schrecken verfolgt zu sein, etwas Wundervolles, und als Antonia voll Vertrauen zu ihrem Genie wie zu ihrem Gebete, mit aller Kraft ihrer Stimme das F anstimmte, fuhr ein Schauder durch die Adern des alten Gottlieb, und ein Schrei entschlüpfte dem Munde Hoffmanns, indem er den Antonio Amati unter den Strömen von Harmonie übertönte, welche aus seiner Orgel erklangen, die Stimme Antonias fortsetzte, nachdem sie erloschen war, und auf den Flügeln, nicht mehr eines Engels, sondern eines Orkanes, den letzten Seufzer dieser Seele zu den Füßen des allmächtigen und allbarmherzigen Herrn zu bringen schien.

Hierauf entstand ein Moment des Schweigens, alle

drei blickten einander an, und ihre Hände vereinigten sich zu einer brüderlichen Umschlingung, wie ihre Seelen sich in einer gemeinsamen Harmonie vereinigt hatten.

Und von diesem Augenblicke an war es nicht allein Antonia, welche Hoffmann ihren Bruder nannte, sondern der alte Gottlieb Murr nannte auch Hoffmann seinen Sohn!

IX.

Der Schwur.

Vielleicht wird der Leser sich oder vielmehr uns fragen, wie Meister Gottlieb Murr, da Antonias Mutter singend gestorben war, seiner Tochter, das heißt dieser Seele seiner Seele, erlaubte, eine Gefahr gleich der zu laufen, welcher die Mutter unterlegen war.

Und Anfangs, als er Antonia ihren ersten Gesang versuchen gehört, hatte der arme Vater wie das Laub gezittert, neben dem ein Vogel singt. Aber Antonia war ein wahrer Vogel, und der alte Musiker bemerkte bald, daß der Gesang ihre natürliche Sprache sei. Indem Gott ihr eine so umfangreiche Stimme gab, daß sie vielleicht nicht ihres Gleichen in der Welt hatte, hatte er daher auch angedeutet, daß Meister Gottlieb zum Mindesten in dieser Beziehung Nichts zu fürchten hätte; in der That,

als sich mit dieser natürlichen Gabe des Gesanges das Studium der Musik vereinigt hatte, als die übertriebensten Schwierigkeiten der Tonleiter dem jungen Mädchen vorgelegt und sogleich mit einer wunderbaren Leichtigkeit überwunden worden waren, ohne Gesichtsverzerrung, ohne Anstrengung, ohne eine einzige Sehne am Halse, ohne ein einziges Blinzeln der Augen, hatte er die Vollkommenheit des Instrumentes eingesehen, und da Antonia, indem sie für die höchsten Stimmen geschriebene Stücke sang, immer hinter dem zurückblieb, was sie leisten konnte, so hatte er sich überzeugt, daß keine Gefahr vorhanden wäre, die liebliche Nachtigall sich der Neigung ihres melodischen Berufes hingeben zu lassen.

Nur hatte Meister Gottlieb vergessen, daß die musikalische Saite nicht die einzige ist, welche in dem Herzen der jungen Mädchen ertönt, und daß es eine eben so zerreißbare, bei Weitem bebendere, und bei Weitem tödtlichere in ihm gibt; nämlich die der Liebe!

Diese war bei dem armen Kinde, bei dem Klange von Hoffmanns Bogen erwacht; über ihre Stickerei in dem Zimmer zur Seite dessen gebückt, in welchem sich der junge Mann und der Greis aufhielten, hatte sie bei dem ersten Erbeben, das in der Luft erschallte, den Kopf erhoben. Sie hatte gehorcht; dann hatte allmählig eine seltsame Empfindung ihre Seele erfüllt, und war in unbekannten Schaudern durch ihre Adern gerollt. Sie hatte sich nun langsam erhoben, indem sie eine Hand auf ihren Stuhl stützte, während die andere die Stickerei aus ihren geöffneten Fingern fallen ließ. Einen Augenblick lang

war sie regungslos geblieben; hierauf war sie langsam auf die Thüre zugeschritten, und, wie wir gesagt haben, wie der von dem materiellen Leben beschworene Schatten als poetische Erscheinung unter der Thür des Arbeitszimmers Meister Gottlieb Murrs erschienen.

Wir haben gesehen, wie die Musik in ihrem glühenden Tiegel diese drei Seelen in eine einzige verschmolzen hatte, wie an dem Ende des Concertes Hoffmann der Tischgenosse des Hauses geworden war.

Es war die Stunde, zu welcher der alte Gottlieb sich gewöhnlich zu Tisch setzte. Er lud Hoffmann ein, mit ihm zu Mittag zu essen, eine Einladung, welche Hoffmann mit derselben Herzlichkeit annahm, als sie gemacht war.

Nun verwandelte sich die schöne und poetische Jungfrau der göttlichen Hymnen für einige Augenblicke in eine gute Hausfrau. Antonia schenkte den Thee wie Clarisse Harlowe ein, machte Butterbrode wie Charlotte und setzte sich am Ende selbst an den Tisch, um wie eine gewöhnliche Sterbliche zu essen.

Die Deutschen verstehen die Poesie nicht wie wir. Nach unsern Ansichten der gekünstelten Welt verliert die Frau, welche ißt und welche trinkt, ihren poetischen Glanz. Wenn eine junge und hübsche Frau sich an den Tisch setzt, so geschieht es, um bei dem Mahle den Vorsitz zu führen; wenn sie ein Glas vor sich stehen hat, so ist es, um ihre Handschuhe hineinzulegen, wenn sie ihre Handschuh nicht etwa anbehält; wenn sie einen Teller hat, so ist es, um an dem Ende des Mahles eine Traube auf



ihm auszupflücken, von der das unmaterielle Geschöpf zuweilen einwilligt, die goldigsten Beeren auszusaugen, wie es eine Biene mit dem Honig einer Blume macht.

Man wird begreifen, daß nach der Art und Weise, wie Hoffmann bei Meister Gottlieb aufgenommen worden war, er am Tage nachher, am zweiten und an den folgenden Tagen dahin zurückkehrte. Was Meister Gottlieb anbelangt, so schienen ihn diese häufigen Besuche Hoffmanns durchaus nicht zu beunruhigen; Antonia war zu rein, zu züchtig, zu vertrauungsvoll gegen ihren Vater, als daß dem Greise der Argwohn aufstieg, daß seine Tochter einen Fehltritt begehen könnte. Seine Tochter war die heilige Cäcilie, war die Jungfrau Maria, war ein Engel des Himmels, das göttliche Wesen trug dermaßen in ihr den Sieg über den irdischen Stoff davon, daß der Greis es niemals für angemessen gehalten hatte ihr zu sagen, daß mehr Gefahr in der Berührung zweier Körper, als in der Vereinigung zweier Seelen läge.

Hoffmann war daher glücklich, das heißt so glücklich, als es einem sterblichen Wesen verliehen ist zu sein. Die Sonne der Freude erleuchtet niemals gänzlich das Herz des Menschen; es gibt immer auf gewissen Punkten dieses Herzens einen dunklen Flecken, der den Menschen daran erinnert, daß das vollständige Glück nicht auf dieser Welt, sondern nur in dem Himmel besteht.

Aber Hoffmann hatte einen Vorzug vor den gewöhnlichen Menschen. Oft vermag der Mensch sich die Ursache jenes Schmerzes nicht zu erklären, der sich in Mitte

seines Wohlseins zeigt, jenes Schattens, der dunkel und schwarz auf seine strahlende Glückseligkeit fällt.

Hoffmann wußte, was ihn unglücklich machte. Es war das an Zacharias Werner gegebene Versprechen, zu ihm nach Paris zu kommen; es war das außerordentliche Verlangen Frankreich zu besuchen, das verschwand, sobald sich Hoffmann bei Antonia befand, das aber seine ganze Gewalt wieder annahm, sobald sich Hoffmann wieder allein befand; noch mehr in dem Maße, als die Zeit verfloß und Zacharias Briefe das von seinem Freunde gegebene Wort dringender in Anspruch nahmen, wurde Hoffmann noch betrübter.

In der That, die Anwesenheit des jungen Mädchens genügte nicht mehr, das Gespenst zu verscheuchen, das Hoffmann jetzt selbst an Antonias Seite verfolgte. Oft versank Hoffmann an der Seite Antonias in eine tiefe Träumerei. Woran dachte er? an Zacharias Werner, dessen Stimme er zu hören meinte; oft heftete sich sein anfangs zerstreutes Auge am Ende auf einen Punkt des Horizontes. Was sah dieses Auge, oder vielmehr, was glaubte es zu sehen? Die Straße nach Paris, dann, an einer der Krümmungen dieser Straße Zacharias, der ihm vorausging und ihm winkte zu folgen.

Allmählig kehrte das Gespenst, das in seltenen und ungleichen Zwischenräumen Hoffmann erschienen war, mit mehr Regelmäßigkeit zurück, und verfolgte ihn am Ende mit einer beständigen Zudringlichkeit.

Hoffmann liebte Antonia immer mehr und mehr. Hoffmann fühlte, daß Antonia seinem Leben ein Bedürf-

niß, daß sie das Glück seiner Zukunft wäre; aber Hoffmann fühlte auch, daß er, bevor er in dieses Glück einginge, und damit dieses Glück dauerhaft wäre, er die vorgehabte Pilgerfahrt ausführen müßte, oder daß sonst das in seinem Herzen verschlossene Verlangen, so sonderbar es auch sein möchte, es verzehren würde.

Eines Tages, als er neben Antonia saß, während Meister Gottlieb in seinem Arbeitszimmer das Stabat Mater von Pergolese abschrieb, das er in der philharmonischen Gesellschaft in Frankfurt aufführen wollte, war Hoffmann in eine seiner gewöhnlichen Träumereien versunken, als Antonia, nachdem sie ihn lange angeblickt, ihn bei beiden Händen ergriff, und sagte:

— Sie müssen hingehen, mein Freund.

Hoffmann blickte sie voll Erstaunen an.

— Hingehen? wiederholte er, und wohin das?

— Nach Frankreich, nach Paris.

— Und wer hat Ihnen diesen geheimen Gedanken meines Herzens gesagt, Antonia, den ich mir selbst nicht zu gestehen wage?

— Ich könnte mir bei Ihnen die Gewalt einer Fee zuschreiben, Theodor — und Ihnen sagen: — Ich habe in ihren Gedanken, ich habe in ihren Augen, ich habe in ihrem Herzen gelesen, aber ich würde lügen. Nein, ich habe mich erinnert, das ist Alles.

— Und an was haben Sie Sich erinnert, meine innig geliebte Antonia?

— Ich habe mich erinnert, daß am Vorabende des Tages, an welchem Sie zu meinem Vater gekommen sind,

Zacharias Werner gekommen war, und uns Ihren Reiseplan, Ihr glühendes Verlangen, Paris zu sehen, erzählt hatte, ein seit ungefähr einem Jahre genährtes und auf dem Punkte seiner Ausführung stehendes Verlangen. Seitdem haben Sie mir gesagt, was Sie abgehalten hätte abzureisen. Sie haben mir gesagt, wie Sie, als Sie mich zum ersten Male sahen, von jenem unwiderstehlichen Gefühle ergriffen worden waren, von dem ich selbst ergriffen worden bin, als ich Sie hörte, und jetzt bleibt Ihnen übrig mir Folgendes zu sagen: daß Sie mich immer lieben. Hoffmann machte eine Bewegung. — Geben Sie Sich nicht die Mühe, es mir zu sagen, ich weiß es, fuhr Antonia fort, aber daß es etwas weit Mächtigeres als diese Liebe gibt, nämlich das Verlangen nach Frankreich zu Zacharias zu gehen, kurz Paris zu sehen.

—Antonia! rief Hoffmann aus, Alles, was Sie da so eben gesagt haben, ist wahr, mit Ausnahme eines Punktes; nämlich, daß es etwas Stärkeres auf der Welt giebt, als meine Liebe! Nein, ich schwöre es Ihnen, Antonia, ich hätte dieses Verlangen, ein seltsames Verlangen, von dem ich nichts begreife, in meinem Herzen begraben, wenn Sie es nicht selbst aus ihm hervorgelockt hätten. Sie irren sich also nicht, Antonia. Ja, es gibt eine Stimme, die mich nach Paris ruft, eine Stimme, die stärker als mein Wille ist, und der ich indessen, ich wiederhole es Ihnen, nicht gehorcht hätte; diese Stimme ist die des Verhängnisses!

—Es sei; lassen wir unser Verhängniß in Erfüllung

gehen, mein Freund. Sie werden morgen abreisen. Wie viel Zeit wollen Sie?

— Einen Monat, Antonia, in einem Monate werde ich zurück sein.

— Ein Monat wird Ihnen nicht genügen, Theodor; in einem Monate werden Sie Nichts gesehen haben; ich gebe Ihnen zwei, ich gebe Ihnen drei, kurz, ich gebe Ihnen die Zeit, welche Sie wollen, aber ich verlange eines, oder vielmehr zwei Dinge von Ihnen.

— Welche, theure Antonia, welche? sagen Sie geschwind.

— Es ist morgen Sonntag: es ist morgen der Tag der Messe; sehen Sie aus Ihrem Fenster, wie Sie am Tage der Abreise Zacharias Werners aus ihm gesehen haben, und, wie an diesem Tage, mein Freund, werden Sie mich, nur weit trauriger, die Stufen der Kirche hinaufgehen sehen; dann kommen Sie zu mir an meinen gewöhnlichen Platz, dann setzen Sie Sich neben mich, und, in dem Augenblicke, wo der Priester die Wandlung des Blutes unseres Herrn aussprechen wird, werden Sie mir zwei Schwüre leisten — den, mir treu zu bleiben, den, nicht mehr zu spielen.

— O! Alles, was Sie wollen, auf der Stelle, theure Antonia, schwöre ich Ihnen . . .

— Still, Theodor, Sie werden morgen schwören.

— Antonia, Antonia, Sie sind ein Engel. —

— Haben Sie in dem Augenblick unserer Trennung nicht meinem Vater etwas zu sagen, Theodor?

— Ja, Sie haben Recht. Aber, in Wahrheit, ich

gestehe es Ihnen, Antonia, daß ich zögere, daß ich zittere. Mein Gott! Wer bin ich denn, um die Hoffnung zu wagen? . . .

—Sie sind der Mann, den ich liebe, Theodor. Gehen Sie zu meinem Vater, gehen Sie.

Und indem sie Hoffmann einen Wink mit der Hand gab, machte sie die Thür eines kleinen, von ihr in ein Betzimmer verwandelten Gemaches auf.

Hoffmann folgte ihr mit den Augen, bis die Thür verschlossen war, und sandte ihr mit allen Küssen seines Mundes alle Regungen seines Herzens durch die Thür zu.

Hierauf trat er in das Arbeitszimmer Meister Gottliebs.

Meister Gottlieb war so sehr an den Gang Hoffmanns gewöhnt, daß er nicht einmal die Augen über das Pult erhob, auf welchem er das Stabat Mater abschrieb. Der junge Mann trat ein, und stellte sich hinter ihn.

Als Meister Gottlieb nach Verlauf eines Augenblickes Nichts mehr hörte, nicht einmal den Athem des jungen Mannes, so wandte er sich um.

—Ah! Du bist es, mein Lieber, sagte er, indem er seinen Kopf zurückwarf, um ihn durch seine Brille anzublicken. Was kömmst Du, mir zu sagen?

Hoffmann that den Mund auf, aber schloß ihn wieder, ohne einen Ton hervorgebracht zu haben.

—Bist Du stumm geworden? fragte der Greis; den Henker! das wäre ein Unglück, ein Schelm, der, wie Du sprichst, wenn Du willst, kann die Sprache nicht so ver-

lieren, — es sei denn aus Strafe, sie gemißbraucht zu haben!

—Nein, Meister Gottlieb, nein, ich habe, Gott sei Dank, die Sprache nicht verloren. Nur scheint mir das, was ich Ihnen zu sagen habe . . .

—Nun denn?

—Nun denn! . . . es scheint mir sehr schwierig.

—Bah! Ist es denn so schwer zu sagen: Meister Gottlieb, ich liebe Eure Tochter?

—Sie wissen Das, Meister Gottlieb?

—Je nun! ich müßte sehr närrisch, oder vielmehr sehr dumm sein, wenn ich Deine Liebe nicht bemerkt hätte.

—Und dennoch haben Sie erlaubt, daß ich fortfuhr, sie zu lieben?

Warum nicht? Da sie Dich liebt.

—Aber, Meister Gottlieb, Sie wissen, daß ich kein Vermögen habe.

—Bah! Haben die Vögel des Himmels Vermögen? Sie singen, sie paaren sich, sie bauen sich ein Nest, und Gott ernährt sie. Wir Künstler gleichen sehr den Vögeln; wir singen, und Gott kömmt uns zu Hilfe. Wenn der Gesang nicht genügen wird, so wirst Du Maler werden, wenn die Malerei nicht ausreichen sollte, so wirst Du Musiker werden. Ich war nicht reicher, als Du, als ich meine arme Theresa geheirathet habe; nun denn! weder Brod, noch Obdach hat uns jemals gefehlt. Ich habe immer Geld nöthig gehabt, und es hat mir niemals gemangelt. Bist Du reich an Liebe? Das ist Alles, was ich von Dir verlange; verdienst Du den Schatz, nach

dem Du lüstern bist? Das ist Alles, was ich von Dir zu wissen wünsche. Liebst Du Antonia mehr als Dein Leben, mehr als Deine Seele? dann bin ich ruhig, es wird Antonia niemals an Etwas fehlen. Liebst Du sie nicht? dann ist's etwas Anderes; hättest Du auch Hundert Tausend Thaler Einkünfte, so würde ihr doch immer Alles fehlen.

Hoffmann stand im Begriffe, vor dieser liebenswürdigen Philosophie des Künstlers niederzuknieen. Er neigte sich auf die Hand des Greises, der ihn an sich zog und ihn an sein Herz drückte.

—Nun denn, nun denn, sagte er zu ihm, das ist abgemacht; mache Deine Reise, da die Wuth Dich quält, die abscheuliche Musik des Herrn Mehul und des Herrn Dalayrac zu hören; das ist eine Jugendkrankheit, von der Du bald geheilt sein wirst. Ich bin unbesorgt; mache diese Reise, mein Freund, und kehre hierher zurück, Du wirst hier Mozart, Beethoven, Cimarosa, Pergolese, Paesiello, le Porpora, und außerdem Meister Gottlieb und seine Tochter wiederfinden, das heißt einen Vater und eine Gattin. Geh, mein Sohn, geh.

Und Meister Gottlieb umarmte Hoffmann von Neuem, der, da er die Nacht anbrechen sah, glaubte, daß er keine Zeit zu verlieren hätte, und sich nach Haus zurückzog, um seine Vorbereitungen zur Abreise zu treffen.

Am folgenden Tage befand sich Hoffmann von dem Morgen an an seinem Fenster. In dem Maße, als der Augenblick, Antonia zu verlassen, herannahte, schien ihm diese Trennung immer unmöglicher. Diese ganze, entzü-

ckende Periode seines Lebens, welche verflossen war, diese sieben Monate, welche wie ein Tag vergangen waren, und die sich seinem Gedächtnisse bald wie ein unermeßlicher Horizont vorstellten, den er mit einem Blicke übersah, bald wie eine Reihe fröhlicher Tage, die lächelnd, mit Blumen bekränzt, einer nach dem andern kamen; diese lieblichen Gesänge Antonias, die ihm eine ganz mit süßen Melodien erfüllte Luft geschaffen hatten; alles das hatte so eine mächtige Anziehungskraft; daß es fast mit dem Unbekannten, diesen wunderbaren Zauberer kämpfte, der die stärksten Herzen, die kältesten Seelen an sich zieht.

Um zehn Uhr erschien Antonia an der Ecke der Straße, an welcher sie Hoffmann sieben Monate zuvor, zu gleicher Stunde zum ersten Male gesehen. Die gute Lisbeth folgte ihr wie gewöhnlich, und beide gingen die Stufen der Kirche hinauf. Auf der letzten Stufe angelangt, wandte sich Antonia um, erblickte Hoffmann, winkte ihm mit der Hand und trat in die Kirche.

Hoffmann stürzte aus dem Hause und trat nach ihr in die Kirche.

Antonia kniete bereits und betete.

Hoffmann war Protestant, und diese Gesänge in einer fremden Sprache hatten ihm immer ziemlich lächerlich geschienen; als er aber Antonia diese zugleich so sanften und so mächtigen Kirchengesänge singen hörte, bedauerte er, die Worte davon nicht zu kennen, um seine Stimme mit der Stimme Antonias zu vereinigen, welche durch die unendliche Schwermuth, von der das junge Mädchen befallen, noch lieblicher geworden war.

Während der ganzen Zeit, daß der Gottesdienst dauerte, sang sie mit derselben Stimme, mit welcher im Himmel die Engel singen müssen; dann endlich, als das Glöcklein des Chorknaben die Weihe der Hostie meldete, in dem Augenblicke, wo sich die Gläubigen vor dem Gotte beugten, der sich in den Händen des Priesters über ihre Häupter erhob, richtete Antonia ihre Stirn auf.

— Schwören Sie, sagte sie.

— Ich schwöre, sagte Hoffmann mit bebender Stimme, ich schwöre, auf das Spiel zu verzichten.

— Ist das der einzige Schwur, den Sie mir leisten wollen, mein Freund?

— O! nein, warten Sie. Ich schwöre Ihnen, mit dem Herzen und dem Geiste, mit dem Körper und mit der Seele treu zu bleiben.

— Und auf was schwören Sie das?

— O! rief Hoffmann auf dem Gipfel der Begeisterung aus, bei dem, was ich Theuerstes, was ich Heiligstes habe, bei Ihrem Leben!

— Ich danke, rief nun Antonia aus, denn wenn Sie Ihren Schwur nicht halten, so werde ich sterben.

Hoffmann erbebte, ein Schauder überlief seinen ganzen Körper; er bereute nicht allein, er hatte Furcht.

Der Priester schritt die Stufen des Altares hinab, indem er das heilige Sakrament in die Sakristei trug.

In dem Augenblicke, wo der göttliche Leib unseres Herrn vorüber kam, ergriff sie die Hand Hoffmanns.

— Du hast seinen Schwur gehört, nicht wahr, mein Gott? sagte Antonia.

Hoffmann wollte sprechen.

— Kein Wort mehr, nicht ein einziges mehr; ich will, daß die, aus denen Ihr Schwur bestand, als die letzten, welche ich von Ihnen gehört, ewig in meinem Ohre erklingen. Auf Wiedersehen, mein Freund, auf Wiedersehen.

Und indem sie leicht, wie ein Schatten entschlüpfte, ließ das junge Mädchen ein Medaillon in der Hand ihres Geliebten.

Hoffmann sah sie sich entfernen, wie Orpheus der flüchtigen Euridice wird nachgesehen haben; hierauf, als Antonia verschwunden war, machte er das Medaillon auf.

Das Medaillon enthielt das ganz von Jugend und Schönheit strahlende Portrait Antonias.

Zwei Stunden nachher nahm Hoffmann seinen Platz in derselben Diligence als Zacharias Werner, indem er wiederholte:

— Sei unbesorgt, Antonia, o! nein, ich werde nicht spielen, o! ja, ich werde Dir treu sein.

X.

Eine Barrière in Paris im Jahre 1793.

Die Reise des jungen Mannes war ziemlich traurig in diesem Frankreich, nach dem er sich so sehr gesehnt hatte. — Indem er sich dem Mittelpunkte näherte, fand er eben nicht so viele Schwierigkeiten, als er gefunden hatte, um sich an die Gränze zu begeben, — nein, die Französische Republik empfing die Ankommenden besser, als die Abreisenden.

Jedenfalles ward man zu dem Glücke, diese kostbare Regierungsform zu genießen, erst zugelassen, nachdem man eine gewisse Anzahl ziemlich strenger Förmlichkeiten erfüllt hatte.

Es war die Zeit, in welcher die Franzosen am wenigsten zu schreiben verstanden, — aber es war die Zeit, in welcher sie am meisten schrieben. — Es schien daher allen neu angestellten Beamten angemessen, ihre häuslichen

oder plastischen Geschäfte zu verlassen, um Pässe zu unterzeichnen, Signalements anzufertigen, Visa's zu geben, Empfehlungen zu bewilligen und zu machen, mit einem Worte, Alles das, was den Stand als Patriot anbetrifft.

Niemals hatte das Aufhäufen von Acten eine so große Entwickelung gehabt, als zu jener Zeit. Diese der französischen Verwaltung eigenthümliche Krankheit, welche sich auf die Schreckenszeit impfte, brachte die schönsten Proben der Calligraphie hervor, von denen man bis auf diesen Tag hatte sprechen hören.

Hoffmann's Reiseroute hatte ein außerordentlich kleines Format. Es war die Zeit der kleinen Formate; Zeitungen, Bücher, Flugschriften, Alles beschränkte sich auf das einfache Octav als das größte Maß. Der Paß des Reisenden wurde von dem Elsaß an mit Unterschriften von Beamten gefüllt, die nicht übel den Zickzacks Betrunkener glichen, welche die Straßen quer übermessen, indem sie an die eine und an die andere Mauer anstoßen.

Hoffmann war daher gezwungen, seinem Passe ein Blatt hinzuzufügen, dann ein anderes; besonders in Lothringen nahmen die Handschriften colossale Verhältnisse an. Dort, wo der Patriotismus am glühendsten war, waren die Schreiber am ungekünsteltsten. Es gab einen Maire, der zwei Blätter, Vor- und Rückseite dazu verwandte, um Hoffmann ein folgender Maßen abgefaßtes Autograph zu geben:

Aophemanne, chune Allemans, bami de la libreté, se randan à Pari ha pié.*)

(„Hoffmann, junger Deutscher, Freund der Freiheit, der sich zu Fuß nach Paris begibt.“)

„Unterzeichnet Golier.“

Mit diesem vollkommenen Documente über sein Vaterland, sein Alter, seine Grundsätze, seine Bestimmung und über die Art und Weise seiner Ortsveränderung versehen, beschäftigte sich Hoffmann nur noch mit der Sorge, alle diese bürgerlichen Fetzen zusammenzunähen, und wir müssen sagen, daß er bei seiner Ankunft in Paris einen ziemlich hübschen Band besaß, den er, wie er sagte, in Blech binden lassen würde, wenn er jemals eine neue Reise versuchen würde, weil er genöthigt, diese Blätter immer bei der Hand zu haben, zu viele Gefahr in einem einfachen Pappbande liefe.

Ueberall wiederholte man ihm:

— Mein lieber Reisender, die Provinz ist noch bewohnbar, aber Paris ist sehr aufgeregt. Nehmen Sie Sich in Acht, Bürger, es gibt in Paris eine sehr empfindliche Polizei, und in Ihrer Eigenschaft als Deutscher mögte man Sie vielleicht nicht als guter Franzose behandeln. . . .

— Worauf Hoffmann durch ein stolzes Lächeln antwortete, eine Rückerinnerung des Spartanischen Stolzes,

---

*) Der Curiosität wegen lasse ich die fehlerhafte Orthographie des Orginals mit abdrucken.

d. Uebers.



als die Thessalischen Spione die Streitkräfte Xerxes, des Königs der Perser, zu vergrößern suchten.

Er langte vor Paris an; es war am Abend, die Barrièren waren geschlossen.

Hoffmann sprach die Französische Sprache ziemlich, aber man ist Deutscher, oder man ist es nicht; wenn man es nicht ist, so hat man eine Aussprache, der es mit der Zeit gelingt, für die Aussprache einer unserer Provinzen zu gelten; wenn man es ist, so gilt man immer für einen Deutschen.

Wir müssen erklären, wie die Polizei an den Barrièren gehandhabt wurde.

Zuvörderst waren sie verschlossen; dann streiften sieben bis acht Sectionnaire, müssige Leute voll Scharfblick, Lavaters aus Liebhaberei, rottenweise und ihre Pfeifen rauchend, um zwei oder drei Agenten der Munizipalpolizei herum.

Diese wackeren Leute, welche von Deputationen zu Deputationen am Ende alle Clubbs, alle Districtsbureaus, alle die Orte besucht hatten, in welche sich die Politik activ oder passiv eingeschlichen hatte; diese Leute, welche in der Nationalversammlung oder in dem Convent jeden Deputirten, auf den Tribunen alle männlichen und weiblichen Aristokraten, auf den Promenaden alle ausgezeichneten Stutzer, in den Theatern alle verdächtigen Berühmtheiten, bei den Revuen alle Offiziere, in den Gerichtshöfen alle mehr oder minder von der Anklage frei gesprochenen Angeklagten, in den Gefängnissen alle verschonten Priester gesehen hatten, diese würdigen Patrioten kannten ihr

Paris so genau, daß jedes bekannte Gesicht ihnen beim Vorüberkommen in die Augen fallen mußte, und, wir müssen es sagen, ihnen fast immer in die Augen fiel.

Es war damals nicht leicht sich zu verkleiden; zu viel Reichthum in dem Kostume zog das Auge an, zuviel Einfachheit erregte Verdacht. Da die Unsauberkeit zu den am meisten verbreiteten Aushängeschildern des Bürgerthumes gehörte, so konnte jeder Kohlenhändler, jeder Wasserträger, jeder Küchenjunge einen Aristokraten verbergen, und dann, wie konnte man die weiße Hand mit schönen Nägeln gänzlich entstellen? Wie konnte man diesen aristokratischen Gang, der in unseren Tagen, wo die Geringsten die höchsten Absätze tragen, nicht mehr merklich ist, zwanzig Paar Augen verbergen, die weit schärfer waren, als die eines suchenden Spürhundes?

Ein Reisender wurde daher bei seiner Ankunft durchsucht, befragt, moralischer Weise mit einer Leichtigkeit entkleidet, welche der Gebrauch verlieh, und einer Freiheit, welche . . . die Freiheit verlieh.

Hoffmann erschien vor diesem Tribunal am siebenten December gegen sechs Uhr Abends. Das Wetter war trübe, rauh, mit Nebel und Glatteis gemischt. Aber die Bären- und Fischottermützen, welche die Köpfe der Patrioten bedeckten, ließen ihnen genug warmes Blut in dem Gehirne und in den Ohren, daß sie alle ihre Geistesgegenwart und ihr kostbares Nachforschungsvermögen besaßen.

Hoffmann wurde durch eine Hand zurückgehalten, die sich sanft auf seine Brust legte.



Der junge Reisende war mit einem dunkelgrauen Fracke, einem groben Ueberrocke bekleidet, und seine deutschen Stiefel machten ihm ein ziemlich hübsches Bein, denn er hatte seit der letzten Station keinen Koth mehr angetroffen, und da die Kutsche wegen des Glatteises nicht mehr fahren konnte, so hatte Hoffmann zu Fuß sechs Stunden auf einer leicht mit hartgewordenem Schnee bedeckten Straße zurückgelegt.

—Wo gehst Du so mit Deinen schönen Stiefeln hin, Bürger? sagte ein Agent zu dem jungen Manne.

—Ich gehe nach Paris, Bürger.

—Du bist kein Kostverächter, junger Preuße, erwiderte der Sectionnair, indem er den Beinamen Preuße mit einer Verschwendung von ß aussprach, die zehn Neugierige um den Reisenden herum herbeteilen ließ.

Die Preußen waren in jenem Augenblicke nicht minder große Feinde für Frankreich, als die Philister für die Landsleute Simsons, die Israeliten.

—Nun denn! ja, ich bin Preuße, antwortete Hoffmann, indem er die fünf ß des Sectionnairs in ein weiches ſ verwandelte, weiter?

—Dann, wenn Du Preuße bist, so bist Du auch wohl zugleich ein kleiner Spion Pitt's und Coburg's. He?

—Lesen Sie meinen Paß, antwortete Hoffmann, indem er seinen Band einem der wissenschaftlich Gebildeten der Barrière vorlegte.

—Komm, erwiderte dieser, wobei er sich umwandte, um den Fremden auf die Wache zu führen.

Hoffmann folgte diesem Führer mit vollkommener Ruhe.

Als die Patrioten bei dem Scheine räucheriger Talglichter diesen kleinen kräftigen jungen Mann mit festem Auge, schlecht geordneten Haaren sahen, der sein Französisch so gewissenhaft als möglich aussprach, rief der Eine von ihnen aus:

— Dieser da wird nicht leugnen, daß er Aristokrat ist, was er für Hände und Füße hat!

— Sie sind ein Dummkopf, Bürger, antwortete Hoffmann; ich bin eben so sehr Patriot als Sie, und außerdem bin ich ein Künstler.

Indem er diese Worte sagte, zog er eine jener entsetzlichen Pfeifen aus seiner Tasche, deren Boden nur allein ein Raucher aus Deutschland zu finden vermag.

Diese Pfeife machte einen wunderbaren Eindruck auf die Sectionnairs, welche ihren Tabak aus ihren kleinen Fingerhüten rauchten.

Alle begannen den kleinen jungen Mann zu betrachten, der mit großer Gewandtheit, die Folge einer langen Uebung, den Vorrath von einer Woche in diese Pfeife stopfte.

Hierauf setzte er sich, zündete den Tabak methodischer Weise an, bis daß der Ofen eine breite Feuerkruste auf seiner Oberfläche bot, dann sog er in gleichen Tempi's Rauchwolken ein, die anmuthiger Weise in bläulichen Säulen aus seiner Nase und aus seinen Lippen hervorkamen.

— Er raucht gut, sagte einer der Sectionnäre.

— Und es scheint, daß er ein Gewaltiger ist, sagte ein Anderer; sieh doch seine Zeugnisse an.

—Was willst Du in Paris machen? fragte ein Dritter.

—Die Wissenschaft der Freiheit studieren, erwiderte Hoffmann.

—Und was noch? fügte der Franzose hinzu, indem er wahrscheinlich wegen seiner großen Gewohnheit wenig gerührt über den Heldenmuth einer solchen Antwort war.

—Und die Malerei, fügte Hoffmann hinzu.

—Ah — Du bist Maler, wie der Bürger David?

—Ganz so.

—Du verstehst römische Patrioten ganz nackend zu malen, wie er?

—Ich male sie ganz angekleidet, sagte Hoffmann.

—Das ist weniger schön.

—Das kömmt darauf an, erwiderte Hoffmann mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit.

—Mache mir doch mein Portrait, sagte der Sectionnair voll Bewunderung.

—Mit Vergnügen.

Hoffmann nahm einen Feuerbrand aus dem Ofen, löschte davon kaum das röthliche Ende desselben aus, und zeichnete an die mit Kalk geweißte Wand eines der häßlichsten Gesichter, die jemals die Hauptstadt der civilisirten Welt entehrt hatten.

Die Bärenmütze und der Fuchsschwanz, der geiferige Mund, der dicke Backenbart, die kurze Pfeife, das zurückweichende Kinn, wurden mit einem so seltenen Glücke von Wahrheit in seiner Caricatur nachgeahmt, daß die ganze

Wache von dem jungen Manne die Gunst verlangte, von ihm portraitirt zu werden.

Hoffmann willigte mit Vergnügen ein, und zeichnete eine Reihe eben so gut gelungener, aber zuverlässig weniger edlen Patrioten an die Wand, als die Bürger der nächtlichen Runde Rembrands.

So bald die Patrioten einmal in guter Laune waren, war keine Rede mehr von Argwohn, der Deutsche wurde zum Pariser naturalisirt; man bot ihm das Ehrenbier an, und er bot seinen Wirthen als wohldenkender Mensch Burgunder an, den diese Herren mit Vergnügen annahmen.

Nun legte einer von ihnen, der weit listiger als die anderen war, seinen Zeigefinger auf seine dicke Nase, und sagte zu Hoffmann, indem er mit dem linken Auge blinzelte:

—Gesteh uns Eines, Bürger Deutscher.

—Was? mein Freund.

—Gesteh' uns den Zweck Deiner Sendung.

—Ich habe Dir ihn gesagt: Die Politik und die Malerei.

—Nein, nein, etwas Anderes.

—Ich versichere Dich, Bürger.

—Du wirst wohl begreifen, daß wir Dich nicht anklagen; Du gefällst uns, und wir werden Dich beschützen, aber hier sind zwei Abgeordnete des Clubs der Cordeliers, zwei der Jacobiner, ich gehöre zu dem der Brüder und Freunde, wähle unter uns den, dem Du huldigen willst.

—Welche Huldigung? sagte Hoffmann überrascht.

—O! verhehle es nicht, es ist so schön, daß Du Dich überall damit brüsten solltest.

—Wahrhaftig, Bürger, Du läßt mich erröthen, erkläre Dich.

—Sieh und urtheile, ob ich zu rathen verstehe, sagte der Patriot.

Und indem er das Buch der Pässe aufschlug, zeigte er mit seinem fettigen Finger auf einer Seite unter der Ueberschrift Straßburg, folgende Zeilen:

—Hoffmann, Reisender, der von Mannheim kömmt, hat in Straßburg eine Kiste mit folgender Ueberschrift in Empfang genommen: **O. B.**

—Das ist wahr, sagte Hoffmann.

—Nun denn! was enthält diese Kiste?

—Ich habe meine Erklärung auf dem Zollamte in Straßburg gemacht.

—Seht, Bürger, was dieser kleine Duckmäuser hierher bringt . . . Erinnert Ihr Euch der Sendung unserer Patrioten von Auxerre?

—Ja, sagte einer von ihnen, eine Kiste Speck.

—Wozu?

—Um die Guillotine einzuschmieren, rief ein Chor vergnügter Stimmen aus.

—Nun denn! sagte Hoffmann ein wenig bleich, welchen Bezug kann die Kiste, welche ich mitbringe, mit der Sendung der Patrioten von Auxerre haben?

—Lies, sagte der Pariser, indem er ihm seinen Paß zeigte, lies, junger Mann: „Für die Politik und für die Kunst reisend.“ Das steht geschrieben!

—O Republik! murmelte Hoffmann.

—Gestehe daher, junger Freund der Freiheit, sagte sein Beschützer zu ihm.

—Das hieße mich eines Gedankens rühmen, den ich nicht gehabt habe, erwiderte Hoffmann. Ich mag keinen falschen Ruhm; nein, die Kiste, welche ich in Straßburg in Empfang genommen habe, und die mir mit Fuhre zukommen wird, enthält nur eine Violine, einen Farbekasten und einige zusammengerollte Bilder.

Diese Worte verringerten die Achtung um Vieles, welche einige für Hoffmann gefaßt hatten. Man gab ihm seine Papiere zurück, man trank die vollen Gläser aus, aber man hörte auf, ihn als einen Retter der Völker aus der Sclaverei zu betrachten.

Einer der Patrioten fügte sogar hinzu:

—Er gleicht Saint Just, aber ich ziehe Saint Just vor.

Wieder in seine Träumerei versunken, welche der Ofen, der Tabak und der Burgunder erwärmten, blieb Hoffmann einige Zeit lang schweigend. Aber indem er plötzlich den Kopf wieder erhob, sagte er:

—Man guillotinirt also hier viel?

—Nicht übel, nicht übel; doch nimmt es seit den Brissotinere ein wenig ab, aber es ist noch befriedigend.

—Wissen Sie, wo ich eine gute Herberge finden werde, meine Freunde?

—Ueberall.

—Aber um Alles zu sehen?

—Ah! dann logire Dich in der Gegend des Blumenkais ein.

—Gut.

—Weißt Du, wo sich der Blumenkai befindet?

—Nein, aber das Wort Blumen gefällt mir. Ich sehe mich bereits an dem Blumenkai eingerichtet. Welchen Weg muß man dahin einschlagen?

—Wenn Du die Straße d'Enfer geraden Weges hinabgehst, wirst Du an den Kai kommen.

—Kai, das heißt, daß man sich an dem Wasser befindet? sagte Hoffmann.

—Ganz recht.

—Und das Wasser ist die Seine?

—Es ist die Seine.

—Dann gränzt der Blumenkai an die Seine?

—Du kennst Paris besser als ich, Bürger Deutscher.

—Ich danke, Adieu; kann ich gehen?

—Du hast nur noch eine kleine Förmlichkeit zu erfüllen.

—Welche?

—Du wirst zu dem Polizeicommissair gehen, und Dir eine Aufenthaltskarte ausfertigen lassen.

—Sehr wohl! Adieu.

—Warte noch. Mit dieser Erlaubniß des Commissärs wirst Du auf die Polizei gehen.

—Ah! Ah!

—Und Du wirst die Adresse Deiner Wohnung angeben.

—Es sei! ist das fertig?

—Nein, Du wirst Dich bei dem Viertelsmeister vorstellen.

—Wozu?

—Um Dich über Deine Existenzmittel auszuweisen.

—Ich werde Alles das thun, und das wird Alles sein?

—Noch nicht, Du wirst patriotische Geschenke machen müssen.

—Mit Vergnügen.

—Und dann den Schwur des Hasses gegen die französischen und ausländischen Tyrannen ablegen.

—Von ganzem Herzen. Ich danke für diese köstlichen Unterweisungen.

—Und dann wirst Du nicht vergessen, Deinen Namen und Vornamen leserlich auf einen Anschlagezettel vor Deiner Thür zu schreiben.

—Das soll geschehen.

—Pack Dich, Bürger, Du bist uns im Wege.

Die Flaschen waren leer.

—Adieu, Bürger, großen Dank für Eure Artigkeit.

Und Hoffmann entfernte sich, immer noch in der Gesellschaft seiner mehr als je brennenden Pfeife.

So hielt er seinen Einzug in die Hauptstadt des republikanischen Frankreichs.

Das reizende Wort, — Blumenkai, — hatte ihn angezogen. Hoffmann stellte sich bereits ein kleines Zimmer vor, dessen Balkon auf diesen wundervollen Blumenkai ging.

Er vergaß den December und die Nordwinde; er ver-

gaß den Schnee und den vorübergehenden Tod der ganzen Natur. Die Blumen waren in seiner Einbildungskraft unter dem Rauche seiner Lippen aufgeblüht; trotz der Nacht sah er nur noch die Sonne; er roch nur noch trotz der Kloaken der Faubourgs den Jasmin und die Rose.

Schlag neun Uhr kam er auf den Blumenkai, der vollkommen dunkel und verlassen war, wie es im Winter die Kais der Nordseite sind. Jedenfalls war an diesem Abende diese Einsamkeit noch trauriger und fühlbarer als anderswo.

Hoffmann hatte zu viel Hunger, und es fror ihn zu sehr, um unterwegs zu philosophiren; aber es befand sich kein Wirthshaus auf dem Kai.

Als er die Augen erhob, erblickte er endlich an der Ecke des Kais und der Straße de la Barillerie eine große rothe Laterne, in deren Scheiben ein schmieriges Lichtstümpchen zitterte.

Dieser Leuchtthurm hing und schaukelte sich an dem Ende eines eisernen Galgens, der zu jenen Zeiten des Aufruhres sehr geeignet war, einen politischen Feind aufzuhängen.

Hoffmann sah nur folgende, mit grünen Buchstaben auf das rothe Glas geschriebene Worte: Logis für Fußgänger. — Möblirte Zimmer und Kabinette.

Er klopfte hastig an die Thür einer Hausflur; die Thür ging auf, und der Reisende trat tappend ein.

Eine barsche Stimme rief ihm zu:

— Machen Sie Ihre Thür zu. Und ein großer bellender Hund schien ihm zu sagen:

—Nehmen Sie Ihre Beine in Acht.

Als das Zimmer gewählt, und der Preis mit einer ziemlich einnehmenden Wirthin abgeschlossen war, befand sich Hoffmann im Besitze von fünfzehn Fuß Länge auf acht Fuß Breite, was zu gleicher Zeit ein Schlaf- und ein Arbeitszimmer bildete, für dreißig Sous täglich, die jeden Morgen bei dem Aufstehen zahlbar wären.

Hoffmann war so vergnügt, daß er vierzehn Tage voraus bezahlte, aus Furcht, daß man ihm diese kostbare Wohnung streitig machen mögte.

Als das geschehen, legte er sich in ein ziemlich feuchtes Bett; aber für einen Reisenden von achtzehn Jahren ist jedes Bett ein Bett.

Und dann, wie konnte man sich schwierig zeigen, wenn man das Glück hatte, auf dem Blumenkai zu logiren!

Außerdem beschwor Hoffmann das Andenken Antonias, und ist das Paradies nicht immer dort, wohin man die Engel beschwört?

XI.

Wie die Museen und die Bibliotheken geschlossen waren, wie aber der Revolutionsplatz offen war.

Das Zimmer, welches Hoffmann vierzehn Tage lang zum irdischen Paradiese dienen sollte, enthielt ein Bett, das wir kennen, einen Tisch und zwei Stühle.

Es hatte ein Kamin, das mit zwei Vasen von blauem Glas mit künstlichen Blumen verziert war. Ein Genius der Freiheit von Zucker prunkte unter einer Crystallglocke, in welcher sich seine dreifarbige Fahne und seine rothe Mütze wiederspiegelten.

Ein kupferner Leuchter, ein Eckschrank von altem Rosenholz, eine Tapete aus dem XII. Jahrhundert als Vorhänge, das war das ganze Amöblement, so wie es bei den ersten Strahlen des Tages erschien.

Diese Tapete stellte Orpheus vor, der die Violine spielte, um Eurydice wieder zu erobern, und die Violine

erinnerte natürlicher Weise Hoffmann wieder an Zacharias Werner.

— Theurer Freund! dachte unser Reisender, er ist in Paris, ich auch; wir sind fast bei einander, und ich werde ihn heute oder spätestens morgen sehen.

Womit soll ich anfangen? Wie soll ich es angreifen, um die Zeit des lieben Gottes nicht zu verlieren, und um Alles in Frankreich zu sehen?

Seit mehren Tagen sehe ich nur sehr häßliche lebendige Gemälde, gehen wir nach dem Salon des Louvre, des Ex-Tyrannen, ich werde alle schönen Gemälde sehen, welche er hatte, die Rubens, die Poussins; gehen wir geschwind.

Er stand auf, um einstweilen das Panoramabild seines Quartieres zu betrachten.

Einen grauen finsteren Himmel, schwarzen Koth unter den weißen Bäumen, eine geschäftige Bevölkerung, die begierig war, zu laufen, und ein gewisses Geräusch gleich dem Gemurmel fließenden Wassers, das war Alles, was er entdeckte.

Das war wenig blühend. Hoffmann machte sein Fenster zu, frühstückte und ging aus, um zuerst den Freund Zacharias Werner zu sehen.

Aber, im Begriffe eine Richtung einzuschlagen, erinnerte er sich, daß ihm Werner niemals seine Adresse gegeben hatte, ohne welche es schwer war, ihn anzutreffen.

Das war kein kleiner Querstrich für Hoffmann.

Aber bald dachte er:

—Thor, der ich bin; was ich liebe, liebt Zacharias auch. Ich habe Lust Gemälde zu sehen, er wird gleichfalls Lust gehabt haben, Gemälde zu sehen. Ich werde ihn oder seine Spur im Louvre finden. Gehen wir nach dem Louvre.

Man sah das Louvre von dem Kai aus, Hoffmann ging geraden Weges nach dem Gebäude zu.

Aber er hatte den Schmerz, an der Thüre zu erfahren, daß die Franzosen, seitdem sie frei wären, sich nicht dadurch verweichlichten, Gemälde von Sclaven zu sehen, und daß, angenommen, was nicht wahrscheinlich war, wenn die Gemeinde von Paris nicht bereits alle die Sudeleien gebraten hätte, um das Feuer in den Stückgießereien anzuzünden, man sich wohl hüten würde, nicht mit alle diesem Oele die Ratten zu ernähren, welche zu der Nahrung der Patrioten für den Tag bestimmt wären, wo die Preußen Paris belagern würden.

Hoffmann fühlte, daß ihm der Schweiß auf die Stirne trat; der Mann, der mit ihm so sprach, hatte eine gewisse Art zu sprechen, welche von seiner Wichtigkeit zeigte. Man grüßte diesen Sprecher viel.

Hoffmann erfuhr von einem der Anwesenden, daß er die Ehre gehabt hätte, mit dem Bürger Simon, dem Erzieher der Kinder von Frankreich und Oberaufseher der Königlichen Museen zu sprechen.

—Ich werde keine Gemälde sehen, sagte er seufzend, ach! das ist Schade! aber ich werde nach der Bibliothek des selbigen Königs gehen, und in Ermangelung von Gemälden werde ich dort Kupferstiche, Medaillen und Ma-

nuscripte sehen; ich werde dort das Grab Childerich's. Clovis Vater, und die Himmels- und Erdkugeln des Vaters Coronelli sehen.

Hoffmann hatte bei seiner Ankunft den Schmerz, zu erfahren, daß die Französische Nation, indem sie die Wissenschaft und die Literatur als eine Quelle des Verderbnisses und des Mangels an Bürgertugend betrachtete, alle die Anstalten geschlossen hätte, in denen die angeblichen Gelehrten und die angeblichen Literaten sich verschwören, das Alles als Maßregel der Menschlichkeit, um sich den Schmerz zu ersparen, diese armen Teufel zu guillotiniren. Außerdem war die Bibliothek selbst unter dem Tyrannen nur zweimal wöchentlich geöffnet.

Hoffmann mußte sich zurückziehen, ohne etwas gesehen zu haben; er mußte sogar vergessen, sich nach seinem Freunde Zacharias zu erkundigen.

Da er aber ausdauernd war, so beharrte er darauf, und wollte das Museum Saint Avoin sehen.

Man sagte ihm nun, daß der Eigenthümer zwei Tage zuvor guillotinirt worden wäre. Er ging bis zu dem Luxembourg, aber dieser Palast war ein Gefängniß geworden.

Am Ende seiner Kräfte und seines Muthes, schlug er wieder den Weg nach seinem Wirthshause ein, um seine Beine ein wenig auszuruhen, von Antonia, von Zacharias zu träumen, und in der Einsamkeit eine gute Pfeife von zwei Stunden zu rauchen.

Aber, welches Wunder! dieser so ruhige, so einsame Blumenkai war schwarz von einer Menge versammelter

Leute, welche auf eine unharmonische Weise sich geberdeten und schrieen.

Hoffmann, der nicht groß war, sah nichts über den Schultern aller dieser Leute; er beeilte sich, mit seinem spitzigen Ellbogen durch die Menge zu gelangen und in sein Zimmer zurückzukehren.

Er stellte sich an sein Fenster.

Alle Blicke wandten sich sogleich nach ihm, und er war einen Augenblick lang darüber in Verlegenheit, denn er bemerkte, wie wenig Fenster offen waren. Die Neugierde der Anwesenden richtete sich indessen bald auf einen anderen Punkt, als auf's Fenster Hoffmann's, und der junge Mann machte es wie die Neugierigen, er betrachtete die Vorhalle eines großen, schwarzen Gebäudes mit spitzigen Dächern, dessen Glockenthurm einen dicken viereckigen Thurm überragte.

Hoffmann rief die Wirthin.

— Bürgerin, sagte er, ich bitte Sie, mir zu sagen, was das für ein Gebäude ist.

— Der Palast, Bürger.

— Und was macht man in dem Palaste?

— Im Justizpalaste, Bürger? man richtet darin.

— Ich glaubte, daß es keine Tribunale mehr gäbe.

— Doch, es gibt das Revolutionstribunal.

— Ah! es ist wahr . . . und alle diese wackern Leute?

— Erwarten die Ankunft der Karren.

— Wie, der Karren? ich verstehe nicht recht, entschuldigen Sie mich, ich bin Fremder.

—Die Karren, Bürger, das ist gerade als wenn man die Leichenwagen für die Leute sagte, welche sterben werden.

—Ach! mein Gott!

—Ja, des Morgens kommen die Gefangenen an, um sich vor dem Revolutionstribunale richten zu lassen.

—Gut.

—Um vier Uhr sind alle diese Gefangenen gerichtet, und man packt sie auf die Karren, welche der Bürger Fouquier zu diesem Zwecke hat holen lassen.

—Wer ist das, der Bürger Fouquier?

—Der öffentliche Ankläger.

—Sehr wohl, und dann?

—Und dann fahren die Karren im kleinen Trabe nach dem Revolutionsplatze, wo die Guillotine in Permanenz ist.

—In Wahrheit?

—Wie! Sie sind ausgegangen und Sie sind nicht hingegangen, um die Guillotine zu sehen; das ist das Erste, was die Fremden bei ihrer Ankunft besuchen; es scheint, daß wir Franzosen allein Guillotinen haben.

—Ich wünsche Ihnen Glück dazu, Madame.

—Sehen Sie, da kommen die Karren . . .

—Sie ziehen sich zurück, Bürgerin?

—Ja, ich mag das nicht mehr sehen.

Und die Wirthin zog sich zurück.

Hoffmann ergriff sie sanft bei dem Arme.

—Entschuldigen Sie mich, wenn ich eine Frage an Sie richte, sagte er.

—Thun Sie es.

—Warum sagen Sie, daß Sie das nicht mehr sehen mögen? Ich hätte gesagt, ich mag das nicht sehen.

—Die Sache ist folgende, Bürger. Im Anfange guillotinirte man Aristokraten, die, wie es scheint, sehr schlecht waren. Diese Leute trugen den Kopf so hoch, sie hatten alle so unverschämte, so herausfordernde Mienen, daß das Mitleiden nicht leicht unsere Augen netzte. Man sah daher gerne zu. Dieser Kampf der muthigen Feinde der Nation gegen den Tod war ein schönes Schauspiel. Aber da habe ich eines Tages einen Greis den Karren besteigen sehen, dessen Kopf die Leitern des Wagens schlug, das war schmerzlich. Am folgenden Tage sah ich Nonren. Eines andern Tages sah ich ein Kind von vierzehn Jahren, und endlich sah ich ein junges Mädchen auf einem Karren, ihre Mutter befand sich auf dem andern, und diese beiden armen Frauen sandten sich Küsse zu, ohne sich ein Wort zu sagen. Sie waren so bleich, sie hatten einen so traurigen Blick, ein so unglückseliges Lächeln auf den Lippen, diese Finger, welche sich allein bewegten, um die Küsse auf ihrem Munde zu bilden, waren so zitternd und so perlmutterfarbig, daß ich dieses gräßliche Schauspiel niemals vergessen werde und geschworen habe, mich dem nicht mehr auszusetzen, es jemals zu sehen.

—Ah! Ah! sagte Hoffmann, indem er sich von dem Fenster entfernte, dem ist so?

—Ja, Bürger. Nun denn! was machen Sie?

—Ich mache das Fenster zu, Bürgerin.

— Warum?

— Um nicht zu sehen.

— Sie ein Mann!

— Sehen Sie, Bürgerin, ich bin nach Paris gekommen, um die Künste zu studiren und eine freie Luft zu athmen. Nun denn! wenn ich unglücklicher Weise eines dieser Trauerspiele sähe, von denen Sie mir so eben gesprochen haben, wenn ich ein junges Mädchen oder eine Frau zum Tode schleppen und das Leben bedauern sähe, Bürgerin, so würde ich an meine Braut denken, welche ich liebe, und die vielleicht . . . Nein, Bürgerin, nein, ich werde nicht länger in diesem Zimmer bleiben; haben Sie eines, das hinten hinausgeht?

— Still! Unglückseliger, Sie sprechen zu laut; wenn meine Dienstwilligen Sie hörten . . .

— Ihre Dienstwilligen! was ist das, Dienstwillige?

— Es ist ein republikanisches Synonym für Bediente.

— Nun denn! wenn Ihre Bedienten mich hörten, was würde geschehen?

— Daß ich in drei bis vier Tagen Sie von diesem Fenster aus auf einem dieser Karren um vier Uhr Nachmittags würde sehen können.

Als sie dieses heimlicher Weise gesagt, ging die gute Frau eilig hinab, und Hoffmann machte es ihr nach.

Er schlich aus dem Hause, zu Allem entschlossen, um dem Volksschauspiele zu entgehen.

Als er an der Ecke des Kai's war, funkelten die Säbel der Gendarmen, es entstand eine Bewegung in der Menge, die Massen heulten und begannen zu laufen.

Hoffmann erreichte im vollen Laufe die Straße Saint Denis, in welcher er sich wie ein Wahnsinniger vertiefte; er machte gleich dem Reh mehrere Wendungen in verschiedene kleine Straßen, und verschwand in diesem Irrgarten von Gassen, welche sich zwischen dem Kai de la Feraille und den Hallen verwickelten.

Er athmete endlich wieder auf, als er sich in der Straße de la Ferronerie sah, wo er mit dem Scharfblicke des Dichters und des Malers den durch die Ermordung Heinrichs IV. berühmten Platz errieth.

Indem er immer ging, immer suchte, gelangte er in die Mitte der Straße Saint Honoré. Ueberall schlossen sich die Läden auf seinem Wege. Hoffmann bewunderte die Ruhe dieses Quartieres; nicht allein die Läden verschlossen sich, sondern auch noch die Fenster gewisser Häuser wurden voll Vorsicht dicht zugemacht, wie als ob sie ein Signal erhalten hätten.

Dieses Manöver wurde Hoffmann bald erklärt; er sah die Fiaker sich umwenden, und die Seitenstraßen einschlagen; er hörte einen Galopp von Pferden und erkannte Gendarmen; dann hinter ihnen sah er in dem ersten Nebel des Abends ein gräßliches Durcheinander von Lumpen, aufgehobenen Armen, geschwungenen Piken und flammenden Augen.

Ueber alle dem zeigte sich ein Karren.

Aus diesem Strudel, der auf ihn zu kam, ohne daß er sich verbergen oder entfliehen konnte, hörte Hoffmann so schneidendes, so jammerndes Geschrei erschallen, daß

bis zu diesem Abende seine Ohren nichts so gräßliches gehört hatten.

Auf dem Karren befand sich eine weißgekleidete Frau. Dieses Geschrei erschallte aus den Lippen, der Seele, dem ganzen aufgerichteten Körper dieser Frau.

Hoffmann fühlte, wie seine Beine ihm den Dienst versagten. Dieses Geheul hatte die Nervengefäße zerrissen, er sank auf einen Eckstein, den Kopf gegen die noch nicht ganz geschlossene Thüre eines Ladens gelehnt, so sehr war die Schließung dieses Ladens übereilt worden.

Der Karren langte in Mitte von Banditen und abscheulichen Frauen, seinen gewöhnlichen Trabanten, an; aber wie sonderbar, dieser ganze Pöbel lärmte nicht, dieses ganze Gesindel schrie nicht, das Opfer allein wand sich in den Armen zweier Männer, und rief Himmel, Erde, Menschen und Dinge um Hilfe an.

Hoffmann hörte plötzlich in seinen Ohren durch die Spalte des Ladens folgende traurig von der Stimme eines jungen Mannes ausgesprochene Worte:

—Arme Du Barry! Da bist Du also!

—Madame Du Barry! rief Hoffmann aus, sie ist es, sie ist es, welche auf diesem Karren vorüber kömmt?

—Ja, mein Herr, antwortete die leise und klagende Stimme an dem Ohre des Reisenden, und so nahe, daß er durch die Breter den warmen Hauch des Sprechers fühlte.

Die arme Du Barry hielt sich gerade, und auf dem beweglichen Boden des Karrens geklammert; ihre kastanienbraunen Haare, der Stolz ihrer Schönheit, waren am

dem Nacken abgeschnitten worden, fielen aber an den Schläfen in langen, in Schweiß gebadeten Flechten herab, schön mit ihren großen, verstörten Augen, mit ihrem kleinen Munde, zu klein für das gräßliche Geschrei, das sie ausstieß, schüttelte die unglückliche Frau von Zeit zu Zeit mit einer krampfhaften Bewegung den Kopf, um ihr Gesicht von den Haaren frei zu machen, welche es maskirten.

Als sie vor dem Ecksteine vorbei kam, auf den Hoffmann gesunken war, rief sie: Zu Hilfe! retten Sie mich! ich habe niemals Böses gethan, zu Hilfe! und beinahe hätte sie den Knecht des Scharfrichters niedergeworfen, der sie unterstützte.

Sie hörte nicht auf, diesen Hülferuf unter dem tiefen Schweigen der Anwesenden auszustoßen. Diese Furien, die daran gewöhnt waren, die tapfern Verurtheilten zu beleidigen, fühlten sich durch die unwiderstehliche Regung des Entsetzens einer Frau erschüttert; sie fühlten, daß es ihrem Geschrei nicht gelingen würde, ihr Stöhnen zu überschallen; sie fürchteten sich vor der Verdoppelung dieses Fiebers, das an Wahnsinn gränzte und den Gipfel des Schrecklichen erreichte.

Hoffmann stand auf, indem er sein Herz nicht mehr in seiner Brust fühlte; er begann wie die andern dem Karren nachzulaufen, ein neuer, dieser Prozession von Gespenstern hinzugefügter Schatten, welche die letzte Bedeckung einer königlichen Buhlerin bildeten.

Indem sie ihn sah, rief Madame Du Barry nochmals aus: Das Leben! das Leben! . . . ich gebe mein

ganzes Vermögen der Nation! mein Herr! . . . retten Sie mich!

— O! dachte der junge Mann, sie hat mich angeredet! arme Frau, deren Blicke so theuer waren, deren Worte keinen Preis hatten, sie hat mich angeredet!

Er blieb stehen. Der Karren hatte den Revolutionsplatz erreicht. In der durch einen kalten Regen noch dunkler gewordenen Dämmerung unterschied Hoffmann nur noch zwei Schattenrisse; den einen weiß, das war der des Opfers, den andern roth, das war der des Schaffottes.

Er sah die Scharfrichter das weiße Kleid nach der Treppe schleppen. Er sah die gepeinigte Gestalt sich krümmen, um Widerstand zu leisten, dann plötzlich verlor die arme Frau in Mitte ihres gräßlichen Geschrei's das Gleichgewicht, und fiel auf das Fallbret.

Hoffmann hörte sie rufen: Gnade, Herr Scharfrichter, noch eine Minute, Herr Scharfrichter . . . und das war Alles, das Messer fiel, indem es einen fahlen Blitz schleuderte.

Hoffmann rollte in den Graben, der den Platz umgab.

Das war ein schönes Bild für einen Künstler, der nach Frankreich kam, um Eindrücke und Ideen zu suchen.

Gott hatte ihm die zu grausame Züchtigung derer gezeigt, welche dazu beigetragen hatte, die Monarchie ins Verderben zu stürzen.

Dieser feige Tod der Du Barry schien ihm die Absolution der armen Frau. Sie hatte also niemals Stolz gehabt, da sie nicht einmal zu sterben wußte! Zu sterben

wissen, ach! war in jenen Zeiten die letzte Tugend derer, welche niemals etwas Anderes, als das Laster gekannt hatten.

Hoffmann dachte an diesem Tage, daß, wenn er nach Frankreich gekommen wäre, um Außerordentliches zu sehen, seine Reise nicht verfehlt wäre.

Nun ein wenig durch die Philosophie der Geschichte getröstet, sagte er sich: — es bleibt das Theater, gehen wir in das Theater. Ich weiß wohl, daß nach der Schauspielerin, welche ich so eben gesehen habe, die der Oper oder die des Trauerspieles keinen Eindruck auf mich machen werden, aber ich werde nachsichtig sein. Man darf nicht zu viel von Frauen verlangen, die nur zum Spaß sterben.

Nur werde ich trachten, diesen Platz genau wieder zu erkennen, um ihn mein Lebenlang nicht wieder zu betreten.

XII.

Das Urtheil des Paris.

Hoffmann war ein Mann plötzlicher Uebergänge. Nach dem Revolutionsplatze und dem lärmenden, um ein Schaffot herum befindlichen Volke, dem dunkeln Himmel und dem Blute, bedurfte er des Glanzes der Kronleuchter, der fröhlichen Menge, der Blumen, kurz des Lebens. Er war nicht sehr sicher, ob das Schauspiel, dem er beigewohnt hatte, durch dieses Mittel aus seinen Gedanken verschwinden würde; aber er wollte zum Mindesten seinen Augen eine Zerstreuung gewähren und sich beweisen, daß es noch Leute auf der Welt gäbe, welche lebten und welche lachten.

Er ging daher nach der Oper, aber er kam dort an, ohne zu wissen, wie er dahin gekommen war. Sein Entschluß war ihm vorausgegangen, und er war ihm gefolgt, wie ein Blinder seinem Hunde folgt, während sein Geist



auf einem entgegengesetzten Wege durch ganz entgegengesetzte Eindrücke wanderte.

Wie auf dem Revolutionsplatze, fand ein Gedränge auf dem Boulevard dort statt, wo zu jener Zeit das Schauspielhaus der Oper sich befand, nämlich dort, wo heut zu Tage das Theater der Porte Saint-Martin steht.

Hoffmann blieb vor dieser Menge stehen und betrachtete den Theaterzettel.

Man spielte das Urtheil des Paris, pantomimisches Ballet in drei Acten, von Herrn Gardel dem Jüngeren, dem Sohne des Tanzmeisters Maria Antoinettens, der späterhin Balletmeister des Kaisers wurde.

—Das Urtheil von Paris, murmelte der Dichter, indem er den Theaterzettel starr anblickte, wie um sich mit Hilfe der Augen und des Gehöres die Bedeutung der vier Worte: Le Jugement de Paris einzuprägen.

Vergebens wiederholte er sich die Sylben, welche den Titel des Ballets bildeten, sie schienen ihm ohne Sinn, so große Mühe hatten seine Gedanken, um die schrecklichen Erinnerungen abzuschütteln, von denen sie erfüllt waren, um dem, von Herrn Gardel dem Jüngeren Homers Iliade entliehenen Werke Platz zu gewähren.

Welche sonderbare Zeit jene Zeit war, in welcher man an ein und demselben Tage des Morgens verurtheilen, um vier Uhr hinrichten, des Abends tanzen sehen konnte, und in welcher man dem ausgesetzt war, sich selbst bei der Rückkehr von allen diesen Gemüthserschütterungen verhaften zu sehen!

Hoffmann sah ein, daß, wenn ihm nicht ein Anderer, als er, sagte, was man spiele, es ihm nicht gelingen würde, zu erfahren, was man spielte, und daß er vielleicht wahnsinnig vor diesem Theaterzettel würde.

Er näherte sich daher einem dicken Herrn, der mit seiner Frau sich in die Reihe gestellt hatte, denn zu allen Zeiten haben die dicken Männer die Sucht gehabt, sich mit ihren Frauen in die Reihen zu stellen, und er sagte zu ihm:

— Mein Herr, was spielt man heute Abend?

— Sie sehen es wohl an dem Anschlagezettel, mein Herr, antwortete der dicke Mann, man spielt das Urtheil des Paris.

— Das Urtheil des Paris ... wiederholte Hoffmann. Ach! ja, das Urtheil von Paris, ich weiß, was das ist.

Der dicke Herr betrachtete diesen sonderbaren Frager, und zuckte die Achseln mit einer Miene höchster Verachtung für diesen jungen Mann, der in dieser ganz mythologischen Zeit einen Augenblick lang hatte vergessen können, was das Urtheil des Paris war.

— Wollen Sie die Erklärung des Ballets, Bürger? sagte ein Textverkäufer, indem er sich Hoffmann näherte.

— Ja, geben Sie!

Das war für unseren Helden ein neuer Beweis, daß er in das Schauspiel ginge, und er bedurfte desselben.

Er schlug das Buch auf und warf die Augen darauf.

Dieses Buch war sauber auf weißes Papier gedruckt, und mit einer Vorrede des Verfassers bereichert.

— Welche wunderbare Sache der Mensch ist, dachte Hoffmann, indem er die wenigen Zeilen dieser Vorrede betrachtete, Zeilen, die er noch nicht gelesen hatte, die er aber lesen würde, und wie er, indem er dabei ein Theil der gemeinsamen Masse der Menschen ist, allein, selbstsüchtig und gleichgültig auf dem Wege seiner Interessen und des Ehrgeizes dahinschreitet! So ist hier ein Mann, Herr Gardel der Jüngere, der am 5. März 1793, das heißt, sechs Wochen nach dem Tode des Königs, das heißt, sechs Wochen nach einem der wichtigsten Ereignisse der Welt, dieses Ballet hatte aufführen lassen; nun denn! an dem Tage, an welchem dieses Ballet aufgeführt worden ist, hatte er persönliche Gemüthsbewegungen in den allgemeinen Gemüthsbewegungen gehabt; das Herz hatte ihm geklopft, als man Beifall geklatscht hat, und wenn man ihm in diesem Augenblicke von jenem Ereignisse gesprochen hätte, welches noch die Welt erschütterte, und wenn man ihm den König Ludwig XVI. genannt hätte, so würde er ausgerufen haben: Ludwig XVI., von wem wollen Sie sprechen? Dann wie als ob von dem Tage an, an welchem er sein Ballet dem Publikum übergeben, die ganze Erde nur noch mit diesem Ereignisse der Tanzkunst hätte beschäftigt sein müssen, hatte er eine Vorrede zur Erklärung seiner Pantomime gemacht. Nun denn! lesen wir seine Vorrede, und sehen wir, ob ich in ihr, indem sie den Datum verhehlt, an welchem sie geschrieben worden ist, die

Spur der Dinge wiederfinde, unter welchen sie entsprungen ist.

Hoffmann lehnte sich an das Geländer des Schauspielhauses, und las Folgendes:

„Ich habe immer bemerkt, daß in den zur Aufführung gebrachten Ballets die Wirkung der Decorationen und der mannichfaltigen und angenehmen Zwischenspiele das waren, was am meisten die Menge und die lebhaften Beifallsbezeugungen herbeiführte."

— Man muß gestehen, daß dieser Mann eine merkwürdige Bemerkung gemacht hat, dachte Hoffmann, indem er sich nicht enthalten konnte, bei dem Lesen dieser ersten Treuherzigkeit zu lächeln. Wie! er hat bemerkt, daß das, was bei den Balletten anzieht, die Wirkungen der Decorationen und die mannichfaltigen und angenehmen Zwischenspiele sind. Was das artig für die Herren Haydn, Pleyel und Mehul ist, welche die Musik zu dem Urtheile des Paris gemacht haben! Fahren wir fort.

„Nach dieser Bemerkung habe ich einen Gegenstand gesucht, der sich einrichten ließe, um die großen Talente geltend zu machen, welche allein die Oper von Paris in der Tanzkunst besitzt, und der mir erlaubte, die Ideen zu entwickeln, welche der Zufall mir bieten könnte. Die poetische Geschichte ist der unerschöpfliche Boden, den der Balletmeister cultiviren muß; dieser Boden ist nicht ohne Dornen, aber man muß sie zu beseitigen wissen, um die Rose zu pflücken."

— Ah! das ist zum Beispiel eine Stelle, die in einen goldenen Rahmen gefaßt werden muß, rief Hoffmann aus.

Nur in Frankreich schreibt man solche Dinge! und er begann das Buch zu betrachten, indem er sich anschickte, diese interessante Lektüre fortzusetzen, welche ihn zu erheitern begann; aber von seiner wahrhaften Beschäftigung abgelenkt, kehrte sein Geist allmählig wieder darauf zurück; die Buchstaben verwirrten sich unter den Augen des Träumers, er ließ die Hand sinken, welche das Urtheil des Paris hielt, heftete die Augen auf den Boden und murmelte:

— Arme Frau!

Es war der Schatten der Madame Du Barry, der nochmals in den Erinnerungen des jungen Mannes vorüberzog.

Nun schüttelte er den Kopf, wie um aus ihm mit Gewalt die traurigen Wirklichkeiten zu verscheuchen, und indem er das Buch des Herrn Gardel des Jüngeren in seine Tasche steckte, nahm er einen Platz und ging in das Theater.

Der Saal war voll, rieselnd von Blumen, Edelsteinen, Seide und bloßen Schultern. Ein ungeheures Summen, ein Summen wohlriechender Frauen, leichtfertiger Aeußerungen, gleich dem Geräusche, das Tausend in einer Papierschachtel fliegende Fliegen machen würden, und voll jener Worte, welche in dem Geiste dieselbe Spur zurücklassen, als die Flügel der Schmetterlinge in den Fingern der Kinder, welche sie nehmen, und die zehn Minuten nachher, indem sie nicht mehr wissen, was sie mit ihnen anfangen sollen, die Hände in die Luft erheben, und ihnen die Freiheit wiedergeben.

Hoffmann nahm einen Platz in dem Orchester, und von der glühenden Atmosphäre des Saales beherrscht, gelang es ihm einen Augenblick lang zu glauben, daß er sich seit dem Morgen daselbst befände, und daß dieser traurige Todesfall, den seine Gedanken ohne Unterlaß betrachteten, ein schwerer Traum und keine Wirklichkeit wäre. Nun wandte sich sein Gedächtniß, das, wie das Gedächtniß jedes Menschen, zwei zurückwerfende Gläser hatte, das eine in dem Herzen, das andere in dem Verstande, allmählig und durch die natürliche Abstufung der heiteren Eindrücke, nach diesem lieblichen jungen Mädchen, das er zurückgelassen hatte, und deren Medaillon er wie ein anderes Herz gegen das Klopfen des seinigen schlagen fühlte. Er betrachtete alle die Frauen, welche ihn umgaben, alle diese weißen Schultern, alle diese blonden und braunen Haare, alle diese geschmeidigen Arme, alle diese Hände, welche mit einem Fächer spielten oder koketter Weise die Blumen eines Kopfputzes wieder befestigten, und er lächelte sich selbst zu, indem er den Namen Antonia aussprach, wie als ob dieser Name genügt hätte, um jeden Vergleich zwischen der, welche ihn trug, und den Frauen verschwinden zu lassen, die sich anwesend befanden, und um ihn in eine Welt von Erinnerungen zu versetzen, welche Tausend Mal reizender als alle diese Wirklichkeiten waren, so schön sie auch sein mochten. Dann, wie als ob das nicht genug gewesen wäre, wie als ob er zu fürchten gehabt hätte, daß das Porträt ihm nur durch die Entfernung seine Gedanken wiedergäbe, und in dem Ideale verschwinden möchte, wodurch es ihm erschien, steckte Hoffmann ohne Geräusch

die Hand in seinen Busen, ergriff dort das Medaillon, wie ein furchtsames Mädchen einen Vogel in einem Neste ergreift, und nachdem er sich versichert hatte, daß es Niemand sehen und mit einem Blicke das süße Bild trüben könnte, das er in seine Hand nahm, zog er das Porträt des jungen Mädchens hervor, erhob es zu der Höhe seiner Augen, verehrte es einen Augenblick lang mit dem Blicke, dann, nachdem er es frommer Weise an seine Lippen gedrückt, verbarg er es von Neuem ganz nahe an seinem Herzen, ohne daß Jemand die Freude errathen konnte, welche, indem er die Bewegung eines Mannes machte, der die Hand in seine Weste steckt, dieser junge Zuschauer mit schwarzen Haaren und bleicher Gesichtsfarbe gehabt hatte.

In diesem Augenblicke gab man das Signal, und die ersten Noten der Ouvertüre begannen heiter in dem Orchester wie zänkische Finken in einem Gebüsche zu kreisen.

Hoffmann setzte sich, und indem er wieder ein Mensch wie Jedermann zu werden trachtete, das heißt ein aufmerksamer Zuschauer, öffnete er seine beiden Ohren der Musik.

Aber nach Verlauf von fünf Minuten hörte er nicht mehr und wollte nicht mehr hören; diese Musik war es nicht, mit der man Hoffmanns Aufmerksamkeit fesselte, um so mehr, als er sie zwei Mal hörte, da ein Nachbar, ohne Zweifel ein fleißiger Besucher der Oper und ein Bewunderer der Herrn Pleyel, Haydn und Mehul mit einer feinen Stimme im halben Falsett und mit einer vollkommenen Genauigkeit die verschiedenen Melodien dieser Herren

begleitete. Der Dilettant fügte dieser Begleitung des Mundes eine andere Begleitung der Finger hinzu, indem er mit einer allerliebsten Fertigkeit seiner langen und spitzigen Nägel auf der Tabaksdose, die er in seiner linken Hand hielt, den Tact schlug.

Mit jener Gewohnheit der Neugierde, welche natürlicher Weise die erste Eigenschaft jedes Beobachters ist, begann Hoffmann diese Person zu betrachten, welche sich ein besonderes auf das allgemeine Orchester geimpfte Orchester bildete

In Wahrheit, die Person verdiente die Prüfung.

Man stelle sich einen kleinen Mann vor, der einen schwarzen Rock, schwarze Weste und Beinkleid trug, ein weißes Hemd und Halsbinde, aber von einem Weiß, das mehr als weiß war, fast ebenso ermüdend für die Augen, als der Silberschein des Schnees. Man lege auf die Hälfte der Hände dieses kleinen Mannes magere, wie Wachs durchsichtige Hände, welche auf dem schwarzen Beinkleide hervortraten, wie als ob sie von Innen erleuchtet gewesen wären, mit der größten Sorgfalt gefältelte und wie Lilienblätter geschmeidige Manschetten von feinem Batist, und man wird das Ganze des Körpers haben. Man betrachte jetzt den Kopf und betrachte ihn, wie es Hoffmann that, das heißt mit einer mit Erstaunen gemischten Neugierde. Man stelle sich ein länglichrundes Gesicht vor, mit wie Elfenbein glatter Stirn, mit seltenen und fahlen Haaren, welche von Stelle zu Stelle, wie Büschel von Gestrüpp in einer Ebene, wuchsen. Man lasse die Augenbrauen weg, und mache unter der Stelle, wo sie sein

sollten, zwei Löcher, in die man wie Glas kalte, fast immer starre Augen setzt, und die man um so mehr für leblos zu halten geneigt war, als man vergebens in ihnen den lichtvollen Punkt suchte, den Gott wie einen Funken von dem Heerde des Lebens in das Auge gelegt hat. Diese Augen waren blau wie der Saphir, ohne Milde und ohne Härte. Sie sahen, das war gewiß, aber sie betrachteten nicht. Eine dürre, magere, lange und spitzige Nase, ein kleiner Mund mit halb offen stehenden Lippen über Zähnen, die nicht weiß, sondern von derselben Wachsfarbe als die Haut waren, wie als ob bleiches Blut in sie gedrungen und sie die Farbe davon angenommen hätten, ein spitziges, mit der größten Sorgfalt rasirtes Kinn, hervorstehende Backenknochen, hohle Wangen, in deren Höhlung man eine Nuß hätte legen können, das waren die charakteristischen Züge des Zuschauers, welcher in der Nachbarschaft Hoffmanns saß.

Dieser Mann konnte ebensogut fünfzig, als dreißig Jahre alt sein. Wenn er achtzig alt gewesen wäre, so wäre die Sache nicht außergewöhnlich gewesen; wenn er nur zwölf alt gewesen wäre, so wäre es wieder nicht sehr unwahrscheinlich gewesen. Es schien, daß er so auf die Welt gekommen sein müßte, wie er war. Er war ohne Zweifel niemals jünger gewesen, und es war unmöglich, daß er älter schien.

Es war wahrscheinlich, daß, indem man seine Haut berührte, man dieselbe Empfindung von Kälte empfunden hätte, als wie bei der Berührung der Haut einer Schlange oder einer Leiche.

Aber die Musik liebte er ~~zum Beispiele~~ sehr.

Von Zeit zu Zeit öffnete sich sein Mund ein wenig mehr unter einem Drucke Musik liebender Wollust, und drei kleine Falten, welche auf jeder Seite genau dieselben waren, beschrieben an den äußersten Enden seiner Lippen einen Halbkreis, und blieben daselbst fünf Minuten lang eingeprägt, dann verschwanden sie allmählig wie die Kreise, welche ein in das Wasser gefallener Stein verursacht, und die sich immer mehr erweitern, bis daß sie sich gänzlich mit der Oberfläche vermischen.

Hoffmann wurde es nicht müde, diesen Mann zu betrachten, der sich gemustert fühlte, der sich aber deshalb durchaus nicht rührte. Diese Regungslosigkeit war so groß, daß unser Dichter, der bereits zu jener Zeit den Keim der Einbildungskraft hatte, der Coppelius erzeugen sollte, seine beiden Hände auf die Lehne des Sperrsitzes stützte, der sich vor ihm befand, seinen Körper vorneigte, und, indem er den Kopf zur Rechten wandte, den von vorn zu sehen versuchte, den er nur erst von der Seite gesehen hatte.

Der kleine Mann blickte Hoffmann ohne Verwunderung an, lächelte ihm zu, machte ihm eine kleine freundschaftliche Verbeugung und fuhr fort die Augen auf denselben Punkt zu heften, einen für jeden andern als für ihn unsichtbaren Punkt, und das Orchester zu begleiten.

— Das ist sonderbar, äußerte Hoffmann, indem er sich wieder setzte, ich hätte gewettet, daß er nicht lebte.

Und wie als ob der junge Mann, obgleich er den Kopf seines Nachbars sich hatte bewegen sehen, noch nicht

recht überzeugt gewesen wäre, daß der übrige Theil des Körpers beseelt wäre, warf er von Neuem die Augen auf die Hände dieser Person. Nun überraschte ihn etwas, nämlich, daß auf der Tabaksdose, mit welcher diese Hände spielten, eine Tabaksdose von Ebenholz, ein kleiner Todtenkopf in Diamanten funkelte.

Alles sollte an diesem Tage vor den Augen Hoffmanns phantastische Anstriche annehmen; aber er war fest entschlossen zu seinem Zwecke zu kommen, und indem er sich herabneigte, wie er sich vorgeneigt hatte, heftete er seine Augen auf diese Tabaksdose in dem Grade, daß seine Lippen fast die Hände dessen berührten, welcher sie hielt.

Als der so gemusterte Mann sah, daß seine Tabaksdose von so großem Interesse für seinen Nachbar wäre, reichte er sie ihm schweigend, damit er sie ganz nach seinem Gefallen betrachten könnte.

Hoffmann nahm sie, wandte sie zwanzig Male um, und machte sie dann auf.

Es befand sich Tabak darin!

XIII.

Arséne.

Nachdem er die Tabaksdose mit der größten Aufmerksamkeit betrachtet hatte, gab Hoffmann sie ihrem Eigenthümer zurück, indem er ihm mit stummen Nicken des Kopfes dankte, auf welches der Eigenthümer ihm durch ein gleichfalls höfliches, aber wenn es möglich ist, noch bei weitem schweigsameres Zeichen antwortete.

Sehen wir jetzt, ob er spricht, fragte sich Hoffmann, und sich an seinen Nachbar wendend, sagte er zu ihm:

— Ich bitte Sie, meine Unbescheidenheit zu entschuldigen, mein Herr, aber dieser kleine Todtenkopf in Diamanten, der Ihre Tabaksdose verziert, hatte mich auf den ersten Blick verwundert, denn es ist eine seltene Verzierung auf einer Tabaksdose.

— In der That, ich glaube, daß es die einzige ist, welche man gemacht hat, erwiderte der Unbekannte mit ei-

ner schneidenden Stimme, deren Klang ziemlich dem Klingen von Silberstücken gleich kam, die man auf einander stellt; ich habe sie von dankbaren Erben erhalten, deren Vater ich behandelt hatte.

—Sie sind Arzt?

—Ja, mein Herr.

—Und Sie haben den Vater jener jungen Leute geheilt?

—Im Gegentheile, mein Herr, wir haben das Unglück gehabt, ihn zu verlieren.

—Ich erkläre mir das Wort: Dankbarkeit.

Der Arzt begann zu lachen.

Seine Antworten verhinderten ihn nicht, immer vor sich hin zu singen, und indem er vor sich hin sang, erwiderte er:

—Ja, ich glaube wohl, daß ich diesen Greis getödtet habe.

—Wie, getödtet?

—Ich habe an ihm den Versuch mit einem neuen Arzneimittel gemacht. O! mein Gott! nach Verlauf von einer Stunde war er todt. Das ist wahrhaftig sehr spaßhaft.

Und er begann wieder vor sich hin zu singen.

—Sie scheinen die Musik zu lieben, mein Herr? fragte Hoffmann.

—Besonders diese, ja, mein Herr.

—Den Teufel! dachte Hoffmann, das ist ein Mann, der sich in der Musik wie in der Medicin irrt.

In diesem Augenblick ging der Vorhang auf.

Der seltsame Doctor schnupfte eine Prise Tabak, und lehnte sich so bequem als möglich wie ein Mann in seinen Sperrsitz, der nichts von dem Schauspiele verlieren will, dem er beizuwohnen im Begriffe steht.

Indessen sagte er zu Hoffmann, wie als ob er nachgedacht hätte:

—Sie sind ein Deutscher, mein Herr?

—In der That.

—Ich habe Ihre Heimath an Ihrer Aussprache erkannt. Schönes Land, garstige Aussprache.

Hoffmann verneigte sich vor dieser Aeußerung, die halb als Kompliment, halb als Tadel gemacht war.

—Und warum sind Sie nach Frankreich gekommen?

—Um zu sehen.

—Und was haben Sie bereits gesehen?

—Ich habe guillotiniren sehen, mein Herr.

—Waren Sie heute auf dem Revolutionsplatze?

—Ich war dort.

—Dann haben Sie dem Tode der Madame Du Barry beigewohnt.

—Ja, äußerte Hoffmann mit einem Seufzer.

—Ich habe sie genau gekannt, fuhr der Doctor mit einem Blicke vertraulicher Mittheilung fort, die das Wort gekannt bis an das Ende seiner Bedeutung trieb. Sie war meiner Treue ein schönes Mädchen.

—Haben Sie dieselbe etwa auch behandelt?

—Nein, aber ich habe ihren Neger Zamore behandelt.

— Der Elende! man hat mir gesagt, daß er es sei, der seine Gebieterin angegeben hätte.

— In der That, dieser kleine Neger war ein großer Patriot.

— Sie hätten wohl aus ihm das machen dürfen, was Sie aus dem Greise gemacht haben, Sie wissen, dem Greise der Tabaksdose.

— Wozu? er hatte keine Erben.

Und das Gelächter des Doctors erschallte von Neuem.

— Und Sie, mein Herr, Sie wohnten dieser Hinrichtung von vorhin nicht bei? begann Hoffmann wieder der sich von einem unwiderstehlichen Bedürfnisse ergriffen fühlte, von dem armen Geschöpfe zu sprechen, deren blutiges Bild ihn nicht verließ.

— Nein. War sie mager geworden?

— Wer?

— Die Gräfin.

— Ich kann es Ihnen nicht sagen, mein Herr.

— Warum das?

— Weil ich sie zum ersten Male auf dem Karren gesehen habe.

— Um so schlimmer. Ich hätte es wissen mögen, denn ich habe sie sehr wohlbeleibt gekannt, aber morgen werde ich ihre Leiche sehen. Ah! Betrachten Sie das.

Und zu gleicher Zeit deutete der Arzt auf die Bühne, auf welcher in diesem Augenblicke Herr Vestris, der die Rolle des Paris spielte, auf dem Berge Ida erschien, und alle Arten von Zierereien mit der Nymphe Ornone trieb.

Hoffmann betrachtete das, was ihm sein Nachbar

zeigte, aber nachdem er sich versichert hatte, daß dieser traurige Arzt wirklich aufmerksam auf den Auftritt war, und daß das, was er so eben gehört und gesagt, keine Spur in seinem Geiste zurückgelassen hätte, sagte sich Hoffmann:

— Es wäre merkwürdig, diesen Mann weinen zu sehen.

— Kennen Sie den Gegenstand des Stückes? begann der Doctor nach einem Schweigen von einigen Minuten wieder.

— Nein, mein Herr.

— O! er ist sehr interessant. Es befinden sich sogar rührende Stellen darin. Einer meiner Freunde und ich hatten neulich Thränen in den Augen.

— Einer seiner Freunde! murmelte der Dichter, was kann der Freund dieses Menschen sein? Das muß ein Todtengräber sein.

— Ah! bravo, bravo, Vestris, kreischte der kleine Mann, indem er in seine Hände klatschte.

Um seine Bewunderung an den Tag zu legen, hatte der Arzt den Moment gewählt, wo Paris, wie es der Text sagte, den Hoffmann vor der Thür gekauft hatte, seinen Wurfspieß ergriff und Hirten zu Hilfe eilte, die entsetzt vor einem schrecklichen Löwen entflohen.

— Ich bin nicht neugierig, aber ich hätte den Löwen sehen mögen.

So schloß sich der erste Act.

Nun stand der Doctor auf, lehnte sich an den vor dem seinigen befindlichen Sperrsitz, und indem er statt sei-

ner Tabaksdose eine kleine Lorgnette in die Hand nahm, begann er die Frauen zu betrachten, welche sich in dem Saale befanden.

Hoffmann folgte unwillkürlich der Richtung der Lorgnette, und er bemerkte voll Erstaunen, daß die Person, auf welche sie sich heftete, auf der Stelle erbebte und auf der Stelle die Augen nach demjenigen wandte, der sie betrachtete, und das, wie als ob sie durch eine unsichtbare Gewalt dazu gezwungen gewesen wäre. Sie behielt diese Stellung, bis der Doctor aufhörte, sie zu betrachten.

Haben Sie diese Lorgnette etwa auch von einem Erben, mein Herr? fragte Hoffmann.

—Nein, ich habe sie von Herrn von Voltaire.

—Sie haben ihn also auch gekannt?

—Genau, wir waren sehr befreundet.

—Sie waren sein Arzt?

—Er glaubte nicht an die Arzneikunde. Freilich glaubte er eben nicht an vieles.

—Ist es wahr, daß er gestorben ist, indem er beichtete?

—Er, mein Herr, er! Arouet! gehen Sie doch! nein, er hat nicht allein nicht gebeichtet, sondern auch noch den Priester ~~artig~~ empfangen, der gekommen war, um ihn zum Tode vorzubereiten! Ich kann Ihnen mit Ueberzeugung davon sprechen, ich war gegenwärtig.

—Was hat sich denn zugetragen?

—Arouet stand im Begriffe zu sterben; Tersac, sein Pfarrer, kam und sagte ihm im Eintreten wie Jemand,

der keine Zeit zu verlieren hat: Mein Herr, erkennen Sie die Dreieinigkeit Jesus Christus an?

—Ich bitte Sie, mein Herr, lassen Sie mich in Ruhe sterben, antwortete ihm Voltaire.

—Indessen, mein Herr, fuhr Tersac fort, ist es wichtig, daß ich weiß, ob Sie Jesus Christus als den Sohn Gottes anerkennen.

—In des Teufels Namen, rief Voltaire aus, sprechen Sie mir nicht mehr von diesem Menschen, und indem er die wenige Kraft zusammen nahm, die ihm übrig blieb, versetzte er dem Pfarrer einen Faustschlag auf den Kopf, und starb. Habe ich gelacht, mein Gott! habe ich gelacht!

—In der That, das war lächerlich, äußerte Hoffmann mit verächtlicher Stimme, und so mußte wohl der Verfasser der Jungfrau von Orleans sterben.

—Ah! ja, die Jungfrau von Orleans, rief der schwarze Mann aus, welches Meisterstück! Mein Herr, welche wundervolle Sache! Ich kenne nur ein Buch, das mit diesem zu rivalisiren vermögte.

—Welches?

—Justine, des Herrn von Sades; kennen Sie Justine?

—Nein, mein Herr.

—Und den Marquis von Sades?

—Eben so wenig.

—Sehen Sie, mein Herr, begann der Doctor voll Begeisterung wieder, man kann nichts Unmoralerischeres lesen als Justine, es ist Crebillon Sohn ganz nackend, es



ist wundervoll. Ich habe ein junges Mädchen behandelt, die es gelesen hatte.

—Und sie ist gestorben, wie Ihr Greis?

—Ja, mein Herr, aber sie ist sehr glücklich gestorben.

Und das Auge des Arztes funkelte vor Behagen bei dem Andenken an die Ursachen dieses Todes.

Man gab das Signal zum zweiten Acte. Hoffmann war es nicht unlieb, sein Nachbar flößte ihm Furcht ein.

—Ah! äußerte der Doctor, indem er sich setzte, und mit einem Lächeln der Zufriedenheit, wir werden Arséne sehen.

—Wer ist Arséne?

—Sie kennen sie nicht?

—Nein, mein Herr.

—Ah! Sie kennen also Nichts, junger Mann! Arséne ist Arséne, das ist Alles gesagt; außerdem werden Sie sehen.

Und bevor das Orchester eine Note angestimmt, hatte der Arzt wieder die Einleitung des zweiten Actes vor sich hinzusingen begonnen.

Der Vorhang ging auf.

Die Bühne stellte eine Laube von Blumen und Laub vor, durch welche ein Bach floß, der an dem Fuße eines Felsens entsprang.

Hoffmann ließ seinen Kopf in seine Hand sinken.

Bestimmt, das, was er sah, das, was er hörte, vermogte nicht, ihn von dem schmerzlichen Gedanken und von

der traurigen Erinnerung abzuziehen, welche ihn dahin geführt hatte, wo er war.

— Was hätte das geändert? dachte er, indem er plötzlich wieder in die Eindrücke des Tages zurückkehrte, was hätte das in der Welt geändert, wenn man diese unglückliche Frau hätte leben lassen! Welches Unglück hätte das angestiftet, wenn dieses Herz fortgefahren hätte zu schlagen, dieser Mund Athem zu holen? welches Unglück wäre daraus hervorgegangen? Warum alles das plötzlich unterbrechen? Mit welchem Rechte das Leben in Mitte seines Aufschwunges aufhören lassen? Sie befände sich so gut unter allen diesen Frauen, während in diesem Augenblicke ihr armer Körper, der Körper, der von einem Könige geliebt war, in dem Kothe eines Friedhofes ohne Blumen, ohne Kreuz, ohne Kopf liegt. Wie sie schrie, mein Gott, wie sie schrie! dann plötzlich . . .

Hoffmann verbarg seine Stirne in seine beiden Hände.

— Was mache ich hier? sagte er sich; o! ich will gehen.

Und er wäre vielleicht in der That gegangen, als er, indem er den Kopf wieder erhob, auf der Bühne eine Tänzerin erblickte, welche in dem ersten Acte nicht erschienen war, und die der ganze Saal tanzen sah, ohne eine Bewegung zu machen, ohne einen Athemzug auszuhauchen.

— O! wie schön diese Frau ist! rief Hoffmann laut genug aus, daß es seine Nachbaren und selbst die Tänzerin hörten.

Die, welche diese plötzliche Bewunderung erweckt hatte,

blickte den jungen Mann an, der diesen Ausruf unwillkürlich außgestoßen hatte, und Hoffmann glaubte, daß sie ihn mit dem Blicke danke.

Er erröthete und erbebte, wie als ob er den electrischen Funken berührt hätte.

Arséne, denn sie war es, das heißt diese Tänzerin, deren Namen der kleine Greis ausgesprochen hatte, Arséne war wirklich ein sehr wundervolles Geschöpf, und von einer Schönheit, die nichts von der gewöhnlichen Schönheit hatte.

Sie war groß, wundervoll gebaut und von einer durchsichtigen Blässe unter der Schminke, welche ihre Wangen bedeckte. Ihre Füße waren ganz klein, und wenn sie auf die Bretter der Bühne zurückfiel, so hätte man sagen können, daß die Spitze ihres Fußes auf einer Wolke ruhte, denn man hörte nicht das geringste Geräusch. Ihr Wuchs war so schlank, so geschmeidig, daß eine Schlange sich nicht um sich selbst gedreht hätte, wie diese Frau es that. Jedes Mal, wenn sie in ihren Biegungen sich zurückneigte, konnte man glauben, daß ihr Mieder springen würde, und man errieth aus der Energie ihres Tanzes und der Zuversicht ihres Körpers, sowohl die Gewißheit einer vollständigen Schönheit, als jene feurige Natur, welche gleich der Messaline des Alterthumes vielleicht zuweilen ermüdet, aber niemals gesättigt werden kann. Sie lächelte nicht, wie gewöhnlich die Tänzerinnen lächeln, ihre Purpurlippen öffneten sich fast niemals, nicht etwa, daß sie garstige Zähne zu verbergen gehabt hätte, nein, denn in dem Lächeln, das sie an Hoffmann gerichtet, als er

sie so treuherziger Weise laut bewundert, hatte unser Dichter eine doppelte Reihe so weißer, so reiner Perlen sehen können, daß sie dieselben ohne Zweifel hinter ihren Lippen verbarg, damit die Luft sie nicht trüben mögte. In ihre schwarzen und glänzenden Haare von einem bläulichen Scheine waren breite Traubenblätter geflochten, und es hingen aus ihnen Trauben herab, deren Schatten auf ihren nackten Schultern spielte. Was die Augen anbetrifft, so waren sie groß, klar, schwarz, glänzend in dem Grade, daß sie Alles um sie herum erleuchteten, und daß Arsène, hätte sie auch in der Nacht getanzt, den Platz erleuchtet hätte, auf welchem sie tanzte. Was die Orginalität dieses Mädchens noch erhöhte, ist, daß sie ohne irgend einen Grund in dieser Rolle als Nymphe, denn sie spielte oder tanzte vielmehr eine Nymphe, ein kleines Halsband von schwarzem Sammet trug, das mit einer Schnalle oder zum mindesten mit einem Gegenstande geschlossen war, der die Gestalt einer Schnalle zu haben schien, und der, von Diamanten gemacht, blendendes Feuer aussprühte.

Der Arzt betrachtete diese Frau mit all seinen Augen, und seine Seele, eine Seele, wie er sie haben mogte, schien an den Flug der jungen Frau gefesselt. Es war sehr augenscheinlich, daß er so lange, als sie tanzte, keinen Athem schöpfte.

Nun konnte Hoffmann etwas Merkwürdiges bemerken; sie mogte zur Rechten, zur Linken, zurück oder vorwärts gehen, niemals verließen die Augen Arsénes die Linie der Augen des Doctors, und eine sichtliche Wechselbeziehung bestand zwischen den beiden Blicken. Noch mehr, Hoff=

mann sah sehr deutlich die Strahlen, welche die Schnalle von dem Halsbande Arsénes warf, und die, welche der Todtenkopf des Doctors warf, sich auf halbem Wege in einer geraden Linie begegnen, aufeinanderstoßen, sich zurückstoßen und in ein und derselben, aus Tausenden von weißen, rothen und goldenen Funken gebildetem Garbe aufsprühen.

—Wollen Sie mir Ihre Lorgnette borgen, mein Herr? sagte Hoffmann außer Athem und ohne den Kopf umzuwenden, denn es war auch ihm unmöglich, aufzuhören, Arséne zu betrachten.

Der Doctor streckte die Hand nach Hoffmann aus, ohne die geringste Bewegung des Kopfes zu machen, so daß die Hände der beiden Zuschauer sich einige Augenblicke lang in der Luft suchten, bevor sie sich begegneten.

Endlich ergriff Hoffmann die Lorgnette und drückte sie an seine Augen.

—Das ist sonderbar, murmelte er.

—Was denn? fragte der Doctor.

—Nichts, nichts, antwortete Hoffmann, der seine ganze Aufmerksamkeit dem widmen wollte, was er sah, und in Wahrheit, das, was er sah, war sonderbar.

Die Lorgnette näherte die Gegenstände seinen Augen dermaßen, daß Hoffmann zwei bis drei Male die Hand ausstreckte, indem er Arséne zu ergreifen glaubte, die nicht mehr an dem Ende des Glases, das sie zurückwarf, sondern vielmehr zwischen den beiden Gläsern zu sein schien. Unserm Deutschen entging daher nicht der geringste Zug von der Schönheit der Tänzerin, und diese bereits aus

der Ferne so glühenden Blicke umgaben seine Stirne mit einem Feuerkreise, und ließen das Blut in den Adern seiner Schläfe sieden.

Die Seele des jungen Mannes machte ein entsetzliches Geräusch in seinem Körper.

— Wer ist diese Frau? sagte er mit schwacher Stimme, ohne die Lorgnette zu verlassen und ohne sich zu regen.

— Es ist Arséne, ich habe es Ihnen bereits gesagt, erwiderte der Doctor, dessen Lippen allein lebendig schienen, und dessen regungsloser Blick an die Tänzerin gefesselt war.

— Diese Frau hat ohne Zweifel einen Geliebten?

— Ja.

— Den sie liebt?

— Man sagt es.

— Und ist er reich?

— Sehr reich.

— Wer ist es?

— Blicken Sie zur Linken auf die Vorbühne des Parterres.

— Ich kann den Kopf nicht abwenden.

— Zwingen Sie Sich.

— Hoffmann machte eine so schmerzliche Anstrengung, daß er einen Schrei ausstieß, wie als ob die Sehnen seines Halses Marmor geworden und in diesem Augenblicke gebrochen wären.

Er blickte auf die angedeutete Vorbühne.

Auf dieser Vorbühne befand sich nur ein Mann, aber

dieser Mann, wie ein Löwe auf das Sammetgeländer gekauert, schien für sich allein diese Vorbühne auszufüllen.

Es war ein Mann von zwei bis drei und dreißig Jahren, mit durch die Leidenschaften durchfurchtem Gesicht; man hätte sagen können, daß, nicht die Blattern, sondern der Ausbruch eines Vulkanes die Thäler ausgehöhlt hätte, deren Tiefe sich auf diesem ganz durchwühlten Fleische kreuzten; seine Augen mußten eigentlich klein sein, aber sie hatten sich durch eine Art von Zerreißen der Seele geöffnet; bald waren sie matt und leer, wie ein erloschener Krater, bald sprühten sie Flammen, wie ein strahlender Krater. Er klatschte nicht durch ein Aneinanderschlagen der Hände, er klatschte, indem er auf das Geländer schlug, und bei jedem Klatschen schien er den Saal zu erschüttern.

—O! äußerte Hoffmann, ist das ein Mann, den ich da sehe?

—Ja, ja, es ist ein Mann, antwortete der kleine schwarze Mann, ja, es ist ein Mann, und sogar ein gewaltiger Mann.

—Wie heißt er?

—Sie kennen ihn nicht?

—Nein doch, ich bin erst seit gestern angekommen.

—Nun denn! es ist Danton.

—Danton! äußerte Hoffmann erbebend. O! o! Und er ist der Geliebte Arsénes?

—Er ist ihr Geliebter.

—Und ohne Zweifel liebt er sie?

—Zum Rasendwerden. Er ist grimmig eifersüchtig.

Aber so interessant Dantons Geliebte auch war, Hoffmann hatte die Augen bereits wieder auf Arséne gerichtet, deren schweigender Tanz ein phantastisches Ansehen hatte.

—Noch eine Auskunft, mein Herr!

—Sprechen Sie.

—Welche Gestalt hat die Spange, die ihr Halsband schließt?

—Es ist eine Guillotine.

—Eine Guillotine!

—Ja. Man macht deren allerliebste, und alle unsere Stutzer tragen deren zum Mindesten eine. Die, welche Arséne trägt, hat Danton ihr geschenkt.

—Eine Guillotine, eine Guillotine an dem Halse einer Tänzerin, wiederholte Hoffmann, der seinen Kopf sich schwellen fühlte, eine Guillotine, warum? . . .

Und unser Deutscher, den man für einen Wahnsinnigen hätte halten können, streckte die Arme vor sich aus, wie um einen Körper zu ergreifen, denn durch eine seltsame optische Täuschung verschwand für Augenblicke der Raum, der ihn von Arséne trennte, und es schien ihm, als ob er den Athem der Tänzerin auf seiner Stirn fühlte und das geräuschvolle Athemholen dieser Brust hörte, deren halbnackter Busen sich wie unter einer Umarmung der Wonne erhob. Hoffmann befand sich in jenem Zustande der Ueberspannung, in welchem man Feuer einzuathmen glaubt, und in welchem man fürchtet, daß die Sinne den Körper sprengen möchten.

—Genug! genug! sagte er.

Aber der Tanz dauerte fort und die Verblendung war



so groß, daß Hoffmann, indem er seine beiden stärksten Eindrücke des Tages verschmolz, mit diesem Auftritte die Erinnerung des Revolutionsplatzes vereinigte, und daß er bald Madame Du Barry bleich und mit abgeschlagenem Kopfe an der Stelle Arsénes tanzen, und bald Arséne tanzend bis an den Fuß der Guillotine und bis in die Hände des Scharfrichters kommen zu sehen glaubte.

Es entstand in der überspannten Einbildungskraft des jungen Mannes eine Mischung von Blumen und von Blut, von Tanz und von Todeskampf, von Leben und von Tod.

Aber was alles das überragte, war die electrische Anziehungskraft, welche ihn zu dieser Frau hinzog. Jedes Mal, wo diese feinen Beine vor seinen Augen vorüberkamen, so oft dieses durchsichtige Röckchen sich ein wenig mehr erhob, überlief ein Schauder sein ganzes Wesen, seine Lippen wurden trocken, sein Athem glühend, und das Verlangen bemächtigte sich seiner, wie es sich eines Mannes von zwanzig Jahren bemächtigt.

In diesem Zustande hatte Hoffmann nur noch eine Zuflucht, nämlich das Portrait Antonia's, nämlich das Medaillon, das er in seinem Busen trug, nämlich die reine, der sinnlichen Liebe entgegenzusetzende Liebe, nämlich die der fordernden Wirklichkeit gegenüberzustellende Gewalt der keuschen Erinnerung.

Er ergriff dieses Portrait und drückte es an seine Lippen, aber kaum hatte er diese Bewegung gemacht, als er das schneidende Hohngelächter seines Nachbars hörte, der ihn mit spöttischer Miene anblickte.

Nun steckte Hoffmann erröthend das Medaillon wieder dahin, von wo er es genommen hatte, und indem er, wie von einer Feder aufgeschnellt, aufstand, rief er aus:

—Laßt mich hinaus, laßt mich hinaus, ich vermögte nicht länger hier zu bleiben!

Und gleich einem Wahnsinnigen verließ er das Orchester, indem er den ruhigen Zuschauern, welche gegen dieses Orginal fluchten, das so die Laune ergriff, mitten in einem Ballet hinauszugehen, auf die Füße trat, und an die Beine stieß.

XIV.

Die zweite Vorstellung vom „Urtheile des Paris.“

Aber Hoffmann ging nicht sehr weit. An der Ecke der Straße Saint-Martin blieb er stehen.

Seine Brust war athemlos, seine Stirn rieselte von Schweiß.

Er legte die linke Hand auf seine Stirn, stützte seine rechte Hand auf seine Brust und schöpfte Athem.

In diesem Augenblicke klopfte man ihm auf die Achsel.

Er erbebte.

— Ah! bei Gott, er ist es! sagte eine Stimme.

Er wandte sich um und ließ einen Ausruf entschlüpfen.

Es war sein Freund Zacharias Werner.

Die beiden jungen Leute warfen sich einander in die Arme.

Dann kreuzten sich folgende beiden Fragen.

—Was machst Du da?

—Wo gehst Du hin?

—Ich bin gestern angekommen, sagte Hoffmann, ich habe Madame Du Barry guillotiniren sehen, und um mich zu zerstreuen, bin ich in die Oper gekommen.

—Ich bin seit sechs Monaten angekommen; seit fünf Monaten sehe ich täglich zwanzig bis fünf und zwanzig Personen guillotiniren, und um mich zu zerstreuen, gehe ich zum Spiele.

—Ah!

—Gehst Du mit mir?

—Nein, ich danke.

—Du hast Unrecht, ich bin im Glücke; mit Deinem gewöhnlichen Glücke würdest Du Summen gewinnen. Du, der Du an die wahre Musik gewöhnt bist, mußt Dich in der Oper gräßlich langweilen; komm mit mir, Du wirst eine andere hören.

—Musik?

—Ja, die des Goldes, ohne zu rechnen, daß dort, wohin ich gehe, alle Vergnügungen vereinigt sind, reizende Frauen, köstliche Nachtessen, ein rasendes Spiel!

—Ich danke, mein Freund, unmöglich, ich habe versprochen, mehr als das, ich habe geschworen.

—Wem?

—Antonia.

—Du hast sie also gesehen?

—Ich liebe sie, mein Freund, ich bete sie an.



— Ah! Ich begreife, das ist es, was Dich verzögert hat, und Du hast ihr geschworen . . .?

— Ich habe ihr geschworen nicht zu spielen, und . . . Hoffmann zögerte.

— Und dann, was noch?

— Und ihr treu zu bleiben, stammelte er.

— Dann darfst Du nicht nach No. 113 kommen.

— Was ist das: 113?

— Es ist das Haus, von dem ich so eben sprach; — da ich nicht geschworen habe, so gehe ich hin. — Adieu, Theodor.

— Adieu, Zacharias.

— Und Werner entfernte sich, während Hoffmann auf seinem Platze gefesselt blieb.

Als Werner hundert Schritte weit war, erinnerte sich Hoffmann, daß er vergessen hätte, Zacharias um seine Adresse zu fragen, und daß die einzige Adresse, welche Zacharias ihm gegeben hatte, die des Spielhauses war.

Aber diese Adresse stand in dem Geiste Hoffmanns, wie über der Thür des unglückseligen Hauses, — in Flammenschrift geschrieben.

Indessen hatte das, was sich zugetragen, die Gewissensbisse Hoffmanns ein wenig beruhigt. Die menschliche Natur ist einmal so, sie ist immer nachsichtig für sich selbst, weil diese Nachsicht die Selbstsucht ist. Er hatte Antonia das Spiel geopfert, und er glaubte sich seines Schwures entbunden, indem er vergaß, daß er sich deshalb, hier an der Ecke des Boulevards und der Straße Saint-Martin wie gefesselt befand, weil er im Begriffe

stand, die wichtigste Hälfte dieses Schwures zu brechen.

Aber, wie ich gesagt, sein Widerstand in Bezug auf Werner hatte ihm Nachsicht in Bezug auf Arsène verliehen. Er beschloß daher, einen Mittelweg einzuschlagen, und statt in den Opernsaal zurückzukehren, wozu ihn sein versuchender Dämon aus allen Kräften antrieb, an der Thür der Schauspieler zu warten, um sie herauskommen zu sehen.

Hoffmann kannte die Topographie der Theater zu gut, um diese Thüre der Schauspieler nicht bald zu finden. Er sah in der Straße Bondy einen langen, kaum erleuchteten, schmutzigen und feuchten Gang, in welchen Männer mit schmutzigen Kleidern wie Schatten eintraten, und er sah ein, daß durch diese Thür die armen Sterblichen ein und ausgingen, welche das Roth, das Weiß, das Blau, die Gaze, die Seide und die Flittern in Götter und in Göttinnen umgestalteten.

Die Zeit verfloß, der Schnee fiel, aber Hoffmann war durch diese seltsame Erscheinung, welche etwas Uebernatürliches hatte, so aufgeregt, daß er Nichts von diesem Eindrucke des Frostes empfand, der die Vorüberkommenden zu verfolgen schien. Vergebens verdickte sich in fast fühlbarem Dunst der Hauch, der aus seinem Munde kam, seine Hände blieben darum nichts desto weniger glühend und seine Stirn feucht. Noch mehr, an die Mauer gelehnt, war er daselbst regungslos, die Augen auf den Gang geheftet, geblieben, so daß der Schnee, der in immer dichteren Flocken fiel, den jungen Mann langsam wie mit

einem Grabtuche bedeckte, und aus dem jungen Studenten mit seiner Kappe und seinem deutschen Ueberrocke allmählich eine Marmorstatue machte. Endlich begannen aus diesem Ausgange die ersten, durch die Schauspiele Freigewordenen herauszukommen, das heißt die Wache des Abends, dann die Maschinisten, dann diese ganze Welt ohne Namen, welche von dem Theater lebt, dann die männlichen Künstler, die weniger lange Zeit nöthig haben, um sich anzukleiden, als die Frauen, dann endlich die Frauen, dann endlich die schöne Tänzerin, welche Hoffmann nicht allein an ihrem liebenswürdigen Gesichte erkannte, sondern auch an jener geschmeidigen Bewegung der Hüften, welche nur ihr angehörte, so wie an dem kleinen Halsbande von Sammet, das ihren Hals umgab, und auf welchem das sonderbare Kleinod funkelte, das die Schreckenszeit in die Mode gebracht hatte.

Kaum erschien Arsène auf der Schwelle der Thür, als, bevor Hoffmann nur noch Zeit gehabt hatte eine Bewegung zu machen, ein Wagen rasch vorfuhr, der Schlag sich öffnete, und das junge Mädchen eben so leicht hineinsprang, als ob sie noch auf der Bühne hüpfte. Ein Schatten erschien durch die Scheiben, den Hoffmann für den des Mannes der Vorbühne zu erkennen glaubte, welcher Schatten die schöne Nymphe in seinen Armen empfing; dann, ohne daß irgend eine Stimme nöthig gehabt hätte dem Kutscher ein Ziel anzudeuten, entfernte sich der Wagen im Galopp.

Alles, was wir hier in fünfzehn bis zwanzig Zeilen

erzählt haben, hatte sich eben so rasch als der Blitz zugetragen.

Hoffmann stieß eine Art von Schrei aus, als er den Wagen fliehen sah, entfernte sich gleich einer Statue, die aus ihrer Nische stürzt, von der Mauer, und indem er durch die Bewegung den Schnee abschüttelte, mit dem er bedeckt war, machte er sich auf die Verfolgung des Wagens.

Aber dieser ward von zwei zu kräftigen Pferden fortgezogen, als daß der junge Mann, so rasch sein unbesonnener Lauf auch sein mochte, ihn einholen konnte.

So lange, als er den Boulevard entlang fuhr, ging Alles gut, so lange als er selbst durch die Straße Bourbon-Villeneuve fuhr, welche umgetauft worden war, um den Namen Neuve-Egalité anzunehmen, ging Alles noch gut; aber auf dem Platze des Victoires angelangt, welcher der Platz de la Victoire Nationale geworden war, wandte er sich zur Rechten, und verschwand Hoffmann aus den Augen.

Da er weder mehr durch das Geräusch noch durch den Anblick unterstützt war, so ließ der Lauf des jungen Mannes nach; einen Augenblick lang verweilte er an der Ecke der Straße Neuve-Saint-Eustache, lehnte sich an die Mauer, um wieder Athem zu schöpfen, dann, da er Nichts mehr sah, Nichts mehr hörte, orientirte er sich, indem er meinte, daß es Zeit wäre nach Haus zurückzukehren.

Es war für Hoffmann nichts Leichtes, sich aus diesem Labyrinth von Straßen herauszufinden, welche von

der Pointe-Saint-Eustache bis nach dem Kai de la Ferraille ein fast unentwirrbares Netz bilden. Endlich, mittelst den zahlreichen Runden, welche durch die Straßen kreiseten, durch seinen Paß, der in gehöriger Ordnung war, und vermöge des Beweises, daß er erst am Tage zuvor angekommen war, — einem Beweise, den das Visa der Barrière zu liefern ihm die Leichtigkeit gewährte, — erlangte er von der Bürgermiliz so genaue Nachweisungen, daß es ihm gelang, sein Hotel wieder zu erreichen und sein kleines Zimmer wieder zu finden, in welches er sich dem Anscheine nach allein, aber der Wirklichkeit nach mit der glühenden Erinnerung dessen einschloß, was sich zugetragen hatte.

Von diesem Augenblicke an war Hoffmann beständig von zwei Erscheinungen geplagt, von denen die eine allmählig verschwand, die andere aber allmählig mehr Bestand annahm.

Die Erscheinung, welche verschwand, war das bleiche Gesicht der Du Barry mit fliegenden Haaren, welche von der Conciérgérie nach dem Karren, und von dem Karren nach dem Schaffotte geschleppt wurde.

Die Erscheinung, welche Wirklichkeit annahm, war das belebte und lächelnde Gesicht der schönen Tänzerin, welche von dem Hintergrunde der Bühne nach dem Geländer hüpfte, und von dem Geländer nach der einen und nach der andern Vorbühne wirbelte.

Hoffmann gab sich alle Mühe, um sich von dieser Erscheinung loszumachen. Er nahm seine Pinsel aus seinem Koffer und malte; er nahm seine Violine aus ihrem

Kasten und spielte Violine; er verlangte Feder und Tinte und machte Verse. Aber diese Verse, welche er dichtete, waren Verse zum Lobe Arsénes; die Melodie, welche er spielte, war die Melodie, bei welcher sie ihm erschienen war, und deren hüpfende Noten sie erhoben, wie als ob sie Flügel gehabt hätten; endlich waren die Skizzen, welche er entwarf, ihr Porträt mit diesem seltsamen Halsbande von Sammet, ein sonderbarer, an dem Halse Arsénes durch eine so sonderbare Spange befestigter Schmuck.

Während der ganzen Nacht, während des ganzen folgenden Tages, während der Nacht und des darauf folgenden zweiten Tages sah Hoffmann nur eine oder vielmehr zwei Sachen; das war auf der einen Seite die phantastische Tänzerin, und auf der anderen der nicht minder phantastische Doctor. Es fand zwischen diesen beiden Wesen eine solche Wechselbeziehung statt, daß Hoffmann das eine nicht ohne das andere begriff. Während dieses Blendwerkes, welches ihm die immer auf der Bühne hüpfende Arséne bot, war es daher auch nicht das Orchester, das in seinen Ohren rauschte; nein, es war das leise Summen des Doctors, es war das leise Trommeln seiner Finger auf der Tabaksdose von Ebenholz; dann zog von Zeit zu Zeit ein Blitz vor seinen Augen vorüber, der ihn mit sprühenden Funken verblendete. Das war der doppelte Strahl, der von der Tabaksdose des Doctors und von dem Halsbande der Tänzerin ausströmte; es war die sympathische Anziehungskraft zwischen dieser Guillotine von Diamanten und diesem Todtenkopfe von Diamanten; es war endlich die Starrheit der Augen des Arz-

tes, welche nach ihrem Willen die reizende Tänzerin anzuziehen und zurückzustoßen schienen, wie das Auge der Schlange den Vogel anzieht und zurückstößt, den es bezaubert.

Zwanzig Male, Hundert Male, Tausend Male hatte Hoffmann daran gedacht nach der Oper zurückzukehren; aber so lange als die Stunde nicht gekommen war, hatte Hoffmann sich fest vorgenommen der Versuchung nicht nachzugeben; außerdem hatte er diese Versuchung auf alle Art und Weise bekämpft, indem er zuvörderst seine Zuflucht zu seinem Medaillon nahm, und dann nachher versuchte an Antonia zu schreiben; aber das Porträt Antonias schien ein so trauriges Gesicht angenommen zu haben, daß Hoffmann das Medaillon fast eben so schnell wieder zumachte, als er es geöffnet hatte; aber die ersten Zeilen jedes Briefes, den er anfing, waren so verlegen, daß er zehn Briefe zerrissen hatte, bevor er auf dem dritten Theile der ersten Seite war.

Endlich verfloß dieser merkwürdige zweite Tag; endlich nahte die Stunde der Oeffnung des Schauspielhauses heran, endlich schlug es sieben Uhr, und bei diesem letzten Rufe eilte Hoffmann, wie wider seinen Willen fortgerissen, im Laufe seine Treppe hinab, und stürzte in der Richtung der Straße Saint-Martin davon.

Dieses Mal, in weniger als einer Viertelstunde, dieses Mal, ohne daß er nöthig hatte sich bei Jemand nach seinem Wege zu erkundigen, dieses Mal, wie als ob ein unsichtbarer Führer ihm seinen Weg gezeigt hätte, gelangte

er in weniger als zehn Minuten an die Thür des Opernhauses.

Aber, wie sonderbar, diese Thüre war nicht wie zwei Tage zuvor von Zuschauern überfüllt, sei es nun, daß ein Hoffmann unbekannter Zufall das Schauspiel minder anziehend gemacht hatte, oder sei es, daß die Zuschauer bereits in dem Inneren des Theaters waren.

Hoffmann warf der Einnehmerin seinen sechs Livresthaler zu, erhielt seine Karte und eilte in den Saal.

Aber der Anblick des Saales war sehr verändert. Zuvörderst war er nur halb voll; dann sah er statt dieser reizenden Frauen, dieser eleganten Männer, die er wiederzusehen geglaubt hatte, nur Frauen in groben Röcken und Männer in Carmagnolen; keine Kleinodien, keine Blumen, keine entblößten Busen, welche unter dieser üppigen Atmosphäre der aristokratischen Theater wogten; runde Hauben und rothe Mützen, alle mit ungeheuren Nationalkokarden verziert, dunkle Farben an den Kleidern, eine traurige Wolke auf den Gesichtern; dann auf beiden Seiten des Saales zwei abscheuliche Büsten, zwei Köpfe, von denen der eine das Gelächter, der andere den Schmerz grimassirte, — kurz die Büsten Voltaires und Marats.

Endlich, auf der Vorbühne, ein kaum erleuchtetes Loch, eine dunkle und leere Oeffnung. — Immer noch die Höhle, aber kein Löwe mehr darin.

Es befanden sich in dem Orchester zwei leere Plätze neben einander, Hoffmann erreichte den einen dieser beiden Plätze, es war der, den er eingenommen hatte.

Der andere war der, den der Doctor eingenommen hatte, aber, wie wir gesagt, war dieser Platz unbesetzt.

Der erste Act wurde gespielt, ohne daß Hoffmann auf das Orchester achtete, oder sich mit den Schauspielern beschäftigte.

Er kannte dieses Orchester, und hatte es bei dem ersten Anhören gewürdigt.

Die Schauspieler kümmerten ihn wenig, er war nicht gekommen, um sie zu sehen, er war gekommen, um Arséne zu sehen.

Der Vorhang des zweiten Actes erhob sich und das Ballet begann.

Die ganze Denkkraft, die ganze Seele, das ganze Herz des jungen Mannes waren gespannt.

Er erwartete das Auftreten Arsénes.

Plötzlich stieß Hoffmann einen Schrei aus.

Es war nicht mehr Arséne, welche die Rolle der Flora spielte.

Die Frau, welche auftrat, war eine fremde Frau, eine Frau wie alle Frauen.

Alle Fibern dieses Körpers spannten sich ab; Hoffmann sank in sich selbst zusammen, indem er einen langen Seufzer ausstieß und um sich blickte.

Der kleine schwarze Mann befand sich auf seinem Platze; nur hatte er seine Schnallen von Diamanten, seine Ringe von Diamanten, seine Tabaksdose mit dem Todtenkopfe von Diamanten nicht mehr.

Seine Schnallen waren von Kupfer, seine Ringe von vergoldetem Silber, seine Tabaksdose von mattem Silber.

Er sang nicht mehr, er schlug nicht mehr den Tact.

Wie war er hergekommen? Hoffmann wußte es nicht; er hatte ihn weder kommen sehen, noch vorübergekommen gefühlt.

—O! mein Herr, rief Hoffmann aus.

—Sagt Bürger, mein junger Freund, und dutzt mich sogar, wenn das möglich ist, antwortete der kleine schwarze Mann, oder Sie werden mir und sich auch den Kopf abschlagen lassen.

—Aber wo ist sie denn? sagte Hoffmann.

—Ah! das ist es . . . wo ist sie? Es scheint, daß ihr Tiger, der sie nicht aus den Augen läßt, bemerkt hat, daß sie vorgestern durch Zeichen mit einem jungen Manne des Orchesters correspondirt hat. Es scheint, daß dieser junge Mann dem Wagen nachgelaufen ist; so daß er seit gestern den Contract Arsénes gebrochen hat, und Arséne nicht mehr auf dem Theater ist.

—Und wie hat der Director geduldet? . . .

—Mein junger Freund, der Director hält darauf, seinen Kopf auf seinen Schultern zu erhalten, obgleich es ein ziemlich garstiger Kopf ist; aber er behauptet, daß er an diesen gewöhnt sei, und daß ein anderer, weit schönerer, vielleicht keine Wurzeln wieder schlagen würde.

—Ach! mein Gott! deshalb ist dieser Saal also so traurig! rief Hoffmann aus. Deshalb gibt es hier keine Blumen, keine Diamanten, keinen Schmuck mehr! Deshalb haben Sie Ihre Schnallen von Diamanten, Ihre Ringe mit Diamanten, Ihre Tabaksdose mit Diamanten nicht mehr! Deshalb befinden sich endlich auf den beiden

Seiten der Bühne, statt der Büsten des Apollo und der Terpsichore diese bei den abscheulichen Büsten! Puh!

—Ah! aber was sagen Sie mir denn da? und wo haben Sie einen Saal, wie Sie ihn schildern, gesehen? Wo haben Sie an mir Ringe mit Diamanten, Schnallen von Diamanten, Tabaksdosen mit Diamanten gesehen? wo haben Sie endlich die Büsten Apollos und der Terpsichore gesehen? Ei es ist zwei Jahre her, daß die Blumen nicht mehr blühen, daß die Diamanten in Assignaten verwandelt, und daß der Schmuck auf dem Altare des Vaterlandes geschmolzen ist. Was mich anbetrifft, so habe ich, Gott sei Dank, niemals andere Schnallen, als diese Kupferschnallen, andere Ringe als diese schlechten Ringe von vergoldetem Silber, und eine andere Tabaksdose als diese armselige silberne Dose gehabt; was die Büsten des Apollo und der Terpsichore anbelangt, so sind sie ehedem dort gewesen, aber die Freunde der Menschheit sind gekommen, um die Büste Apollos zu zerschmettern, und haben sie durch die des Apostels Voltaire ersetzt; aber die Freunde des Volkes sind gekommen, um die Büste der Terpsichore zu zerschmettern, und haben sie durch die des Gottes Marat ersetzt.

—O! rief Hoffmann aus, das ist unmöglich. Ich sage Ihnen, daß ich vorgestern einen von Blumen duftenden, von reichen Kostümen glänzenden, von Diamanten rieselnden Saal, und elegante Männer an der Stelle dieser Häringsweiber in groben Röcken und dieser Troßbuben in Jacken gesehen habe. Ich sage Ihnen, daß Sie Schnallen mit Diamanten an Ihren Schuhen, Ringe mit

Diamanten an Ihren Fingern, einen Todtenkopf von Diamanten auf Ihrer Tabaksdose hatten; ich sage Ihnen . . .

— Und ich, junger Mann, ich sage Ihnen meiner Seits, erwiderte der kleine schwarze Mann, ich sage Ihnen, daß sie vorgestern hier war; ich sage Ihnen, daß ihre Anwesenheit Alles erleuchtete, ich sage Ihnen, daß ihr Hauch die Rosen entstehen, die Kleinodien leuchten, die Diamanten Ihrer Einbildung funkeln ließ; ich sage Ihnen, junger Mann, daß Sie dieselbe lieben, und daß Sie den Saal durch das Prisma Ihrer Liebe gesehen haben. Arsène ist nicht mehr da, und Ihr Herz ist todt, Ihre Augen sind entzaubert, und Sie sehen Wolle und Baumwolle, grobes Tuch, rothe Mützen, schmutzige Hände und fettige Haare. Kurz, Sie sehen die Welt so wie sie ist, die Dinge so wie sie sind.

— O! mein Gott! rief Hoffmann aus, indem er seinen Kopf in seine Hände sinken ließ, ist alles das wahr, und bin ich denn so nahe daran den Verstand zu verlieren?

XV.

Das Kaffeehaus.

Hoffmann erwachte aus dieser Erstarrung erst, als er eine Hand sich auf seine Schulter legen fühlte.

Er erhob den Kopf. Alles war finster und ausgelöscht um ihn herum; das Theater ohne Licht schien ihm wie die Leiche des Theaters, das er lebendig gesehen hatte. Der wachthabende Soldat ging allein und schweigend, wie der Wächter des Todes, in ihm auf und ab; keine Kronleuchter, kein Orchester, keine Strahlen, kein Geräusch mehr.

Nur eine Stimme, welche an seinem Ohre brummte:

—Aber, Bürger, aber, Bürger, was machen Sie denn? Sie sind in der Oper, Bürger, man schläft hier freilich, aber man übernachtet hier nicht.

Hoffmann blickte endlich nach der Seite, von woher

die Stimme kam, und er sah eine kleine Alte, die ihn an dem Kragen seines Ueberrockes zog.

Das war die Schließerin des Orchesters, welche, da sie die Absichten dieses beharrlichen Zuschauers nicht kannte, sich nicht zurückziehen wollte, ohne daß sie ihn vor sich hätte herausgehen sehen.

Einmal aus seinem Schlafe erweckt, leistete Hoffmann übrigens keinen Widerstand; er stieß einen Seufzer aus und stand auf, indem er das Wort murmelte: Arséne.

—Ah! ja! Arséne, sagte die kleine Alte, Arséne, auch Sie, junger Mann, sind in sie verliebt, wie alle Welt. Das ist ein großer Verlust für die Oper, und besonders für uns Schließerinnen.

—Für die Schließerinnen, fragte Hoffmann, erfreut sich an Jemand zu fesseln, der ihm von der Tänzerin spräche, und wie ist es denn für Sie ein Verlust, daß Arséne nicht mehr auf dem Theater ist?

—Ah! das ist sehr leicht zu begreifen; zuvörderst füllte sie jedes Mal den Saal, wenn sie tanzte; dann war es ein Handel mit Schemeln, Stühlen und kleinen Bänken; in der Oper, Bürger, wird Alles bezahlt; man bezahlte die kleinen Bänke, die hinzugefügten Stühle und Schemel, das waren unsere kleinen Vortheile. Ich sage kleinen Vortheile, fügte die Alte mit einer schalkhaften Miene hinzu, weil, wie Sie begreifen werden, Bürger, es neben diesen die großen gab.

—Die großen Vortheile?

—Ja.

Und die Alte blinzelte mit den Augen.

—Und welches waren die großen Vortheile? sagen Sie an, meine liebe Frau.

—Die großen Vortheile kamen von denen, welche Auskünfte über sie verlangten, welche ihre Adresse wissen wollten, welche ihr Billette überreichen ließen. Wie Sie begreifen werden, fand ein Preis für Alles statt; so viel für die Auskünfte, so viel für die Adresse, so viel für den Liebesbrief; kurz, man machte sein kleines Geschäft und man lebte anständiger Weise.

Und die Alte stieß einen Seufzer aus, der ohne Nachtheil mit dem von Hoffmann zu Anfange des Gesprächs, das wir so eben erzählt haben, ausgestoßenen Seufzer verglichen werden konnte.

—Ah! ah! äußerte Hoffmann, Sie übernehmen es, Auskünfte zu geben, die Adresse anzudeuten, Billette zu übergeben; übernehmen Sie es immer noch?

—Leider! mein Herr, wären die Auskünfte jetzt nutzlos, die ich Ihnen geben würde; Niemand weiß mehr die Adresse Arsénes, und das Billet, welches Sie mir für sie geben würden, wäre verloren. Wenn Sie eine Andere wollen, Madame Vestris, Mademoiselle Bigottini, Mademoiselle . . .

—Ich danke, meine liebe Frau, ich danke; ich wünschte Nichts, als über Mademoiselle Arsène zu wissen.

Indem er hierauf einen kleinen Thaler aus seiner Tasche nahm, sagte er:

—Nehmen Sie, das ist für die Mühe, welche Sie Sich genommen haben mich zu wecken.

Und indem er Abschied von der Alten nahm, schlug er langsamen Schrittes den Boulevard in der Absicht ein, denselben Wege zu folgen, dem er zwei Tage zuvor gefolgt war, da der Instinct nicht mehr bestand, der ihn bei dem Herkommen geleitet hatte.

Nur waren seine Eindrücke sehr verschieden, und sein Gang empfand die Verschiedenheit dieser Eindrücke. Am vorigen Abend war sein Gang der eines Mannes gewesen, der die Hoffnung hat vorüberkommen sehen, und der ihr nacheilt ohne zu bedenken, daß Gott ihr ihre langen Azurflügel gegeben hat, damit die Menschen sie niemals erreichen. Sein Mund war offen und keuchend, seine Stirne erhoben, seine Arme ausgestreckt; dieses Mal ging er im Gegentheile langsam, wie Jemand, der, nachdem er sie vergebens verfolgt, sie aus den Gesicht verloren hat; sein Mund war geschlossen, seine Stirn niedergeschlagen, seine Arme herabhängend. Das vorige Mal hatte er kaum fünf Minuten darauf verwandt, um von der Porte-Saint-Martin nach der Straße Montmartre zu gehen; dieses Mal verwandte er mehr als eine Stunde, und mehr als eine Stunde noch darauf, um von der Straße Montmartre nach seinem Hotel zu gehen; denn in der Art von Niedergeschlagenheit, in welche er versunken war, lag ihm wenig daran früh oder spät nach Haus zu kommen, es lag ihm sogar wenig daran, überhaupt nach Haus zu kommen.

Man sagt, daß es einen Gott für die Trunkenen und für die Verliebten gibt, dieser Gott wachte ohne Zweifel über Hoffmann. Er ließ ihn die Runden vermeiden,

er ließ ihn die Kais finden, dann die Brücken, dann sein Hotel, in welches er zum großen Aergerniß seiner Wirthin um halb zwei Uhr Morgens zurückkehrte.

Unter alle dem tanzte indessen auf der Tiefe der Einbildungskraft Hoffmanns ein kleiner goldiger Schein, wie ein Irrlicht in der Nacht. Der Arzt hatte ihm gesagt, wenn jeden Falles dieser Arzt bestand, wenn er nicht ein Spiel seiner Einbildungskraft, ein Blendwerk seines Geistes war, der Arzt hatte ihm gesagt, daß Arsène von ihrem Geliebten von dem Theater entführt worden wäre, weil dieser Geliebte auf einen in dem Orchester sitzenden jungen Mann eifersüchtig gewesen wäre, mit dem Arséne zu viel zärtliche Blicke ausgewechselt hätte. Dieser Arzt hatte außerdem hinzugefügt, daß die Eifersucht des Tyrannen sich dadurch auf das Höchste gesteigert hätte, daß derselbe junge Mann der Ausgangsthür der Künstler gegenüber auf der Lauer gesehen worden sei; daß derselbe junge Mann wie ein Verzweifelter dem Wagen nachgelaufen wäre; nun aber war dieser junge Mann, der von dem Orchester aus leidenschaftliche Blicke mit Arséne ausgewechselt hatte, er, Hoffmann; nun aber war dieser junge Mann, welcher sich an der Ausgangsthür der Künstler auf die Lauer gelegt hatte, wieder er, Hoffmann; endlich war dieser junge Mann, welcher verzweifelt dem Wagen nachgelaufen war, immer wieder er, Hoffmann. Arséne hatte ihn also bemerkt, da sie die Strafe für ihre Zerstreutheit erlitt; Arséne litt daher für ihn, er war in das Leben der schönen Tänzerin durch die Pforte des Schmerzes eingetreten, aber er war in dasselbe eingetreten, das

war die Hauptsache; es war jetzt an ihm, sich darin zu behaupten. Aber wie? durch welches Mittel? auf welchem Wege konnte er sich mit Arsène in Verbindung setzen, ihr Nachrichten von sich geben, ihr sagen, daß er sie liebte? Es wäre schon eine große Aufgabe für einen Pariser von Geblüt gewesen, diese schöne, in dieser unermeßlichen Stadt verlorene Tänzerin wieder aufzufinden. Das war eine unmögliche Aufgabe für Hoffmann, der seit drei Tagen angekommen war, und große Mühe hatte, sich selbst zurecht zu finden.

Hoffmann gab sich daher nicht einmal die Mühe zu suchen; er sah ein, daß der Zufall allein ihm zu Hilfe kommen könnte. Alle zwei Tage betrachtete er den Theaterzettel der Oper, und alle zwei Tage hatte er den Schmerz zu sehen, daß Paris sein Urtheil in Abwesenheit derer erließ, welche den Apfel bei weitem mehr als Venus verdiente.

Von nun an dachte er nicht mehr daran in die Oper zu gehen.

Einen Augenblick lang hatte er wohl den Einfall gehabt, entweder in den Convent, oder zu den Cordéliers zu gehen, sich an die Schritte Dantons zu fesseln, und, indem er ihn Tag und Nacht belauerte, zu errathen, wo er die schöne Tänzerin versteckt hätte. Er ging sogar in den Convent, er ging sogar zu den Cordéliers, aber Danton war nicht dort; seit sieben bis acht Tagen kam Danton nicht mehr dorthin; müde des Kampfes, den er seit zwei Jahren bestand, mehr durch den Ueberdruß, als durch die Ueberlegenheit besiegt, schien Danton sich von

dem politischen Kampfplatze zurückgezogen zu haben. Wie man sagte, war Danton auf seinem Landhause. Wo war dieses Landhaus? man wußte es nicht, die einen sagten in Rueil, die andern in Auteuil.

Danton war eben so unauffindbar als Arséne.

Man hätte vielleicht glauben können, daß diese Abwesenheit Arsénes Hoffmann zu Antonia hätte zurückführen müssen, aber, wie sonderbar, dem war nicht so. Vergebens gab sich Hoffmann alle Mühe, um seine Gedanken auf die Tochter des Musikdirectors von Mannheim zurückzuführen. Durch die Gewalt seines Willens richteten sich alle seine Erinnerungen auf das Kabinet Meister Gottlieb Murrs; aber, die auf den Tischen und auf den Pianos aufgehäuften Partituren, Meister Gottlieb, der vor seinem Pulte mit dem Fuße den Tact angab, Antonia, die auf ihrem Kanapee lag, Alles das verschwand nach Verlauf eines Augenblickes, um einem großen erleuchten Rahmen Platz zu machen, in welchem sich anfangs Schatten bewegten, dann nahmen diese Schatten Körper an, dann nahmen diese Körper mythologische Gestalten an, dann endlich verschwanden alle diese mythologischen Gestalten, alle diese Helden, alle diese Nymphen, alle diese Götter, alle diese Halbgötter, um einer einzigen Göttin Platz zu machen, der Göttin der Gärten, der schönen Flora, das heißt, der göttlichen Arséne, der Frau mit dem Halsbande von Sammet und mit der Spange von Diamanten; dann versank Hoffmann nicht mehr in eine Träumerei, sondern in ein Entzücken, aus dem es ihm nur gelang, hervorzugehen, wenn er sich in das wirkliche Leben zurückwarf,

wenn er die Vorübergehenden auf der Straße berührte, kurz, wenn er sich unter die Menge und unter das Getümmel stürzte.

Wenn dieses Blendwerk, von dem Hoffmann verfolgt war, zu stark wurde, so ging er also aus, schlug den Kai ein, ging über den Pont-Neuf, und hielt fast niemals eher an, als an der Ecke der Straße de la Monnaie. Dort hatte Hoffmann ein Kaffeehaus gefunden, den Zusammenkunftsort der gewaltigsten Raucher der Hauptstadt. Dort konnte Hoffmann glauben, daß er sich in irgend einer englischen Taverne, in irgend einer holländischen Schenke oder an irgend einem deutschen Wirthstische befände, so sehr bildete daselbst der Tabaksrauch eine für jeden Andern, als für einen Raucher der ersten Klasse, unmöglich einzuathmende Atmosphäre.

Sobald er in das Kaffeehaus der Bruderliebe eingetreten war, erreichte Hoffmann einen kleinen, in der entlegensten Ecke befindlichen Tisch, verlangte eine Flasche Bier aus der Brauerei des Herrn Santerre, der zu Gunsten Henriots seine Stelle als General der Nationalgarde von Paris niedergelegt hatte, stopfte seine ungeheure Pfeife, welche wir bereits kennen, bis obenhin voll, und hüllt sich in einigen Augenblicken in eine eben so dicke Rauchwolke als die, in welche die schöne Venus ihren Sohn Aeneas jedes Mal hüllte, wo die zärtliche Mutter es für nothwendig hielt, ihren vielgeliebten Sohn dem Zorne seiner Feinde zu entziehen.

Acht bis zehn Tage waren seit dem Abenteuer Hoffmanns in der Oper, und dem zu Folge seit dem Ver-

schwinden der schönen Tänzerin verflossen; es war um ein Uhr Nachmittags; seit ungefähr einer halben Stunde befand sich Hoffmann in seinem Kaffeehause, indem er sich aus allen Kräften seiner Lungen damit beschäftigte, um sich herum jenen Kreis von Rauch herzustellen, der ihn von seinen Nachbarn trennte, als er in dem Dampfe etwas wie eine menschliche Gestalt zu unterscheiden, dann, indem er alles Geräusch übertönte, das doppelte Geräusch das dem kleinen schwarzen Manne eigenthümlichen Summens und Trommelns zu hören meinte; überdem schien es ihm, als ob in Mitte dieses Dampfes ein lichtvoller Punkt Funken sprühte; er machte seine durch eine tiefe Schlafsucht halbgeschlossenen Augen wieder auf, öffnete mit Mühe seine Augenlider, und erkannte sich gegenüber auf einem Schemel sitzend, seinen Nachbar der Oper, und das um so besser, als dieses Mal der phantastische Doctor seine Schnallen mit Diamanten an seinen Schuhen, seine Ringe mit Diamanten an den Fingern, und seinen Todtenkopf von Diamanten auf seiner Tabaksdose hatte oder vielmehr zu haben schien.

— Gut, sagte Hoffmann, da werde ich wieder wahnsinnig. Und er schloß rasch die Augen.

Aber sobald er die Augen geschlossen hatte, je fester sie geschlossen waren, desto mehr hörte Hoffmann so wohl die leise Begleitung des Gesanges, als das leichte Trommeln der Finger. Alles das auf die deutlichste Weise, so deutlich, daß Hoffmann einsah, daß etwas Wirkliches in alle dem läge, und daß der Unterschied in dem Mehr oder Weniger bestände; sonst Nichts.

Er schlug daher ein Auge wieder auf, dann das andere; der kleine schwarze Mann befand sich immer noch auf seinem Platze.

—Guten Tag, junger Mann, sagte er zu Hoffmann, ich glaube Sie schlafen; nehmen Sie eine Prise, das wird Sie erwecken.

Und indem er seine Tabaksdose aufmachte, bot er dem jungen Manne Tabak an.

Dieser streckte maschinenmäßig die Hand aus, nahm eine Prise und schnupfte sie:

Auf der Stelle schien es ihm, als ob es hell in seinem Geiste würde.

—Ah! rief Hoffmann aus, Sie sind es, lieber Doctor! was ich mich freue Sie wieder zu sehen!

—Wenn Sie Sich so freuen, mich wiederzusehen, fragte der Doctor, warum haben Sie mich denn nicht aufgesucht?

—Wußte ich etwa Ihre Adresse?

—O! das ist eine große Sache! auf dem ersten besten Kirchhofe hätte man sie Ihnen gegeben.

—Wußte ich etwa Ihren Namen?

—Der Doctor mit dem Todtenkopfe, jeder Mann kennt mich unter diesem Namen. Dann gab es einen Ort, an welchem Sie immer sicher waren, mich zu finden.

—Wo das?

—In der Oper. Ich bin Arzt der Oper. Sie wissen es wohl, da Sie mich dort zwei Male gesehen haben.

—O! die Oper, sagte Hoffmann, indem er den Kopf schüttelte, und einen Seufzer ausstieß.

—Ja, gehen Sie nicht mehr dahin?

—Ich gehe nicht mehr dahin, nein.

—Seitdem Arséne nicht mehr die Rolle der Flora spielt?

—Sie haben es getroffen, und solange als sie dieselbe nicht spielen wird, werde ich nicht dahin zurückkehren.

—Sie lieben sie, junger Mann, Sie lieben sie.

—Ich weiß nicht, ob die Krankheit Liebe heißt, welche ich empfinde; aber ich weiß, daß wenn ich sie nicht wieder sehe, ich entweder über ihre Abwesenheit wahnsinnig werde oder sterben werde.

—Den Henker! Sie müssen nicht wahnsinnig werden! den Henker! Sie müssen nicht sterben! Gegen den Wahnsinn gibt es wenige Mittel, gegen den Tod gibt es gar keine.

—Was muß ich dann thun?

—Ah! sie wiedersehen.

—Wie das, sie wiedersehen?

—Ohne Zweifel!

—Haben Sie ein Mittel?

—Vielleicht.

—Welches?

—Warten Sie.

Und der Doctor begann zu überlegen, indem er mit den Augen blinzelte und auf seiner Tabaksdose trommelte.

Indem er dann nach einem Augenblicke die Augen

wieder aufschlug und seine Finger über dem Ebenholze schweben ließ, sagte er:

—Sie sind Maler, wie Sie mir gesagt haben?

—Ja, Maler, Musiker und Dichter.

—Für den Augenblick bedürfen wir nur der Malerei.

—Nun denn?

—Nun denn! Arsène hat mir den Auftrag gegeben, ihr einen Maler zu suchen.

—Wozu?

—Wozu sucht man einen Maler, bei Gott! um ihr Portrait zu malen.

—Das Portait Arsènes! rief Hoffmann aus, indem er aufstand, o! ich bin bereit! ich bin bereit!

—Still! bedenken Sie doch, daß ich ein ernster Mann bin.

—Sie sind mein Retter! rief Hoffmann aus, indem er seine Arme um den Hals des kleinen schwarzen Mannes schlang.

—Jugend, Jugend, murmelte dieser, indem er diese beiden Worte mit einem Lachen begleitete, wie es sein Todtenkopf gegrinst haben würde, wenn er von natürlicher Größe gewesen wäre.

—Lassen Sie uns gehen, lassen Sie uns gehen, wiederholte Hoffmann.

—Aber Sie bedürfen eines Farbekastens, der Pinsel, einer Leinwand.



— Ich habe Alles das in meiner Wohnung, lassen Sie uns gehen.

— Gehen wir, sagte der Doctor.

Und beide verließen das Kaffeehaus.

XVI.

Das Portrait.

Als er das Kaffeehaus verließ, machte Hoffmann eine Bewegung, um einen Fiaker zu rufen, aber der Doctor schlug seine dürren Hände gegen einander, und bei diesem Geräusche, das dem glich, welches die beiden Hände eines Skelets gemacht hätten, fuhr ein schwarz ausgeschlagener, mit zwei schwarzen Pferden bespannter und von einem ganz schwarz gekleideten Kutscher gefahrener Wagen herbei; wo hielt er? woher war er gekommen? Das zu sagen wäre für Hoffmann eben so schwierig gewesen, als Aschenbrödel zu sagen, woher der Wagen kam, in welchem sie sich auf den Ball des Prinzen Mirliflor begab.

Ein kleiner Bedienter, nicht allein schwarz von Kleidern, sondern auch noch von Haut, machte den Schlag auf. Hoffmann und der Doctor stiegen ein, setzten sich neben einander, und sogleich begann der Wagen geräuschlos nach dem Wirthshause Hoffmanns zu rollen.

An der Thüre angelangt, zögerte Hoffmann, um zu wissen, ob er in sein Zimmer hinaufgehen sollte; er meinte, daß sobald er den Rücken gewandt hätte, der Wagen, die Pferde, der Doctor und seine beiden Diener verschwinden würden, wie sie erschienen waren. Aber wozu sollten Doctor, Pferde, Wagen und Diener sich bemüht haben, um Hoffmann von dem Kaffeehause der Straße de la Monnaie nach dem Blumenkai zu fahren, diese Bemühung hatte ja dann keinen Zweck. Durch das einfachste Gefühl der Logik beruhigt, stieg Hoffmann daher aus dem Wagen, trat in das Wirthshaus, ging rasch die Treppe hinauf, stürzte in sein Zimmer, nahm dort Palette, Pinsel und Farbenkasten, wählte die größte unter seiner Leinwand, und ging mit demselben Schritte, wie er hinaufgegangen war, wieder hinab.

Der Wagen hielt immer noch vor der Thüre.

Pinsel, Palette und Farbenkasten wurden in das Innere des Wagens gelegt; der Bediente erhielt den Auftrag die Leinwand zu tragen.

Hierauf begann der Wagen wieder mit derselben Schnelligkeit und demselben Schweigen zu rollen.

Zehn Minuten nachher hielt er vor einem reizenden kleinen Hotel in der Straße Hannover Nr. 15.

Hoffmann merkte sich die Straße und die Nummer, um vorkommenden Falles ohne Hilfe des Doctors dahin zurückkehren zu können.

Die Thüre ging auf; der Doctor war ohne Zweifel bekannt, denn der Pförtner fragte ihn nicht einmal wohin er ginge. Hoffmann folgte dem Doctor mit seinen Pin-



seln, seiner Palette, seinem Farbekasten, seiner Leinwand, und passirte als Zugabe.

Man ging in den ersten Stock hinauf, und trat in ein Vorzimmer, das man für den Vorplatz von dem Hause des Dichters in Pompeji hätte halten können.

Wie man sich erinnern wird, war die Mode zu jener Zeit griechisch; das Vorzimmer Arsènes war in Fresco gemalt, mit Candelabern und Bronzestatuen verziert.

Aus dem Vorzimmer gingen der Doctor und Hoffmann in den Salon.

Der Salon war griechisch wie das Vorzimmer, mit Sedaner Tuch zu 70 Franken die Elle behangen, der Teppich allein kostete sechs Tausend Franken; der Doctor machte Hoffmann auf den Teppich aufmerksam; er stellte die Schlacht bei Arbela, dem berühmten Mosaikbilde von Pompeji nachgeahmt, vor.

Durch diesen unerhörten Luxus verblendet, begriff Hoffmann nicht, wie man solche Teppiche machte, um darauf zu gehen.

Aus dem Salon ging man in das Boudoir; das Boudoir war mit Kaschemir behangen. In dem Hintergrunde befand sich in einer Nische ein niedriges Bett, das ein Kanapee gleich dem bildete, auf welches Herr Guérin seitdem Dido legte, welche den Abenteuern des Aeneas zugehörte. Arsène hatte den Auftrag gegeben, dort warten zu lassen.

—Jetzt, junger Mann, sagte der Doctor, sind Sie eingeführt, es ist an Ihnen, sich auf eine angemessene Weise zu benehmen. Es versteht sich von selbst, daß wenn

der berechtigte Geliebte Sie hier überraschte, Sie ein verlorener Mensch sein würden.

— O! rief Hoffmann aus, wenn ich sie wieder sehe, wenn ich sie nur wiedersehe, und . . .

Das Wort erstarb auf Hoffmanns Lippen; er blieb mit starren Augen, ausgestreckten Armen, athemloser Brust.

Eine in dem Getäfel verborgene Thüre war aufgegangen, und hinter einem sich drehenden Spiegel erschien Arsène, die wahre Gottheit des Tempels, in welchem sie geruhte sich ihrem Verehrer sichtbar zu machen.

Sie trug das Kostum der Aspasia in seinem ganzen alterthümlichen Luxus, mit seinen Perlen in den Haaren, seinem mit Gold gestickten Purpurmantel, seinem langen weißen, um den Leib durch einen einfachen Perlengürtel zusammengehaltenen Kleide, Ringen an den Füßen und an den Händen, und bei alle dem jenen seltsamen Schmuck, der unzertrennlich von ihrer Person schien, jenes kaum vier Linien breite und von seiner grausigen Spange von Diamanten zusammengehaltene Halsband von Sammet.

— Ah! Sie sind es, Bürger, der mein Portrait zu machen übernimmt? fragte Arsène.

— Ja, stammelte Hoffmann, ja Madame, und der Doctor hat so gütig sein wollen Bürgschaft für mich zu übernehmen.

Hoffmann suchte um sich herum, wie um Beistand von dem Doctor zu verlangen, aber der Doctor war verschwunden.

— Nun denn! rief Hoffmann ganz verwirrt aus, nun denn!

—Was suchen Sie, was wünschen Sie, Bürger?

— Ei, Madame, ich suche, ich wünsche ... ich wünsche den Doctor, kurz die Person, welche mich hier eingeführt hat.

—Wozu bedürfen Sie Ihres Einführers, sagte Arsène, da Sie eingeführt sind?

—Indessen, der Doctor, der Doctor? äußerte Hoffmann.

—Nun denn, sagte Arsène ungeduldig, wollen Sie etwa die Zeit damit verlieren ihn zu suchen? Der Doctor ist an seinen Geschäften, bekümmern wir uns um die unsrigen.

—Madame, ich stehe zu Ihren Befehlen, sagte Hoffmann ganz bebend.

—Wohlan, Sie willigen also ein, mein Portrait zu machen?

—Das heißt, daß ich der glücklichste Mensch von der Welt bin, für eine solche Gunst gewählt worden zu sein; nur ... habe ich nur eine Furcht.

—Gut! Sie werden den Bescheidenen spielen. Nun denn! wenn es Ihnen nicht gelingt, so werde ich es mit einem Andern versuchen. Er will ein Portrait von mir haben. Ich habe gesehen, daß Sie mich wie ein Mann anblickten, der meine Aehnlichkeit in seinem Gedächtnisse bewahren wollte, und ich habe Ihnen den Vorzug gegeben.

—Dank, Tausend Mal Dank! rief Hoffmann aus, indem er Arsène mit den Augen verschlang. O! ja, ja, ich habe Ihre Aehnlichkeit in meinem Gedächtnisse bewahrt; da, da, da.

Und er drückte seine Hand auf sein Herz.

Plötzlich wankte und erbleichte er.

—Was haben Sie? fragte Arsène mit einer ganz gleichgültigen Miene.

—Nichts, antwortete Hoffmann, Nichts, fangen wir an.

Als er seine Hand auf sein Herz legte, hatte er zwischen seiner Brust und seinem Hemde das Medaillon Antonias gefühlt.

—Fangen wir an, fuhr Arsène fort. Das ist sehr leicht zu sagen. Zuvörderst will er nicht, daß ich mich unter diesem Kostüme malen lasse.

Das Wort Er, das bereits zwei Male wiedergekehrt war, durchbohrte Hoffmann das Herz, wie es eine jener goldenen Nadeln gethan hätte, welche den Kopfputz der modernen Aspasia befestigten.

—Und wie will er denn, daß Sie Sich malen lassen? fragte Hoffmann mit fühlbarer Bitterkeit.

—Als Erigone.

—Vortrefflich. Der Kopfputz von Rebenblättern wird Ihnen herrlich stehen.

—Sie glauben? äußerte Arsène, indem sie sich zierte. Aber ich glaube, daß das Tigerfell mich gleichfalls nicht häßlich machen wird.

Und sie läutete an einer Schelle.

Eine Kammerjungfer trat ein.

—Eucharis, sagte Arséne, bringen Sie den Thyrsusstab, die Rebenblätter und das Tigerfell.

Indem sie hierauf die zwei oder drei Nadeln auszog, welche ihren Kopfputz befestigten, und den Kopf schüttelte, hüllte sich Arséne in einen Strom von schwarzen Haaren, der in Cascaden auf ihre Schultern fiel, von ihren Hüften abprallte und sich dicht und wallend bis auf den Teppich verbreitete.

Hoffmann stieß einen Ausruf der Bewunderung aus.

— He! Was gibt es! fragte Arséne.

—Daß ich niemals solche Haare gesehen habe, rief Hoffmann aus.

—E r will daher auch, daß ich sie benutze, deshalb haben w i r das Kostüm der Erigone gewählt, das mir erlaubt die Haare aufgelöst zu tragen.

Dieses Mal hatte das e r und das w i r Hoffmanns Herz mit zwei Stichen, statt mit einem getroffen.

Während dieser Zeit hatte Mademoiselle Eucharis die Rebenblätter, den Thyrsusstab und das Tigerfell gebracht.

—Ist das Alles, was wir nöthig haben? fragte Arséne.

—Ja, ja, ich glaube, stammelte Hoffmann.

—Es ist gut, lassen Sie uns allein, und treten Sie erst wieder ein, wenn ich Ihnen schelle.

Mademoiselle Eucharis verließ das Zimmer und verschloß die Thür hinter sich.

—Jetzt, Bürger, sagte Arséne, helfen Sie mir ein wenig diesen Kopfputz zurecht zu legen; das geht Sie an.

Um mich zu verschönern, verlasse ich mich sehr gern auf die Phantasie des Malers.

—Und Sie haben Recht! rief Hoffmann aus; mein Gott! Mein Gott! Wie schön Sie sein werden!

Und indem er den Rebenzweig ergriff, schlang er ihn um den Kopf Arsénes mit jener Kunst des Malers, welche jeder Sache einen Werth und einen Glanz verleiht; dann faßte er, Anfangs ganz bebend und mit den Fingerspitzen, diese langen wohlriechenden Haare, ließ das bewegliche Ebenholz derselben durch die Beeren von Topas, zwischen das smaragdgrüne und rubinrothe Laub der Herbstrebe spielen, und, wie er es versprochen hatte, verschönerte sich unter seiner Hand, — der Hand eines Dichters, Malers und Liebenden, — die Tänzerin dermaßen, daß sie, indem sie sich in dem Spiegel betrachtete, einen Ausruf der Freude und des Stolzes ausstieß.

—O! Sie haben Recht, sagte Arséne, ja, ich bin schön, sehr schön. — Lassen Sie uns jetzt fortfahren.

—Wie? Was sollen wir fortsetzen? fragte Hoffmann.

—Ei! Meine Toilette als Bacchantin!

Hoffmann begann zu verstehen.

—Mein Gott! murmelte er, mein Gott!

Arséne legte lächelnd ihren Purpurmantel ab, der durch eine einzige Nadel zurückgehalten blieb, welche sie vergebens zu erreichen suchte.

—Aber so helfen Sie mir doch! sagte sie voll Ungeduld, oder soll ich Eucharis zurückrufen?

—Nein, nein! rief Hoffmann aus. Und indem er



auf Arséne zustürzte, zog er die widerspenstige Nadel heraus; der Mantel sank zu den Füßen der schönen Griechin.

—Da! sagte der junge Mann Athem schöpfend.

—O! sagte Arséne, glauben Sie denn, daß das Tigerfell gut auf diesem langen Mousselinkleide steht? Ich glaube es nicht; außerdem will er eine wahre Bacchantin, nicht wie man sie auf dem Theater sieht, sondern wie sie auf den Gemälden von Caraccio und von Albano sind.

—Aber auf den Gemälden von Caraccio und von Albano sind die Bacchantinnen nackend, rief Hoffmann aus.

—Ei nun! Er will mich so, mit Ausnahme des Tigerfelles, das Sie drapiren werden, wie Sie wollen, das geht Sie an.

Und indem sie diese Worte sagte, hatte sie das Band ihres Gürtels aufgeknüpft und die Spange ihres Halses aufgemacht, so daß das Kleid längs ihres schönen Körpers hinabglitt, den es in dem Maße nackend ließ, als es von den Schultern zu den Füßen herabfiel.

—O! sagte Hoffmann, indem er auf die Kniee sank, das ist keine Sterbliche, das ist eine Göttin.

Arséne stieß Mantel und Kleid mit dem Fuße fort.

Indem sie hierauf das Tigerfell nahm, sagte sie:

—Nun denn, was machen wir mit dem? Aber so helfen Sie mir doch, Bürger Maler, ich bin nicht gewohnt mich allein anzukleiden.

Die unschuldige Tänzerin nannte das sich ankleiden.

Hoffmann näherte sich wankend, trunken, verblendet, nahm das Tigerfell, befestigte seine goldenen Klauen auf

der Schulter der Bacchantin, ließ sie sich auf das Bett von rothem Kaschemir setzen, oder vielmehr legen, auf welchem sie einer Statue von parischen Marmor geglichen hätte, wenn ihr Athemholen nicht ihren Busen gehoben, wenn das Lächeln nicht ihre Lippen geöffnet hätte.

—Bin ich gut so? fragte sie, indem sie ihren Arm über ihren Kopf rundete und eine Rebentraube nahm, die sie an ihre Lippen zu drücken schien.

—O! ja, schön, schön, schön, murmelte Hoffmann.

Und indem der Liebende den Sieg über den Maler davon trug, sank er auf die Kniee, und, mit einer wie der Gedanke raschen Bewegung ergriff er die Hand Arsénes und bedeckte sie mit Küssen.

Arséne zog ihre Hand mit mehr Erstaunen als Zorn zurück.

—Ei! Was machen Sie denn? fragte sie den jungen Mann.

Die Frage war in einem so ruhigen und so kalten Tone gestellt, daß Hoffmann sich zurückwarf, indem er seine beiden Hände auf seine Stirn drückte.

—Nichts, Nichts, stammelte er, verzeihen Sie mir, ich werde wahnsinnig.

—Ja, in der That, sagte sie.

—Sagen Sie an, rief Hoffmann aus, wozu haben Sie mich kommen lassen? Sagen Sie, sagen Sie.

—Ei, damit Sie mein Portrait malen, aus keiner andern Ursache.

—O! Es ist gut, sagte Hoffmann, ja, Sie haben Recht; um Ihr Portrait zu malen, zu Nichts Anderem.

Und indem er seinen Willen mit Gewalt zwang, stellte Hoffmann seine Leinwand auf die Staffelei, nahm seine Palette und seine Pinsel, und begann das entzückende Bild zu entwerfen, das er vor Augen hatte.

Aber der Künstler hatte zu viel auf seine Kräfte gerechnet; als er das üppige Modell nicht allein in seiner glühenden Wirklichkeit, sondern auch noch durch die Tausend Spiegel des Boudoirs zurückgeworfen sah; als er statt einer Erigone, sich in Mitte von zehn Bacchantinnen befand; als er jeden Spiegel dieses berauschende Lächeln wiederholen, das Wogen dieses Busens wieder erzeugen sah, den die goldene Kralle des Tigers nur halb bedeckte, fühlte er, daß man von ihm etwas die menschlichen Kräfte Uebersteigendes verlangte, und indem er Palette und Pinsel wegwarf, stürzte er auf die schöne Bacchantin zu und drückte einen Kuß auf ihre Achsel, in welchem eben soviel Wuth, als Liebe lag.

Aber im selben Augenblicke ging die Thür auf, und die Nymphe Eucharis stürzte mit dem Ausrufe in das Boudoir:

—Er, er, er!

Im selben Augenblicke, bevor er Zeit gehabt hatte sich zu besinnen, befand sich Hoffmann, von den beiden Frauen gedrängt, aus dem Boudoir geworfen, welches sich wieder hinter ihm verschloß, und dieses Mal wahrhaft wahnsinnig vor Liebe, vor Wuth und vor Eifersucht, schritt er ganz wankend durch den Salon, glitt eher das

Geländer hinab, als er die Treppe hinabging, und ohne zu wissen wie er dahin gekommen war, ließ er in Arsénes Boudoir seine Pinsel, seinen Farbenkasten und seine Palette, was nichts war, aber auch seinen Hut, woraus viel entstehen konnte.

XVII.

Der Versucher.

Was die Lage Hoffmanns noch weit schrecklicher dadurch machte, daß sie dem Schmerze die Demüthigung hinzufügte, ist, und es war augenscheinlich für ihn, daß er zu Arséne nicht als ein Mann berufen worden war, den sie in dem Orchester der Oper bemerkt hatte, sondern einfach und allein als Maler, als eine Maschine zu Portraits, als ein Spiegel, der die Körper wiedergibt, welche man ihm vorstellt. Daher rührte diese Unbekümmertheit Arsénes, alle ihre Kleider eines nach dem andern vor ihm fallen zu lassen; daher dieses Erstaunen, als er ihr die Hand geküßt hatte, daher der Zorn, als er unter dem derben Kusse, mit dem er ihr die Schulter geröthet, er ihr gesagt hatte, daß er sie liebte.

Und war es in der That nicht Thorheit von ihm, dem einfachen deutschen Studenten, der mit drei bis vier

Hundert Thalern, das heißt mit einer unzulänglichen Summe, um den Teppich ihres Vorzimmers zu bezahlen, nach Paris gekommen war, war es nicht eine Thorheit von ihm nach der in der Mode stehenden Tänzerin, nach dem von dem verschwenderischen und wollüstigen Danton unterhaltenen Mädchen zu streben! Diese Frau rührte nicht der Klang der Worte, sondern der Klang des Goldes; ihr Geliebter war nicht der, den sie am Meisten liebte, sondern der, welcher am Meisten bezahlte. Wenn Hoffmann mehr Geld als Danton hätte, so wäre es Danton, den man vor die Thür würfe, sobald Hoffmann käme.

Einstweilen war es klar, daß der, den man vor die Thür geworfen hatte, nicht Danton, sondern Hoffmann war.

Hoffmann schlug, demüthiger und betrübter als er es jemals gewesen war, den Weg nach seinem kleinen Zimmer wieder ein. So lange als er sich nicht Arséne gegenüber befunden, hatte er gehofft; aber das, was er gesehen hatte, diese Gleichgültigkeit gegen ihn als Mann, dieser Luxus, in Mitte dessen er die schöne Tänzerin gefunden hatte, und der nicht allein ihr physisches, sondern auch ihr moralisches Leben war, Alles das machte, wenn nicht eine übermäßige, unerhörte Summe Hoffmann in die Hände fiel, das heißt ohne ein Wunder, dem jungen Manne selbst die Hoffnung des Besitzes unmöglich.

Er kehrte daher auch niedergeschlagen nach Haus zurück; das seltsame Gefühl, welches er für Arséne empfand, ein ganz physisches, ganz anziehendes Gefühl, bei dem das Herz in Nichts betheiligt war, hatte sich bis dahin

durch das Verlangen, durch Aufregung, durch Fieber an den Tag gelegt.

In diesem Augenblicke hatten sich Verlangen, Aufregung und Fieber in eine unendliche Niedergeschlagenheit verwandelt.

Eine einzige Hoffnung blieb Hoffmann, nämlich den schwarzen Doctor wiederzufinden und Rath von ihm über das zu verlangen, was er thun müßte, obgleich in diesem Manne etwas Seltsames, Phantastisches, Uebermenschliches lag, das ihn glauben ließ, sobald er sich ihm näherte, daß er aus dem wirklichen Leben heraustträte, um in eine Art von Traum einzugehen, in welchen ihm weder sein Wille, noch seine Willenskraft folgte, und in welchem er das Spielwerk einer Welt wurde, die für ihn bestand, ohne für Andere zu bestehen.

Er kehrte daher auch am folgenden Tage zur gewöhnlichen Stunde nach seinem Kaffeehause der Straße de la Monnaie zurück; aber vergebens hüllte er sich in eine Rauchwolke, kein dem des Doctors ähnliches Gesicht erschien in Mitte dieses Rauches; vergebens schloß er die Augen, Niemand saß, als er sie wieder aufschlug, auf dem Schemel, den er auf die andere Seite des Tisches gestellt hatte.

So verflossen acht Tage.

Am achten Tage verließ Hoffmann ungeduldig das Kaffeehaus der Straße de la Monnaie eine Stunde früher als gewöhnlich, das heißt gegen vier Uhr Nachmittags und erreichte durch die Straße Saint-Germain-l'Auxer-



rois und das Louvre maschinenmäßig die Straße Saint-Honoré.

Kaum befand er sich darin, als er bemerkte, daß eine große Bewegung nach der Seite des Kirchhofes des Innocents entstand, und sich dem Platze des Palais Royal näherte. Er erinnerte sich dessen, was ihm am Tage nach seiner Ankunft in Paris begegnet war, und er erkannte denselben Lärm, dasselbe Getümmel, das ihn bereits zur Zeit der Hinrichtung der Madame Du Barry überrascht hatte. In der That, es waren die Karren der Conciergerie, welche mit Verurtheilten beladen sich nach dem Revolutionsplatze begaben.

Man kennt den Abscheu, den Hoffmann für dieses Schauspiel hatte; da die Karren rasch herankamen, stürzte er daher auch in ein Kaffeehaus an der Ecke der Straße de la Loi, indem er der Straße den Rücken wandte, die Augen verschloß und sich die Ohren verstopfte, denn das Geschrei der Madame Du Barry erschallte noch auf dem Grunde seines Herzens; dann, als er vermuthete, daß die Karren vorüber wären, wandte er sich um, und sah zu seinem großen Erstaunen seinen Freund Zacharias Werner, der von einem Stuhle herabstieg, auf den er gestiegen war, um besser zu sehen.

— Werner! rief Hoffmann aus, indem er auf den jungen Mann zustürzte, Werner!

— Ei! Du bist es, äußerte der Dichter, wo warst Du denn?

— Dort, dort, aber die Hände vor meinen Ohren,

um das Geschrei dieser Unglücklichen nicht zu hören, und mit geschlossenen Augen, um sie nicht zu sehen.

—Wahrlich, lieber Freund, Du hast Unrecht gehabt, sagte Werner, Du bist Maler! Und das, was Du gesehen hättest, hätte Dir den Gegenstand zu einem wundervollen Bilde geboten. Siehst Du, es befand sich auf dem dritten Karren eine Frau, ein Wunder, ein Hals, Schultern und Haare, freilich hinten abgeschnitten, die aber an jeder Seite bis auf den Boden fielen.

—Höre, sagte Hoffmann, ich habe in dieser Beziehung Alles gesehen, was man Bestes sehen kann; ich habe Madame Du Barry gesehen, und ich habe nicht nöthig Andere zu sehen. Wenn ich jemals ein Gemälde machen will, so glaube mir, daß dieses Orginal mir genügen wird; außerdem will ich keine Gemälde mehr machen.

—Und warum das? fragte Werner.

—Ich habe einen Abscheu gegen die Malerei gefaßt.

—Noch irgend eine getäuschte Hoffnung?

—Mein lieber Werner, wenn ich in Paris bliebe, so würde ich wahnsinnig.

—Du wirst überall wahnsinnig werden, wo Du sein wirst, mein lieber Hoffmann; es ist daher eben so gut in Paris, als anderswo; einstweilen sage mir, was Dich wahnsinnig macht.

—O! Mein lieber Werner, ich bin verliebt.

—In Antonia, ich weiß das, Du hast es mir gesagt.

—Nein; Antonia, äußerte Hoffmann erbebend, Antonia, das ist etwas Anderes, ich liebe sie!

—Den Teufel! Der Unterschied ist spitzfindig; erzähle mir das. Bürger Dienstwilliger, Bier und Gläser!

Die beiden jungen Leute stopften ihre Pfeifen und setzten sich an die beiden Seiten eines in einer der entlegendsten Ecke des Kaffeehauses befindlichen Tisches.

Dort erzählte Hoffmann Werner Alles, was ihm seit dem Tage begegnet war, an welchem er in der Oper gewesen war und Arséne hatte tanzen sehen, bis zu dem Augenblicke, wo er von den beiden Frauen aus dem Boudoir geworfen worden war.

—Nun denn? äußerte Werner, als Hoffmann geendigt hatte.

—Nun denn; wiederholte dieser ganz erstaunt, daß sein Freund nicht eben so niedergeschlagen als er war.

—Ich frage, erwiderte Werner, was liegt in Alle dem Verzweifelndes?

—Daß ich jetzt weiß, mein Lieber, daß man diese Frau nur für Geld haben kann, und ich alle Hoffnung verloren habe.

—Und warum hast Du alle Hoffnung verloren?

—Weil ich niemals fünf Hundert Louisd'or ihr zu Füßen zu werfen haben werde.

—Und warum solltest Du sie nicht haben? Ich habe wohl fünf Hundert Louisd'or, Tausend Louisd'or, zwei Tausend Louisd'or gehabt.

—Und wo sollte ich sie hernehmen, gütiger Gott! rief Hoffmann aus.

—Ei aus dem Eldorado, von dem ich Dir gespro-

chen habe, aus der Quelle des Pactolus, mein Lieber, aus dem Spiele.

—Aus dem Spiele! äußerte Hoffmann erbebend. Du weißt ja wohl, daß ich Antonia geschworen habe nicht zu spielen.

—Bah! sagte Werner lachend, Du hattest wohl auch geschworen ihr treu zu bleiben.

Hoffmann stieß einen langen Seufzer aus, und drückte das Medaillon an sein Herz.

—Aus dem Spiele, mein Freund! fuhr Werner fort. Ah! Das ist eine Bank! Sie ist nicht wie die von Mannheim oder von Baden, welche wegen einiger armseligen Tausend Livres gesprengt zu werden droht. Eine Million! Mein Freund, eine Million! Haufen von Gold! Dorthin hat sich, wie ich glaube, alles baare Geld von Frankreich geflüchtet; kein schlechtes Papier, keine armseligen herabgesetzten Assignaten, welche drei Viertel von ihrem Werthe verlieren . . . schöne Louisd'or, schöne Doppellouisd'or, schöne Quadrupel! sieh, willst Du deren sehen?

Und Werner zog aus seiner Tasche eine Hand voll Louisd'or, welche er Hoffmann zeigte, und deren Strahlen durch den Spiegel seiner Augen bis auf den Grund seiner Seele drangen.

—O! Nein, nein! Niemals! rief Hoffmann aus, indem er sich zugleich der Prophezeiung des alten Officiers und der Bitte Antonias erinnerte, ich werde niemals spielen!

—Du hast Unrecht; bei dem Glücke, das Du im Spiele hast, würdest Du die Bank sprengen.

—Und Antonia! Antonia!

—Bah! Mein lieber Freund, wer würde es Antonia sagen, daß Du gespielt, daß Du eine Million gewonnen hast; wer wird ihr sagen, daß Du mit fünfundzwanzig Tausend Livres die Laune von Deiner schönen Tänzerin befriedigt hast? Glaube mir, kehre mit neun Hundert fünfundsiebenzig Tausend Livres nach Mannheim zurück, und Antonia wird Dich weder fragen, woher Du Deine achtundvierzig Tausend fünf Hundert Livres Einkünfte her hast, noch was Du mit den fehlenden fünfundzwanzig Tausend Livres gemacht hast.

Und indem er diese Worte sagte, stand Werner auf.

—Wo gehst Du hin? fragte ihn Hoffmann.

—Ich gehe eine Maitresse zu besuchen, eine Dame der Komödie Française, welche mich mit ihrer Güte beehrt, und die ich mit der Hälfte meiner Gewinne belohne. Ah! Ich bin Dichter, ich wende mich an ein literarisches Theater; Du bist Musiker, Du triffst Deine Wahl auf einem Theater des Gesanges und des Tanzes. Gut Glück im Spiel, lieber Freund, alle meine Komplimente an Mademoiselle Arsène. Vergiß die Nummer der Bank nicht, es ist No. 113. Adieu.

—O! murmelte Hoffmann, Du hattest sie mir bereits gesagt, und ich hatte sie nicht vergessen.

Und er ließ seinen Freund Werner sich entfernen, ohne mehr daran zu denken ihn um seine Adresse zu fragen, als er es das erste Mal gethan hatte, wo er ihm begegnet war.

Aber trotz der Entfernung Werners blieb Hoffmann nicht allein. Jedes Wort seines Freundes hatte sich so zu sagen sichtbar und fühlbar gemacht; es war gegenwärtig, vor seinen Augen glänzend, in seine Ohren flüsternd.

In der That, wo konnte Hoffmann Gold schöpfen, wenn es nicht an der Quelle des Goldes war! War das einzig mögliche Gelingen eines unmöglichen Verlangens nicht gefunden? Ei, Mein Gott! Werner hatte es richtig gesagt, war Hoffmann nicht bereits einem Theile seines Schwures untreu? Was lag daher daran, ob er es dem andern auch würde?

Dann, Werner hatte es gesagt, waren es nicht fünfundzwanzig Tausend Livres, fünfzig Tausend Livres, Hundert Tausend Livres, die er gewinnen konnte. Die materiellen Horizonte der Felder, der Wälder, selbst des Meeres, haben eine Grenze, der Horizont des grünen Teppichs hat keine. Der Dämon des Spieles ist wie Satan, er hat die Gewalt, den Spieler auf den höchsten Berg der Erde zu führen, und ihm von da aus alle Reiche der Welt zu zeigen.

Dann, welches Glück, welche Wonne, welchen Stolz, wenn Hoffmann zu Arséne in dieses selbe Boudoir zurückkehrte, aus dem man ihn verjagt hatte! Mit welcher stolzen Geringschätzung würde er diese Frau und ihren schrecklichen Geliebten vernichten, wenn er statt aller Antwort auf die Worte: Was wollen Sie hier? wie ein neuer Jupiter einen goldenen Regen auf die neue Danaë fallen ließe!

Und alles Das war kein Blendwerk seines Geistes,

kein Traum seiner Einbildungskraft mehr, alles Das war Wirklichkeit, war möglich. Die Aussichten für den Gewinn wie für den Verlust waren gleich; weit größer für den Gewinn, denn, wie man weiß, war Hoffmann glücklich im Spiele.

O! Diese Numero 113! Diese Numero 113! Mit ihrer glühenden Zahl, wie sie Hoffmann rief, wie sie ihn, ein höllischer Leuchtthurm, nach diesem Abgrunde leitete, auf dessen Tirfe der Schwindel heult, indem er sich auf einem Lager von Gold wälzt!

Hoffmann kämpfte länger als eine Stunde gegen die glühendste aller Leidenschaften. Als er hierauf nach Verlauf einer Stunde fühlte, daß es ihm unmöglich wäre länger zu widerstehen, warf er ein Fünfzehnsousstück auf den Tisch, indem er dem Dienstwilligen den Ueberschuß schenkte, eilte im Laufe ohne sich aufzuhalten nach den Blumenkai, ging in sein Zimmer hinauf, nahm die drei Hundert Thaler, welche ihm noch übrig blieben, und ohne sich Zeit zur Ueberlegung zu nehmen, sprang er mit dem Ausrufe in einen Wagen;

—Nach dem Pallaste Egalité!

XVIII.

Die No. 113.

Das Palais Royal, das man zu jener Zeit das Palais Egalité nannte, und das man heut zu Tage das Palais National nennt, denn bei uns ist das Erste, was die Revolutionäre thun, die Namen der Straßen und der Plätze zu ändern, um sie ihnen bei den Restaurationen wieder zu geben, das Palais Royal, sagen wir, weil es uns unter diesem Namen am geläufigsten ist, war zu jener Zeit nicht, was es heut zu Tage ist; aber als pittoresk, selbst als seltsam, verlor es Nichts dabei, besonders des Abends, besonders zu der Stunde, wo Hoffmann dort ankam.

Seine Einrichtung wich wenig von der ab, welche wir jetzt sehen, ausgenommen, daß das, was heut zu Tage die Galerie d'Orleans heißt, von einer doppelten Galerie von Holz eingenommen war, eine Galerie, welche

späterhin einem Spazierplatze von sechs Reihen dorischer Säulen Platz machen sollte; daß statt der Linden sich wilde Kastanienbäume in dem Garten befanden, und daß dort, wo das Bassin ist, sich ein Circus befand, ein großes mit Gittern besetztes und mit Steinplatten eingefaßtes Gebäude, dessen Dachwerk mit Stauden und mit Blumen besetzt war.

Man glaube nicht, daß der Circus das war, was das Schauspielhaus ist, dem wir diesen Namen gegeben haben. Nein, die Seiltänzer und die Künststückemacher, welche sich in dem Palais Egalité zeigten, waren von einer andern Art, als jener englische Akrobat, Herr Price, der einige Jahre zuvor Frankreich so sehr in Erstaunen versetzt hatte, und der die Mazuriers und die Auriols hervorgebracht hat.

Der Circus war zu jener Zeit von den Freunden der Wahrheit eingenommen, welche darin Vorstellungen gaben, und die man spielen sehen konnte, wenn man auf das Journal la Bouche de fer (der Eisenmund) abonnirt war. Mit seiner Nummer vom Morgen war man am Abend an diesem Orte der Vergnügungen zugelassen, und man hörte die Reden aller Verbündeten, welche, wie sie sagten, zu den lobenswerthen Zwecken vereinigt wären, die Regierenden und die Regierten zu beschützen, die Gesetze unpartheiisch zu machen und in allen Ecken der Welt einen Freund der Wahrheit zu suchen, aus welchem Lande, von welcher Farbe, von welcher Meinung er auch sein mögte; dann, wenn die Wahrheit entdeckt, würde man sie den Menschen lehren.

Wie man sieht, hat es in Frankreich immer Leute gegeben, die überzeugt waren, daß es ihnen zukäme, die Massen aufzuklären, und daß der übrige Theil der Menschheit nur ein abgeschmacktes Volk sei.

Was hat der Wind, der vorübergezogen ist, mit den Namen, den Ideen und den Eitelkeiten dieser Leute gemacht?

Der Circus machte indessen seinen Lärm in dem Palais Egalité in Mitte des allgemeinen Lärmens, und vereinigte sein schreiendes Spiel mit dem großen Concerte, das jeden Abend in diesem Garten erwachte.

Denn, wir müssen es sagen, das Palais Royal war zu jenen Zeiten des Elends, der Verbannung, des Schreckens und der Aechtung der Mittelpunkt geworden, wo das den ganzen Tag über in den Leidenschaften und in den Kämpfen unterdrückte Leben des Nachts hin kam, um den Traum zu suchen, und sich zu bemühen, diese Wahrheit zu vergessen, mit deren Aufsuchung sich die Mitglieder des Gesellschaftlichen Kreises und die Actionäre des Circus beschäftigten. Während alle Quartiere von Paris finster und öde waren, während die Unheil bringenden Runden, die aus Kerkermeistern des Tages und aus Henkern des folgenden Tages zusammengesetzt waren, wie wilde Thiere herumstreiften, die irgend eine Beute suchen, während um den häuslichen, eines gestorbenen oder ausgewanderten Freundes oder Verwandten beraubten Heerd herum die, welche geblieben waren, traurig ihre Befürchtungen oder ihre Schmerzen flüsterten, strahlte das Palais Royal wie der Gott des Bösen, und erleuch-

tete seine Hundert und achtzig Säulen, legte seine Kleinodien an den Fenstern der Juweliere zur Schau, warf endlich unter die Carmagnolen des Volkes und unter das allgemeine Elend seine öffentlichen Mädchen, von Diamanten rieselnd, mit Weiß und Roth geschminkt, gerade so viel, als es bedurfte, um es zu sein, in Seide oder Sammet gekleidet, welche unter den Bäumen und in den Galerien ihre glänzende Schamlosigkeit zur Schau trugen. Es lag in diesem Luxus der Geschändeten ein letzter Hohn gegen die Vergangenheit, eine letzte der Monarchie zugefügte Beleidigung. Diese Geschöpfe mit ihren königlichen Kostümen zur Schau zu stellen, hieß den Koth, nach dem Blute, diesem reizenden Hofe verschwenderischer Frauen, in das Gesicht werfen, von dem Maria Antoinette die Königin gewesen war, und den der revolutionäre Orkan von Trianon nach dem Platze der Guillotine wie ein trunkener Mann fortgetragen hatte, der das weiße Kleid seiner Verlobten in dem Kothe fortschleift.

Der Luxus war den gemeinsten Mädchen überlassen, die Tugend sollte mit Lumpen bedeckt gehen.

Das war eine der von dem Gesellschaftlichen Kreise gefundene Wahrheit.

Indessen legte sich dieses Volk, das der Welt einen so gewaltsamen Antrieb gegeben hatte, dieses Pariser Volk, welchem unglücklicher Weise die Ueberlegung erst nach der Begeisterung kömmt, was verursacht, daß es niemals Kaltblütigkeit genug besitzt, als um sich der Albernheiten zu erinnern, die es begangen hat, das arme, entblößte Volk, sagen wir, legte sich keine vollkommene Rechenschaft

über die Philosophie dieses Gegensatzes ab, und es begegnete nicht mit Verachtung, sondern mit Begierde diesen Königinnen schändlicher Orte, diesen abscheulichen Majestäten des Lasters. Dann, wenn die Sinne durch das erregt waren, was man sah, wenn das flammende Auge die Hand an diese Körper legen wollte, die Jedermann angehörten, so verlangte man Gold von ihm, und wenn es dasselbe nicht hatte, so wies man es schimpflicher Weise zurück. So stieß sich überall dieses erhabene, von dem Beile proclamirte, mit Blut geschriebene Princip der Gleichheit, auf das diese Freudenmädchen des Palais Royal das Recht hatten, lachend zu speien.

An Tagen wie diese war die moralische Ueberreizung zu einem solchen Grade gelangt, daß die Wirklichkeit jener seltsamen Gegensätze bedurfte. Man tanzte nicht mehr auf dem Vulkane, sondern man tanzte in dem Vulkane selbst, und die an eine Luft von Schwefel und von Lava gewöhnten Lungen hätten sich nicht mehr mit den lauen Wohlgerüchen von ehedem begnügt.

So schmückte sich das Palais Royal jeden Abend, indem es mit seinem Feuerkranze Alles erleuchtete. Ein Kuppler von Stein, heulte es über die große traurige Stadt.

—Da ist die Nacht, kommt! Ich habe Alles in mir, das Glück und die Liebe, das Spiel und die Frauen! Ich verkaufe von Allem, selbst den Selbstmord und den Mord. Ihr, die Ihr seit gestern nicht gegessen habt, Ihr, die Ihr leidet, Ihr, die Ihr weint, kommt zu mir; Ihr werdet sehen, wie reich wir sind, Ihr werdet sehen, wie

wir lachen. Ihr habt ein Gewissen oder eine Tochter zu verkaufen! kommt! Ihr werdet Gold erhalten so viel als die Augen sehen, Schlüpfrigkeiten, so viel als die Ohren fassen können; Ihr werdet in dem Laster, in der Verderbniß und in dem Vergessen waden. Kommt heute Abend her, morgen werdet Ihr vielleicht todt sein.

Das war ein gewichtiger Grund. Man mußte leben wie man starb, schnell.

Und man kam.

Unter alle dem war der am meisten besuchte Ort natürlicher Weise der, wo das Spiel stattfand. Dort fand man die Mittel alles Uebrige zu haben.

Unter allen diesen glühenden Höhlen war es daher die No. 113, welche das meiste Licht mit seiner rothen Laterne verbreitete, ein ungeheures Auge dieses trunkenen Cyclopen, den man das Palais Egalité nannte.

Wenn die Hölle eine Nummer hat, so muß es die No. 113 sein.

O! es war für Alles darin gesorgt.

Im Erdgeschosse befand sich ein Restaurant, im ersten Stockwerke befand sich das Spiel; die Brust des Gebäudes enthielt das Herz, das war ganz natürlich; auf dem zweiten Stocke war Gelegenheit vorhanden, die Kraft zu vergeuden, welche der Körper auf dem Erdgeschosse gesammelt, und das Geld, welches die Tasche auf dem ersten Stocke gewonnen hatte.

Es war für Alles gesorgt, wir wiederholen es, damit das Geld das Haus nicht verließe.

Und nach diesem Hause eilte Hoffmann, der poetische Geliebte Antonias.

Die No. 113 war, wo sie heute ist, einige Läden weit von dem Hause Corcèlet.

Kaum war Hoffmann aus seinem Wagen gesprungen, und hatte den Fuß in die Galerie gesetzt, als er, Dank seinem Kostüme als Fremder, das zu jener Zeit wie in unseren Tagen mehr Vertrauen einflößte, als das Nationalkostüm, von den Gottheiten des Ortes angeredet wurde.

Ein Land ist niemals so sehr verachtet, als durch sich selbst.

—Wo ist No. 113? fragte Hoffmann das Mädchen, das seinen Arm genommen hatte.

—Ah! dahin gehst Du, äußerte die Aspasia voll Geringschätzung, nun denn! mein Lieber, dort ist es, wo diese rothe Laterne leuchtet. Aber trachte zwei Louisd'or zu behalten, und erinnere Dich No. 115.

Hoffmann verlor sich in dem angedeuteten Gange, wie Curtius in dem Schlunde, und eine Minute nachher befand er sich in dem Spielsaale.

Es herrschte darin dasselbe Geräusch, wie bei einer öffentlichen Versteigerung.

Wahr ist es, daß man dort gar viele Dinge verkaufte.

Die Säle strahlten von Vergoldungen, von Kronleuchtern, von Blumen und von Frauen, die noch schöner, prachtvoller und entblößter gekleidet waren, als die von unten.

Das Geräusch, welches alle andern übertönte, war das Klingen des Goldes. Dies war das Klopfen jenes unreinen Herzens.

Hoffmann ließ den Saal zur Rechten, in welchem man Trente et Quarante spielte.

Um einen großen grünen Tisch herum saßen die Spieler, Alles für denselben Zweck vereinigte Leute, von denen nicht einer dasselbe Aussehen hatte.

Es befanden sich dort Junge, es befanden sich dort Alte, es befanden sich dort welche, deren Ellbogen auf diesem Tische abgenutzt waren. Unter diesen Leuten gab es welche, die am Tage zuvor, oder am Morgen, oder am selben Abende ihren Vater verloren hatten, und deren ganze Denkkraft auf die sich drehende Kugel gerichtet war. Bei dem Spieler fährt ein einziges Gefühl fort zu leben, nämlich das Verlangen, und dieses Gefühl ernährt und steigert sich zum Nachtheile aller anderen. Herr von Bassompierre, den man in dem Augenblicke, wo er mit Maria von Medicis zu tanzen begann, zu sagen kam: Eure Mutter ist gestorben, und der antwortete: Meine Mutter wird erst dann gestorben sein, wenn ich getanzt habe, Herr von Bassompierre war ein frommer Sohn zur Seite eines Spielers. Ein im Spiele begriffener Spieler, den man so etwas zu sagen käme, würde nicht einmal den Witz des Marquis antworten; zuvörderst, weil das verlorene Zeit wäre, und dann, weil ein Spieler, wenn er niemals ein Herz hat, eben so wenig jemals Witz hat, wenn er spielt.

Wenn er nicht spielt, so ist es dasselbe, er denkt daran zu spielen.

Der Spieler hat alle Tugenden seines Lasters. Er ist nüchtern, er ist geduldig, er ist unermüdlich. Ein Spieler, der mit einem Male zu Gunsten einer rechtschaffenen Leidenschaft, eines erhabenen Gefühles, die unglaubliche Energie sich wenden lassen könnte, die er zu dem Dienste des Spieles stellt, würde auf der Stelle einer der größten Männer der Welt werden. Niemals haben Cäsar, Hannibal oder Napoleon, selbst mitten in der Ausführung ihrer größten Thaten, eine der Kraft des gemeinsten Spielers gleiche Kraft gehabt. Der Ehrgeiz, die Liebe, die Sinne, das Herz, der Verstand, das Gehör, der Geruch, das Gefühl, kurz alle Lebenskräfte des Menschen vereinigen sich in einem einzigen Worte und zu einem einzigen Zwecke: zu spielen. Und man glaube nicht, daß der Spieler spielt, um zu gewinnen. Anfangs fängt er damit an, aber am Ende spielt er, um zu spielen, um Karten zu sehen, um Gold in den Händen zu haben, um jene außerordentlichen Gemüthsbewegungen zu empfinden, welche keinen Vergleich in irgend einer anderen Leidenschaft des Lebens haben, welche machen, daß vor dem Gewinne oder dem Verluste, diesen beiden Polen, von denen der Spieler mit der Schnelligkeit des Windes von dem einen zu dem andern geht, von denen der eine wie das Feuer brennt, von denen der andere wie das Eis erstarrt, welche machen, sagen wir, daß sein Herz in seiner Brust unter dem Verlangen oder der Wirklichkeit wie ein Pferd unter dem Sporne springt, wie ein Schwamm alle Kräfte

der Seele einsaugt, sie unterdrückt, sie zurückhält, und, wenn das Spiel gespielt, sie ungestüm um sich herum zurückwirft, um sie mit mehr Kraft wieder zu ergreifen.

Was die Leidenschaft des Spieles weit stärker als alle anderen macht, ist das, da sie niemals gestillt werden kann, sie niemals ermüdet werden kann. Es ist eine Geliebte, die sich immer verspricht, und die sich niemals hingiebt. Sie tödtet, aber sie ermüdet nicht.

Die Leidenschaft des Spieles ist die Hysterie des Mannes.

Für den Spieler ist Alles todt, Familie, Freunde, Vaterland. Sein Horizont ist die Karte oder die Kugel. Sein Vaterland ist der Stuhl, auf den er sich setzt, ist der grüne Teppich, auf den er sich stützt. Man verdamme ihn zum Roste wie den heiligen Laurentius, und man lasse ihn darauf spielen, so wette ich, daß er das Feuer nicht fühlt, und daß er sich nicht einmal umwendet.

Der Spieler ist schweigsam, die Sprache kann ihm zu Nichts dienen. Er spielt, er gewinnt, er verliert; er ist kein Mensch mehr, er ist eine Maschine. Warum sollte er sprechen?

Das Geräusch, welches in den Sälen stattfand, rührte demnach nicht von den Spielern her, sondern von den Croupiers, welche das Gold zusammenscharrten und die mit näselnder Stimme riefen:

— Faites vos jeux.

In diesem Augenblicke war Hoffmann kein Beobachter mehr, die Leidenschaft beherrschte ihn zu sehr, sonst

hätte er da eine Reihe merkwürdiger Studien zu machen gehabt.

Er schlich sich rasch unter die Spieler und gelangte an den Saum des Teppichs. Er befand sich da zwischen einem stehenden, mit einer Carmagnole bekleideten Manne, und einem Greise, welcher saß, und Berechnungen mit einem Bleistifte auf Papier machte.

Dieser Greis hatte sein Leben damit zugebracht, eine Martingale zu suchen, wandte seine letzten Tage dazu an sie in Ausübung zu bringen, und seine letzten Goldstücke, um sie scheitern zu sehen. Die Martingale ist unauffindbar, wie die Seele.

Zwischen den Köpfen aller dieser sitzenden und stehenden Männer erschienen Köpfe von Frauen, die sich auf ihre Schultern stützten, die in ihrem Golde wühlten, und die mit einer Geschicklichkeit ohne Gleichen, und indem sie nicht spielten, das Mittel fanden, von dem Gewinne der Einen und dem Verluste des Andern zu gewinnen.

Wenn man diese Schalen voll Gold und diese Pyramiden von Silber sah, so hätte man große Mühe gehabt, zu glauben, daß das allgemeine Elend so groß wäre, und daß das Gold so theuer zu stehen käme.

Der Mann in der Carmagnole warf ein Paquet Papiere auf eine Numer.

—Fünfzig Livres, sagte, er um sein Spiel zu melden.

—Was ist das? fragte der Croupier, indem er diese Papiere mit seinem Rechen an sich zog und sie mit den Fingerspitzen ergriff.

— Es sind Assignaten, antwortete der Mann.

— Sie haben kein anderes Geld als dieses da? äußerte der Croupier.

— Nein, Bürger.

— Dann können Sie einem Andern Platz machen.

— Warum?

— Weil wir das da nicht nehmen.

— Es ist das Geld der Regierung.

— Um so besser für die Regierung, wenn sie sich seiner bedient! wir wollen es nicht.

— Ah! schön! sagte der Mann, indem er seine Assignaten zurücknahm, das ist ein närrisches Geld, man kann es nicht einmal verlieren.

Und er entfernte sich, indem er seine Assignaten in seinen Händen zusammenballte.

— Faites vos jeux! rief der Croupier.

Wie wir wissen, war Hoffmann Spieler; aber dieses Mal kam er nicht wegen des Spiels, sondern wegen des Geldes.

Das Fieber, welches ihn verzehrte, ließ seine Seele in seinem Körper, wie das Wasser in einer Vase sieden.

— Hundert Thaler auf No. 26, rief er aus.

Der Croupier untersuchte das deutsche Geld, wie er die Assignaten untersucht hatte.

— Gehen Sie, es zu wechseln, sagte er zu Hoffmann, wir nehmen nur französisches Geld.

Hoffmann ging wie ein Wahnsinniger hinab, trat zu einem Wechsler ein, der zufällig ein Deutscher war, und

wechselte seine drei Hundert Thaler gegen Gold, das heißt, gegen ohngefähr vierzig Louisd'or.

Das Roulette hatte sich während dieser Zeit drei Male gedreht.

— Fünfzehn Louisd'or auf No. 26! rief er aus, indem er an den Tisch stürzte, und mit jenem unglaublichen Aberglauben der Spieler bei der Nummer stehen blieb, die er anfangs aus Zufall gewählt hatte, und weil es die war, welche der Mann mit den Assignaten hatte spielen wollen.

— Rien ne va plus! rief der Croupier aus.

Die Kugel drehte sich.

Der Nachbar Hoffmanns raffte zwei Hände voll Gold auf und warf sie in seinen Hut, den er zwischen seinen Beinen hielt, aber der Croupier zog die fünfzehn Louisd'or Hoffmanns und gar viele andere ein.

Es war No. 16, welche gewonnen hatte.

Hoffmann fühlte einen kalten Schweiß, der ihm wie ein Netz von Stahl die Stirn bedeckte.

— Fünfzehn Louisd'or auf No. 26! wiederholte er.

Andere Stimmen sagten andere Numern, und die Kugel drehte sich nochmals.

Dieses Mal war Alles der Bank. Die Kugel war in die Null gerollt.

— Zehn Louisd'or auf No. 26! murmelte Hoffmann mit erstickter Stimme; indem er sich hierauf eines andern besann, sagte er:

— Nein, nur neun; und er zog ein Goldstück wie-

der zurück, um sich ein letztes Spiel, eine letzte Hoffnung zu lassen.

Es war No. 30, welche gewann.

Das Gold zog sich von dem Teppiche zurück, wie die Fluth von dem Ufer während der Ebbe.

Hoffmann, dessen Herz stöhnte, und der durch das Klopfen der Pulse seines Gehirnes den spöttischen Kopf Arsénes und das traurige Gesicht Antonias sah, Hoffmann legte mit krampfhafter Hand seinen letzten Louisdor auf No. 26.

Das Spiel war in einer Minute gemacht.

— Rien ne va plus! rief der Croupier aus.

Hoffmann folgte mit glühenden Augen der Kugel, welche sich drehte, wie als ob es sein eigenes Leben gewesen wäre, das sich vor ihm gedreht hätte.

Plötzlich warf er sich zurück, indem er seinen Kopf in seine beiden Hände verbarg.

Er hatte nicht allein verloren, sondern er hatte auch keinen Heller mehr weder bei sich, noch zu Haus.

Eine Frau, welche sich dort befand, und die man eine Minute zuvor für zwanzig Franken hätte haben können, stieß einen Schrei grimmiger Freude aus, und raffte eine Hand voll Gold zusammen, welche sie gewonnen hatte.

Hoffmann hätte zehn Jahre seines Lebens für einen der Louisd'ors dieser Frau hingegeben.

Mit einer weit rascheren Bewegung, als der Gedanke, befühlte und durchsuchte er seine Taschen, wie um keinen Zweifel mehr über die Wirklichkeit zu behalten.

Die Taschen waren leer, aber er fühlte etwas rundes wie einen Thaler auf seiner Brust, und er ergriff es voller Ungestüm.

Es war das Medaillon Antonias, das er vergessen hatte.

—Ich bin gerettet! rief er aus, und er warf das goldene Medaillon als Aussatz auf No. 26.

XIX.

Das Medaillon.

Der Croupier nahm das goldene Medaillon und betrachtete es.

—Mein Herr, sagte er zu Hoffmann, denn in Nr. 113 nannte man sich noch mein Herr; mein Herr, geben Sie das zu verkaufen, wenn Sie wollen, und spielen Sie um Geld; aber ich sage Ihnen noch ein Mal, daß wir nur um gemünztes Gold oder Silber spielen.

Hoffmann ergriff sein Medaillon, und verließ ohne eine Sylbe zu sagen, den Spielsaal.

Während der Zeit, welche er bedurfte, um die Treppe hinabzugehen, summten gar viele Gedanken, gar viele Rathschläge, gar viele Ahnungen um ihn herum; aber er machte sich taub gegen alles dieses ungestüme Getöse und trat ungestüm zu dem Wechsler ein, der ihm einen Augenblick zuvor Gold für seine Thaler gegeben hatte.

Nachlässig auf seinen weiten ledernen Sessel gestützt, seine Brille auf die Spitze seiner Nase gesetzt, las der wackere Mann von einer niedrigen Lampe mit trüben Strahlen erleuchtet, mit denen sich der gelbe Schein der Goldstücke vereinigte, welche in ihren kupfernen Becken und von einem feinen Gitter von Eisendraht umgeben, schliesen, das mit kleinen Vorhängen von grüner Seide versehen und mit einer kleinen Thüre auf der Höhe des Tisches geschmückt war, welche Thüre nur die Hand durchließ.

Niemals hatte Hoffmann das Gold so sehr bewundert.

Er machte verwunderte Augen, wie als ob er in einen Sonnenstrahl getreten wäre, und dennoch hatte er bei dem Spiele mehr Gold gesehen, als er hier sah; aber, philosophischer Weise gesprochen, war es nicht dasselbe Gold. Es fand zwischen dem lärmenden, flüchtigen, bewegten Golde von Nr. 113, und dem ruhigen, ernsten, stummen Golde des Wechslers der Unterschied statt, welcher zwischen hohlen und geistlosen Schwätzern und Denkern voll Ueberlegung stattfindet. Man kann nichts Gutes mit dem Golde des Roulets oder der Karten anfangen, es gehört nicht dem, der es besitzt, sondern der, welcher es besitzt, gehört ihm an. Aus einer verderbten Quelle gekommen, muß es zu einem unreinen Ziele gehen. Es hat das Leben in sich, aber das schlechte Leben, und es hat Eile davon zu gehen, wie es gekommen ist. Es räth nur das Laster und thut nur das Gute, wenn es dasselbe thut, wider seinen Willen; es flößt vier Mal, zwanzig

Mal größere Wünsche ein, als es werth ist, und ein Mal besessen, scheint es, als ob es an Werth abnähme; kurz das Geld des Spieles hat, je nachdem man es gewinnt, oder sich nach ihm sehnt, je nachdem man es verliert, oder man es zusammenrafft, immer nur einen eingebildeten Werth. Bald stellt eine Hand voll Gold Nichts vor, bald enthält ein einziges Goldstück das Leben eines Menschen; während das Gold des Handels, das Gold des Wechslers, das Gold wie das, welches Hoffmann bei seinem Landsmanne zu suchen kam, wirklich den Preis werth ist, den es auf seiner Aufschrift trägt; es verläßt sein Nest von Kupfer nur gegen einen dem seinigen gleichen und selbst höheren Werth; es entehrt sich nicht, wie eine Buhlerin ohne Scham, ohne Vorzug, ohne Liebe, indem es aus der Hand des Einen in die Hand des Andern übergeht; es hat Achtung seiner selbst; sobald es den Wechsler verlassen hat, kann es sich verunreinigen, kann es in schlechte Gesellschaft gerathen, was es vielleicht that, bevor es dahin gekommen war, aber so lange als es dort ist, ist es achtbar und muß geachtet werden. Es ist das Bild des Bedürfnisses, und nicht der Laune. Man erwirbt es, man gewinnt es nicht; es wird nicht ungestümer Weise wie einfache Zahlpfennige von der Hand des Croupiers hingeworfen, es wird kunstmäßiger Weise Stück vor Stück, langsam von dem Wechsler und mit alle der Achtung gezählt, die ihm gebührt. Es ist schweigsam, und das ist seine große Beredtsamkeit; Hoffmann, in dessen Einbildungskraft ein Vergleich dieser Art nur einer Minute bedurfte, begann daher auch zu zittern, daß der

Wechsel ihm niemals so wirkliches Gold gegen sein Medaillon geben mögte. Er glaubte sich daher genöthigt, obgleich das ein Zeitverlust war, Einleitungen und Umschreibungen zu machen, um darauf zu kommen, was er wollte, um so mehr, da es kein Geschäft war, das er anzubieten kam, sondern ein Dienst, um den er den Wechsler zu bitten kam.

—Mein Herr, sagte er zu ihm, ich bin es, der so eben gekommen ist, um Thaler gegen Gold auszuwechseln.

—Ja, mein Herr, ich erkenne Sie, äußerte der Wechsler.

—Sie sind ein Deutscher, mein Herr?

—Ich bin von Heidelberg.

—Dort habe ich meine Studien gemacht.

—Welch reizende Stadt!

Während dieser Zeit kochte Hoffmanns Blut. Es schien ihm, als ob jede Minute, welche er diesem abgedroschenen Gespräche widmete, ein Jahr seines Lebens wäre, das er verlöre.

Er begann daher lächelnd wieder:

—Ich habe gedacht, daß Sie als Landsmann wohl so gefällig sein würden, mir einen Dienst zu erzeigen.

—Welchen? fragte der Wechsler, dessen Gesicht sich verfinsterte. Der Wechsler borgt nicht mehr, als die Ameise.

—Nämlich mir drei Louisd'or auf dieses Medaillon zu borgen.

Und zu gleicher Zeit reichte Hoffmann dem Handels-

manne das Medaillon, der, indem er es in eine Waage legte, es wog.

—Würden Sie es nicht lieber verkaufen? fragte der Wechsler.

—O! nein, rief Hoffmann aus, nein, es ist wohl schon genug, es zu verpfänden; ich mögte Sie sogar bitten, mein Herr, wenn Sie mir den Dienst erzeigen, das Medaillon mit der größten Sorgfalt aufheben zu wollen, denn ich halte mehr darauf, als auf mein Leben, und ich werde es morgen früh wieder abzuholen kommen; es bedarf eines Umstandes wie der, in welchem ich mich befinde, daß ich es verpfände.

— Dann will ich Ihnen drei Louisd'or leihen, mein Herr.

Und der Wechsler nahm mit alle dem Ernste, dem er einer solchen Handlung schuldig zu sein glaubte, drei Louisd'or, und zählte sie vor Hoffmann auf.

—O! ich danke, mein Herr, ich danke Tausend Mal! rief der Dichter aus, und indem er sich der drei Goldstücke bemächtigte, verschwand er.

Der Wechsler nahm schweigend seine Lecture wieder vor, nachdem er das Medaillon in eine Ecke seiner Schublade gelegt hatte.

Dieser Mann hätte nicht den Einfall gehabt, sein Gold gegen das Gold der Nr. 113 zu wagen.

Der Spieler ist so nahe daran ruchlos zu werden, daß Hoffmann, als er sein erstes Goldstück auf Nr. 26 warf, denn er wollte sie nur eines nach dem andern wagen, den Namen Antonia aussprach.

So lange als die Kugel sich drehte, hatte Hoffmann keine Gemüthsbewegungen, irgend Etwas sagte ihm, daß er gewinnen würde.

Die Nr. 26 gewann.

Hoffmann zog strahlend sechs und dreißig Louisd'or ein.

Das erste, was er that, war drei davon in seine Uhrtasche zu stecken, um sicher zu sein das Medaillon seiner Braut wieder einzulösen, deren Namen er augenscheinlich diesem ersten Gewinne verdankte. Er ließ drei und dreißig Louisd'or auf derselben Nummer stehen, und dieselbe Nummer gewann wieder. Es waren also sechs und dreißig Mal drei und dreißig Louisd'or, welche er gewann, das heißt eilf Hundert acht und achtzig Louisd'or, das heißt mehr als fünf und zwanzig Tausend Franken.

Nun spielte Hoffmann, indem er mit vollen Händen aus dem gefüllten Pactolus schöpfte, auf den Zufall hin mit einer endlosen Verblendung. Bei jedem Satze, den er spielte, wuchs der Haufen seines Gewinnes gleich einem plötzlich aus dem Wasser hervortretenden Berge.

Er hatte Gold in seinen Taschen, in seinem Rocke, in seiner Weste, in seinem Hute, in seinen Händen, auf dem Tische, kurz überall. Das Gold floß vor ihm aus der Hand des Croupiers, wie das Blut aus einer weiten Wunde. Er war der Jupiter aller Anwesenden Danaës und der Kassirer aller unglücklichen Spieler geworden.

Er verlor auf diese Weise wohl an zwanzig Tausend Franken.

Indem er endlich, als er genug zu haben glaubte,

alles Gold zusammenraffte, das er vor sich hatte, entfloh er, alle Anwesenden staunten voll Bewunderung und Neid ihm nach, und eilte in der Richtung von Arsénes Hause davon.

Es war ein Uhr Morgens, aber das kümmerte ihn wenig; da er mit einer solchen Summe kam, meinte er, daß er zu jeder Stunde der Nacht kommen könnte, und daß er immer willkommen sein würde.

Er machte sich eine Freude daraus, mit alle diesem Golde den schönen Körper zu bedecken, der sich vor ihm entschleiert hatte, und der, vor seiner Liebe Marmor geblieben, sich wie die Statue des Prometheus vor seinem Reichthume beseelen würde, als er ihre wahre Seele gefunden hatte.

Er wollte zu Arséne eintreten, seine Taschen bis auf sein letztes Goldstück leeren und ihr sagen: Jetzt liebe mich; dann würde er am folgenden Morgen wieder gehen, um, wenn es möglich wäre, dem Andenken dieses fieberhaften und heftigen Traumes zu entrinnen.

Er klopfte an die Thüre Arsénes wie ein Herr, der nach Hause kömmt.

Die Thüre ging auf.

Hoffmann eilte auf die Treppe zu.

— Wer da? rief die Stimme des Pförtners.

Hoffmann antwortete nicht.

— Wo gehen Sie hin, Bürger? wiederholte dieselbe Stimme, und ein Schatten, der gekleidet war, wie es die Schatten des Nachts sind, kam aus der Pförtnerstube und eilte Hoffmann nach.

Zu jener Zeit wußte man gern, wer ausging, und besonders wer eintrat.

—Ich gehe zu Mademoiselle Arsène, antwortete Hoffmann, indem er dem Pförtner drei oder vier Louisd'or zuwarf, für welche er eine Stunde früher seine Seele hingegeben hätte.

Diese Art sich auszudrücken, gefiel dem Dienstwilligen.

—Mademoiselle Arséne ist nicht mehr hier, mein Herr, antwortete er, indem er mit Recht dachte, daß man das Wort Herr an die Stelle des Wortes Bürgers treten lassen müßte, wenn man mit einem Manne zu thun hätte, der eine so freigebige Hand hatte. Ein Mann, welcher verlangt, kann sagen: Bürger; aber Jemand, der empfängt, kann nur sagen: Mein Herr.

—Wie! rief Hoffmann aus, Arséne ist nicht mehr hier?

—Nein, mein Herr.

—Sie wollen sagen, daß sie heute Abend nicht nach Hause gekommen ist.

—Ich will sagen, daß sie nicht mehr nach Hause kommen wird.

—Wo ist sie dann?

—Ich weiß es nicht.

—Mein Gott! mein Gott! äußerte Hoffmann, und er nahm seinen Kopf in seine beiden Hände, wie um seinen Verstand zurückzuhalten, den er im Begriffe stand, zu verlieren. Alles, was ihm seit einiger Zeit begegnete, war so sonderbar, daß er sich mit jedem Augenblicke sagte:

Nun denn, da ist der Moment, wo ich wahnsinnig werden werde!

—Sie wissen also die Neuigkeit nicht? begann der Pförtner wieder.

—Welche Neuigkeit?

—Herr Danton ist verhaftet worden.

—Wann?

—Gestern. Herr Robespierre ist es, der das gethan hat. Was für ein großer Mann der Bürger Robespierre ist!

—Nun denn?

—Nun denn! Mademoiselle Arséne ist gezwungen gewesen zu entfliehen, denn als Maitresse Dantons hätte sie bei dieser ganzen Angelegenheit compromittirt sein können.

—Das ist richtig. Aber, wie ist sie entflohen?

—Wie man flieht, wenn man sich fürchtet den Kopf zu verlieren, ganz gerade aus.

—Ich danke, mein Freund, ich danke, äußerte Hoffmann, und er verschwand, nachdem er noch einige Goldstücke in der Hand des Pförtners zurückgelassen hatte.

Als er auf der Straße war, fragte sich Hoffmann, was aus ihm werden, und wozu ihm jetzt all sein Gold dienen würde; denn, wie man sich wohl denken wird, fiel ihm eben so wenig der Gedanke ein, daß er Arséne wiederfinden könnte, als der nach Haus zurückzukehren und auszuruhen.

Er begann daher gleichfalls gerade aus zu gehen, indem er das Pflaster der traurigen Straßen unter den Ab-

sätzen seiner Stiefel erschallen ließ, und ganz wachend in seinem schmerzlichen Traume ging.

Die Nacht war kalt, die Bäume waren entlaubt und zitterten in dem Nachtwinde wie Fieberkranke, die ihr Bett verlassen haben, und deren Fieber die abgemagerten Glieder schüttelt.

Der Rauhreif peitschte das Gesicht des nächtlichen Wanderers, und kaum durchbrach von Zeit zu Zeit in den Häusern, welche ihre Masse mit dem dunkeln Himmel vereinigten, ein erleuchtetes Fenster die Finsterniß.

Diese kalte Luft that ihm indessen wohl. Seine Seele beruhigte sich allmählig bei diesem schnellen Laufe, und wenn man sich so ausdrücken darf, seine moralische Gährung verflüchtigte sich. In einem Zimmer wäre er erstickt, dann würde er dadurch, daß er immer weiter ging, vielleicht Arséne begegnen; wer weiß? als sie entfloh, hatte sie vielleicht bei dem Verlassen ihres Hauses denselben Weg eingeschlagen, als er.

So ging er dem einsamen Boulevard entlang, ging über die Straße Royale, wie als ob in Ermangelung seiner Augen, welche nicht sahen, seine Füße von selbst den Ort erkannt hätten, wo er wäre; er erhob den Kopf und blieb stehen, als er bemerkte, daß er geraden Weges nach dem Revolutionsplatze zuginge, nach diesem Platze, nach welchem er geschworen hatte niemals zurückzukehren.

So dunkel der Himmel auch war, so zeigte sich doch ein noch weit dunklerer Schatten auf dem wie Tinte schwarzen Horizonte; das war der Schatten der gräßlichen Ma-

schine, deren von Blut feuchten Rachen der Nachtwind trocknete, und die in Erwartung ihrer täglichen Lieferung schlief.

Hoffmann wollte diesen Platz während des Tages nicht wiedersehen; wegen des Blutes, das auf ihm floß, wollte er sich nicht mehr auf ihm befinden; aber die Nacht, das war nicht mehr dasselbe; es war für den Dichter, bei dem trotz Allem der poetische Instinct ohne Unterlaß wachte, ein Interesse vorhanden, das unheilbringende Gerüst, dessen blutiges Bild sich zu dieser Stunde gar vielen vorstellen mußte, in dem Schweigen der Nacht und in der Dunkelheit zu sehen und mit dem Finger zu berühren.

Welch schöneren Kontrast gab es bei dem Verlassen des lärmenden Spielsaales, als diesen öden Platz, dessen ewiger Gast das Schaffot war! Nach dem Schauspiele des glühenden Lebens, überrascht in Mitte seiner leidenschaftlichsten Regungen und seiner größten Mißbräuche: das Schauspiel des Todes, der Verlassenheit, der Gefühllosigkeit!

Hoffmann ging daher wie von einer magnetischen Kraft angezogen nach der Guillotine.

Plötzlich und fast ohne zu wissen, wie das geschehen war, befand er sich ihr gegenüber.

Der Wind pfiff in den Brettern.

Hoffmann faltete seine Hände auf seiner Brust und betrachtete.

Wie viele Gedanken mußten in dem Geiste dieses Mannes entstehen, der, die Taschen voll Gold und mit

der Erwartung einer Nacht der Wollust, diese Nacht einsamer Weise einem Schaffotte gegenüber zubrachte!

Es schien ihm in Mitte seiner Gedanken, als ob eine menschliche Klage sich mit den Klagen des Windes vereinigte.

Er neigte den Kopf vor und horchte.

Die Klage erneuerte sich, indem sie nicht aus der Ferne, sondern von unten herkam.

Hoffmann blickte um sich und sah Niemand.

Indessen gelangte ein drittes Stöhnen bis zu ihm.

—Man sollte glauben, daß es eine Frauenstimme wäre, murmelte er, und man könnte sagen, daß diese Stimme unter dem Schaffotte herkäme.

Indem er sich nun bückte, um besser zu sehen, begann er die Runde um die Guillotine zu machen. Als er vor der schrecklichen Treppe vorbeikam, stieß sein Fuß an irgend Etwas; er streckte die Hände aus und berührte ein Wesen, das, ganz schwarz gekleidet, auf den ersten Stufen dieser Treppe saß.

—Wer sind Sie, fragte Hoffmann, Sie, die Sie des Nachts an einem Schaffotte schlafen?

Und zu gleicher Zeit knieete er nieder, um das Gesicht derer zu sehen, welche er anredete.

Aber sie rührte sich nicht, und die Ellbogen auf ihre Kniee gestützt, ließ sie ihren Kopf in ihren Händen ruhen.

Trotz der Kälte der Nacht, hatte sie fast ganz bloße Schultern, und Hoffmann konnte eine schwarze Linie sehen, welche ihren weißen Hals umgab.

Diese Linie war ein Halsband von Sammet.

—Arséne! rief er aus.

—Nun denn! ja, Arséne, murmelte mit seltsamer Stimme die sitzende Frau, indem sie den Kopf erhob und Hoffmann anblickte.

XX.

Ein Hotel der Straße Saint-Honoré.

Hoffmann wich entsetzt zurück; trotz der Stimme, trotz dem Gesicht, zweifelte er noch. Aber indem sie den Kopf wieder erhob, ließ Arséne ihre Hände auf ihre Kniee sinken, und indem sie ihren Hals freimachten, ließen ihre Hände die seltsame Spange von Diamanten sehen, welche die beiden Enden des Halsbandes von Sammet vereinigten, und die in der Nacht funkelte.

—Arséne, Arséne? wiederholte Hoffmann.

Arséne stand auf.

—Was machen Sie hier zu dieser Stunde? fragte der junge Mann. Wie! In dieses graue Kleid gekleidet! Wie! mit bloßen Schultern!

—Er ist gestern verhaftet worden, sagte Arséne, man ist gekommen, um auch mich zu verhaften, ich bin entflohen wie ich war, und als ich heute Nacht um eilf Uhr

mein Zimmer zu klein und mein Bett zu kalt fand, habe ich es verlassen und bin hierher gekommen.

Diese Worte waren mit einem seltsamen Ausdrucke, ohne Geberden, ohne Betonung gesagt, sie kamen aus einem bleichen Munde, der sich wie durch eine Feder öffnete und schloß; man hätte glauben können, es sei ein Automat, welcher spräche.

—Aber, rief Hoffmann aus, Sie können hier nicht bleiben?

—Wo sollte ich hingehen? — Ich will dorthin, von wo ich komme, erst so spät als möglich zurückkehren; ich habe zu kalt gehabt.

Dann kommen Sie mit mir, rief Hoffmann aus.

— Mit Ihnen! äußerte Arséne.

Und es schien dem jungen Manne, bei dem Scheine der Sterne als ob aus diesem finsteren Auge ein verächtlicher Blick gleich dem auf ihn fiele, von dem er bereits in dem reizenden Boudoir der Straße Hannover vernichtet worden war.

—Ich bin reich, ich habe Gold, rief Hoffmann aus.

Das Auge der Tänzerin schleuderte einen Blitz.

—Gehen wir, sagte sie, aber wohin?

—Wohin!

In der That, wohin sollte Hoffmann diese Frau des Luxus und der Sinnlichkeit führen, welche, wenn sie die magischen Palläste und die bezauberten Gärten der Oper verlassen hatte, gewohnt war auf persischen Teppichen zu gehen und sich in indische Cachemirs zu hüllen.

Gewiß konnte er sie nicht in sein kleines Studenten-

zimmer führen; sie hätte sich dort eben so sehr beengt und eben so kalt gefühlt, als in der unbekannten Wohnung, von der sie so eben sprach, und in die zurückzukehren sie so sehr zu fürchten schien.

— Wohin, in der That? fragte Hoffmann, ich kenne Paris nicht.

—Ich will Sie führen, sagte Arséne.

—O! Ja, ja, rief Hoffmann aus.

—Folgen Sie mir, sagte die junge Frau.

Und mit demselben steifen und automatischen Gange, welcher nichts mit jener entzückenden Geschmeidigkeit gemein hatte, die Hoffmann an der Tänzerin bewundert, begann sie ihm vorauszugehen.

Es fiel dem jungen Manne nicht ein, ihr den Arm zu bieten; er folgte ihr.

Arséne schlug die Straße Royal ein, welche man zu jener Zeit die Straße der Revolution nannte, wandte sich zur Rechten in die Straße Saint-Honoré, welche man ganz kurz Straße Honoré nannte, und indem sie vor der Façade eines prachtvollen Hotels stehen blieb, klopfte sie an.

Die Thür ging sogleich auf.

Der Pförtner blickte Arséne voll Erstaunen an.

—Sprechen Sie, sagte sie zu dem jungen Manne, oder sie werden mich nicht eintreten lassen, und ich wäre genöthigt zurückzukehren und mich an den Fuß der Guillotine zu setzen.

—Mein Freund, sagte Hoffmann hastig, indem er zwischen die junge Frau und den Pförtner trat, als ich durch die Champs-Elysées ging, habe ich um Hilfe ru-

fen hören; ich bin zu rechter Zeit herbeigeeilt, um zu verhindern, daß Madame ermordet würde, aber zu spät, um zu verhindern, daß sie beraubt würde. Geben Sie mir schnell Ihr bestes Zimmer; lassen Sie darin ein großes Feuer anzünden und ein gutes Abendessen anrichten. Hier ist ein Louisd'or für Sie.

Und er warf einen Louisd'or auf den Tisch, auf welchem die Lampe stand, von der alle Strahlen sich auf dem funkelnden Gesichte Ludwigs des XV. zusammen zu ziehen schienen.

Ein Louisd'or war eine große Summe zu jener Zeit, er stellte 925 Franken in Assignaten vor.

Der Pförtner nahm seine schmutzige Mütze ab und schellte. Ein Aufwärter eilte bei diesem Schellen des Pförtners herbei.

— Schnell, schnell, ein Zimmer! Das schönste des Hotels für den Herrn und für Madame.

— Für den Herrn und für Madame? erwiderte der Aufwärter erstaunt, indem er abwechselnd seinen Blick auf das mehr als einfache Kostüm Hoffmanns und auf das mehr als leichte Kostüm Arsénes warf.

— Ja, sagte Hoffmann, das beste, das schönste; daß es besonders gut geheizt und erleuchtet ist; hier ist ein Louisd'or für Sie.

Der Aufwärter schien demselben Einflusse als der Pförtner zu unterliegen, bückte sich vor dem Louisd'or und indem er eine große, wegen der späten Stunde der Nacht nur halb erleuchtete Treppe zeigte, auf deren Stu-

fen aber mit einem zu jener Zeit außerordentlichen Luxus ein Teppich ausgebreitet war, sagte er:

— Gehen Sie hinauf, und warten Sie an der Thüre von No 3.

Hierauf verschwand er im Laufe.

Auf der ersten Stufe der Treppe blieb Arséne stehen.

Die leichte Sylphide schien eine unüberwindliche Schwierigkeit zu empfinden den Fuß zu erheben.

Man hätte glauben können, daß ihre leichten Atlasschuhe Sohlen von Blei hätten.

Hoffmann bot ihr den Arm.

Arséne stützte ihre Hand auf den Arm, den ihr der junge Mann bot, und obgleich er den Druck der Hand der Tänzerin nicht fühlte, fühlte er doch die Kälte, welche sich von diesem Körper dem seinigen mittheilte.

Dann stieg Arséne mit einer gewaltsamen Anstrengung die erste Stufe und allmählig die andern hinauf, aber jede Stufe entriß ihr einen Seufzer.

— O! Arme Frau, murmelte Hoffmann, wie Sie müssen gelitten haben!

— Ja, ja, antwortete Arséne, sehr . . . Ich habe sehr gelitten.

Sie gelangten an die Thüre von Nr. 3.

Aber fast zugleich mit ihnen kam der Aufwärter, welcher eine wahre Gluth trug; er schloß die Thüre des Zimmers auf, und in einem Augenblicke entflammte sich das Kamin und die Kerzen zündeten sich an.

— Sie müssen Hunger haben? fragte Hoffmann.

— Ich weiß nicht, antwortete Arséne.

—Das beste Abendessen, das man uns geben kann, Aufwärter, sagte Hoffmann.

—Mein Herr, bemerkte der Aufwärter, man sagt nicht mehr Aufwärter, sondern Dienstwilliger. Uebrigens bezahlt der Herr so gut, daß er sagen kann wie er will.

Hierauf, entzückt über den Spaß, verließ er das Zimmer, indem er sagte:

—In fünf Minuten das Abendessen!

Als die Thür hinter dem Dienstwilligen wieder verschlossen war, warf Hoffmann die Augen begierig auf Arséne.

Sie hatte solche Eile sich dem Feuer zu nähern, daß sie sich nicht die Zeit genommen hatte einen Sessel an das Kamin zu ziehen; sie hatee sich nur an die Ecke des Heerdes in derselben Stellung gekauert, in welcher Hoffmann sie vor der Guillotine gefunden hatte, und dort, ihre Ellbogen auf ihren Knieen, schien sie damit beschäftigt, mit ihren beiden Händen ihren Kopf auf ihren Schultern gerade zu erhalten.

—Arséne! Arséne! sagte der junge Mann, ich habe Dir gesagt, daß ich reich wäre, nicht wahr? Sieh, und Du wirst sehen, daß ich Dich nicht belogen habe.

Hoffmann begann damit seinen Hut auf dem Tische umzukehren; der Hut war voll Doppellouisd'or und Louisd'or, und sie rollten aus dem Hute auf den Marmor mit jenem Klange von Gold, der so ausgezeichnet und so leicht von jedem andern Klange zu unterscheiden ist.

Dann leerte er nach dem Hute seine Taschen, und

eine nach der andern gaben die unermeßliche Beute von sich, die er im Spiele gemacht hatte.

Ein Haufen von beweglichem und glänzendem Golde häufte sich auf dem Tische auf.

Bei diesem Klange schien sich Arsène zu beleben; sie wandte den Kopf um, und das Gesicht schien die von dem Gehöre wieder begonnene Auferstehung zu vollenden.

Sie stand auf, immer noch steif und regungslos, — aber ihre bleiche Lippe lächelte, — aber ihre gläsernen Augen schleuderten, indem sie sich erleuchteten, Strahlen, die sich mit denen des Goldes kreuzten.

— O! sagte sie, — Alles das gehört Dir?

— Nein, nicht mir, sondern Dir, Arsène.

— Mir! äußerte die Tänzerin.

Und sie tauchte ihre bleichen Hände in den Haufen von Metall.

Die Arme des jungen Mädchens verschwanden bis an den Ellbogen.

Nun schien diese Frau, deren Leben das Gold gewesen war, bei der Berührung des Goldes das Leben wieder anzunehmen.

— Mir! sagte sie, mir! und sie sprach diese Worte mit einem bebenden und metallischen Klange aus, der sich auf eine unglaubliche Weise mit dem Klappern der Louis-d'ors vereinigte.

Zwei Aufwärter traten ein, die einen ganz gedeckten Tisch trugen, den sie beinahe fallen ließen, als sie diesen Haufen von Reichthümern erblickten, in welchem die krampfhaften Hände des jungen Mädchens wühlten.

—Es ist gut, sagte Hoffmann, Champagner, und lassen Sie uns allein.

Die Aufwärter brachten mehre Flaschen Champagner und zogen sich zurück.

Hinter ihnen verschloß Hoffmann die Thüre, welche er verriegelte.

Hierauf kehrte er mit vor Verlangen glühenden Augen zu Arséne zurück, die er an dem Tische wiederfand, wo sie fortfuhr, nicht aus der Verjüngungsquelle, sondern aus jener Quelle des Pactolus Leben zu schöpfen.

—Nun denn? fragte er sie.

—Das Gold ist etwas Schönes! sagte sie, es war lange her, daß ich keines berührt hatte.

—Nun denn! komm zum Abendessen, äußerte Hoffmann, und nachher, Danaë wirst Du Dich ganz nach Deinem Gefallen in dem Golde baden, wenn Du willst.

Und er zog sie nach dem Tische.

—Mich friert! sagte sie.

Hoffmann blickte um sich; die Fenster und das Bett waren mit rothem Damast behangen; er riß einen Vorhang von dem Fenster ab, und gab ihn Arséne.

Arséne hüllte sich in den Vorhang, der sich von selbst wie die Falten eines alterthümlichen Mantels zu legen schien, und unter dieser rothen Draperie verdoppelte sich der Charakter ihres bleichen Kopfes.

Hoffmann hatte fast Furcht.

Er setzte sich an den Tisch, schenkte sich ein, und trank zwei bis drei Gläser Champagner hintereinander

Nun schien es ihm, als ob eine leichte Röthe in Arsénes Augen stiege.

Er schenkte ihr gleichfalls ein, und auch sie trank.

Hierauf wollte er sie essen lassen; aber sie schlug es aus, und als Hoffmann in sie drang, sagte sie:

— Ich würde nicht schlucken können.

— Dann laß uns trinken.

Sie reichte ihr Glas hin.

— Ja, trinken wir.

Hoffmann hatte zugleich Hunger und Durst; er aß und trank.

Er trank besonders; er fühlte, daß er Kühnheit nöthig hätte; nicht etwa, daß Arséne, wie in ihrem Hause, geneigt schien, ihm entweder durch die Kraft oder durch die Geringschätzung Widerstand zu leisten, sondern weil irgend etwas Eisiges aus dem Körper der schönen Tischgenossin ausströmte.

In dem Maße, als er trank, belebte sich, zum mindesten in seinen Augen, Arséne; nur, wenn Arséne gleichfalls ihr Glas leerte, so rollten einige rosige Tropfen aus dem unteren Theile des Halsbandes von Sammet auf den Busen der Tänzerin.

Hoffmann sah, ohne zu begreifen, dann, indem er etwas Schreckliches und Geheimnißvolles darunter fühlte, bekämpfte er seinen inneren Schauder, indem er die Toaste vervielfältigte, die er auf die schönen Augen, auf den schönen Mund, anf die schönen Hände der Tänzerin ausbrachte.

Sie that ihm Bescheid, indem sie eben so viel trank,

als er, und sich, nicht durch den Wein, den sie trank, sondern durch den Wein, den Hoffmann trank, zu beleben schien.

Plötzlich rollte ein Feuerbrand aus dem Kamine.

Hoffmann folgte der Richtung des Feuerbrandes mit den Augen, der erst anhielt, als er den nackten Fuß Arsénes begegnete.

Ohne Zweifel um sich zu wärmen, hatte Arséne ihre Schuhe und ihre Strümpfe ausgezogen; ihr kleiner marmorweißer Fuß ruhte auf dem Marmor des Kamins, der gleichfalls weiß wie der Fuß war, und mit ihm nur eines auszumachen schien.

Hoffmann stieß einen Schrei aus.

—Arséne, Aeséne! sagte er, nehmen Sie Sich in Acht!

—Wovor? fragte die Tänzerin.

—Dieser Feuerbrand . . . dieser Feuerbrand, der Ihren Fuß berührt . . .

Und er bedeckte in der That den Fuß Arsénes zur Hälfte.

—Nehmen Sie ihn weg, sagte sie ruhig.

Hoffmann bückte sich, nahm den Feuerbrand weg, und bemerkte voller Entsetzen, daß nicht die Kohlen den Fuß des jungen Mädchens verbrannt hätten, — sondern daß der Fuß des jungen Mädchens die Kohlen ausgelöscht hätte.

—Trinken wir! sagte er.

—Trinken wir! sagte Arséne.

Und sie reichte ihr Glas hin.

Die zweite Flasche wurde geleert.

Hoffmann fühlte indessen, daß die Trunkenheit des Weines ihm nicht genügte.

Er erblickte ein Piano.

— Gut! . . . rief er aus. Er hatte das Mittel eingesehen, welches ihm die Trunkenheit der Musik böte.

Er stürzte auf das Piano zu.

Nun entstand unter seinen Fingern ganz natürlicher Weise die Melodie, nach welcher Arséne in dem Ballette der Oper Paris tanzte, als er sie zum ersten Male gesehen hatte.

Nur schien es Hoffmann, daß die Saiten des Pianos von Stahl wären.

Das Instrument gab für sich allein einen Ton wie den eines ganzen Orchesters von sich.

— Ah! äußerte Hoffmann, das lasse ich mir gefallen!

Er hatte in diesem Geräusche die Trunkenheit gefunden, welche er suchte; Arséne stand gleichfalls bei den ersten Accorden auf.

Diese Accorde schienen ihre ganze Person wie mit einem Feuernetze zu umhüllen.

Sie warf den Vorhang von rothem Damast von sich, und, wie sonderbar, wie eine zaubrische Verwandlung auf der Bühne vor sich geht, ohne daß man weiß durch welches Mittel, so war eine Verwandlung an ihr vorgegangen, und statt ihres grauen Kleides, statt ihrer von Schmuck entblößten Schultern, erschien sie wieder in dem

Kostume der Flora, ganz mit Blumen bedeckt, ganz dunstig von Gaze, ganz bebend vor Wollust.

Hoffmann stieß einen Schrei aus, indem er dann die Energie verdoppelte, schien er aus dieser, ganz unter ihren Stahlfiebern bebenden Brust des Klaviers eine höllische Kraft sprühen zu lassen.

Nun verwirrte dieselbe Luftspiegelung wieder den Geist Hoffmanns.

Diese hüpfende Frau, welche sich stufenweise beseelt hatte, wirkte auf ihn mit einer unwiderstehlichen Anziehungskraft. Sie hatte zum Schauplatze den ganzen Raum genommen, der das Piano von dem Alkoven trennte, und auf dem rothen Grunde des Vorhanges trat sie wie eine Erscheinung der Hölle hervor. Jedes Mal, daß sie aus dem Hintergrunde zu Hoffmann zurückkehrte, erhob sich Hoffmann auf seinem Stuhl; jedes Mal, wenn sie sich nach dem Hintergrunde entfernte, fühlte sich Hoffmann ihr nachgezogen. Endlich, ohne daß Hoffmann begriff, wie sich die Sache zutrüge, änderte sich der Tact unter seinen Fingern; er spielte nicht mehr die Melodie, welche er gehört hatte, sondern es war ein Walzer; dieser Walzer war der Sehnsuchtswalzer von Beethoven; er hatte sich wie ein Ausdruck seines Gedankens unter seine Finger gelegt. Arsène hatte gleichfalls den Tact gewechselt; sie drehte sich Anfangs um sich selbst; indem sie hierauf allmählig den Kreis erweiterte, den sie beschrieb, näherte sie sich Hoffmann; Hoffmann fühlte sie athemlos kommen, fühlte sie sich nähern; er sah ein, daß sie ihn bei dem letzten Kreise berühren, und daß er dann gezwungen

sein würde, gleichfalls aufzustehen und Theil an diesem glühenden Walzer zu nehmen. Es waltete bei ihm zugleich Verlangen und Entsetzen ob. Endlich streckte Arsène im Vorüberkommen die Hand aus und berührte ihn mit den Fingerspitzen. Hoffmann stieß einen Schrei aus, sprang auf, wie als ob ein electrischer Funke ihn berührt hätte, stürzte der Tänzerin nach, holte sie ein, umschlang sie mit seinen Armen, indem er die in der Wirklichkeit unterbrochene Melodie in seinem Geiste fortsetzte, diesen Körper, der seine Elasticität wieder angenommen hatte, an sein Herz drückte, die Blicke ihrer Augen, den Hauch ihres Mundes einsog, wobei er mit seinem Athem diesen Hals, diese Schultern, diese Arme verschlang, sich nicht mehr in einer einzuathmenden Luft, sondern in einer Flammen-Atmosphäre drehte, welche, bis in die Tiefe der Brust der beiden Walzenden dringend, sie am Ende athemlos und in der Ohnmacht der Raserei auf das Bett warf, das sie erwartete.

Als Hoffmann am folgenden Morgen erwachte, war einer jener bleichen Wintertage von Paris angebrochen, und warf sein Licht durch den von dem Fenster abgerissenen Vorhang bis auf das Bett. Er blickte um sich, indem er nicht wußte, wo er wäre, und fühlte, daß eine leblose Masse auf seinem linken Arme lastete. Er neigte sich nach der Seite, wo die Erstarrung sein Herz erreichte, und erkannte neben ihm liegend, nicht mehr die schöne Tänzerin der Oper, sondern das bleiche junge Mädchen des Revolutionsplatzes.

Nun erinnerte er sich an Alles, zog unter diesem

steifgewordenen Körper seinen erstarrten Arm hervor, und als er sah, daß dieser Körper regungslos blieb, ergriff er einen Armleuchter, auf welchem noch fünf Kerzen brannten, und bei dem doppelten Scheine des Tageslichts und der Kerzen bemerkte er, daß Arséne ohne Bewegung, bleich und mit geschlossenen Augen dalag.

Sein erster Gedanke war, daß die Ermüdung stärker als die Liebe, als das Verlangen, als der Wille gewesen wäre, und daß das junge Mädchen in Ohnmacht gesunken sei. Er ergriff ihre Hand, ihre Hand war eisig; er suchte das Klopfen ihres Herzens, ihr Herz schlug nicht mehr.

Nun stieg ein gräßlicher Gedanke in seinem Geiste auf; er hing sich an die Schnure einer Schelle, die in seinen Händen riß, indem er hierauf nach der Thüre zueilte, machte er sie auf, und stürzte die Stufen der Treppe mit dem Ausrufe hinab:

— Zu Hilfe! zu Hilfe!

Ein kleiner schwarzer Mann ging gerade in derselben Minute die Treppe hinauf, als Hoffmann hinabging. Er erhob den Kopf, Hoffmann stieß einen Schrei aus, er hatte den Arzt der Oper erkannt.

— Ah! Sie sind es, mein lieber Herr, sagte der Doctor, indem er Hoffmann gleichfalls erkannte, was gibt es denn und warum aller dieser Lärm?

— O! kommen Sie, kommen Sie, sagte Hoffmann, indem er sich nicht die Mühe nahm, dem Arzte das zu erklären, was er von ihm erwartete, und in der Hoffnung, daß der Anblick der leblosen Arséne mehr Eindruck auf den Doctor machen würde, als alle seine Worte. — Kommen Sie!

Und er zog ihn in das Zimmer.

Indem er ihn hierauf mit der einen Hand nach dem Bette drängte, während er mit der andern den Armleuchter ergriff, den er dem Gesichte Arsénes näherte, sagte er:

— Da, sehen Sie!

Aber weit davon entfernt, daß der Arzt erschreckt schien, sagte er:

— Ah! das ist schön von Ihnen, junger Mann, das ist schön von Ihnen, diese Leiche zurückgekauft zu haben, damit sie nicht in der gemeinsamen Gruft vermoderte. Sehr schön! junger Mann, sehr schön!

— Diese Leiche . . . murmelte Hoffmann, zurückgekauft . . . die gemeinsame Gruft . . . was sagen Sie denn da, mein Gott!

— Ich sage, daß unsere arme Arséne, gestern Morgen um acht Uhr verhaftet, gestern Nachmittag um zwei Uhr verurtheilt, und gestern Abend um vier Uhr hingerichtet worden ist.

Hoffmann glaubte, daß er wahnsinnig werden würde; er packte den Doctor bei der Gurgel.

— Gestern um vier Uhr hingerichtet! rief er aus, indem er selbst erstickte, Arséne hingerichtet!

Und er brach in Gelächter aus, aber in ein so sonderbares, so schneidendes, so außer allen Veränderungen des menschlichen Gelächters liegendes Lachen, daß der Doctor fast erschreckt die Augen auf ihn heftete.

— Zweifeln Sie daran? fragte er.

— Wie! rief Hoffmann aus, ob ich daran zweifle. Ich glaube es wohl. Ich habe heute Nacht mit ihr gegessen, mit ihr gewalzt, bei ihr geschlafen.

—Dann ist es ein sonderbarer Fall, den ich in den Jahrbüchern der Arzneikunde niederlegen werde, sagte der Doctor, und Sie werden dieses Protocoll unterschreiben, nicht wahr?

—Aber ich kann nicht unterschreiben, da ich Ihnen widerspreche, da ich sage, daß das unmöglich ist, da ich sage, daß dem nicht so ist!

—Ah! Sie sagen, daß dem nicht so ist, erwiderte der Doctor, Sie sagen das mir, dem Arzte der Gefängnisse, mir, der ich Alles gethan habe, was ich vermogt, um sie zu retten, und dem es nicht gelungen ist; mir, der ich am Fuße des Karrens von ihr Abschied genommen habe. Sie sagen, daß dem nicht so ist! Warten Sie!

Nun streckte der Arzt den Arm aus, drückte die kleine Feder in Diamanten, welche dem Halsbande von Sammet zur Spange diente, und zog den Sammet an sich.

Hoffmann stieß einen schrecklichen Schrei aus. Indem er aufhörte, durch das einzige Band, das ihn an die Schultern befestigte, fest gehalten zu werden, rollte der Kopf der Hingerichteten von dem Bette auf den Boden, und hörte erst an den Schuhen Hoffmanns auf zu rollen, wie der Feuerbrand erst an dem Fuße Arsènes angehalten hatte.

Der junge Mann that einen Sprung zurück und stürzte die Treppe hinab, indem er heulte:

—Ich bin wahnsinnig!

XXI.

Ein Hotel der Straße Saint-Honoré (Fortsetzung.)

Der Ausruf Hoffmanns hatte nichts Uebertriebenes; die schwache Scheidewand, welche bei dem Dichter, der seine geistigen Kräfte über die Maßen anstrengt, die schwache Scheidewand, sagen wir, welche die Einbildungskraft von dem Wahnsinne trennt und zuweilen bereit scheint zu brechen, krachte in seinem Kopfe mit dem Geräusche einer Mauer, welche springt.

Aber zu jener Zeit lief man nicht lange in den Straßen von Paris, ohne zu sagen warum man liefe; die Pariser waren im Jahre der Gnade 1793 sehr neugierig geworden, und jedes Mal, wo ein Mann im Laufe vorüber kam, hielt man diesen Mann an, um zu wissen, wem er nachliefe, oder wer ihm nachliefe.

Man hielt also Hoffmann der Kirche zur Himmelfahrt gegenüber an, aus der man eine Hauptwache gemacht

hatte, und führte ihn vor dem Commandanten des Postens.

Dort begriff Hoffmann die wirkliche Gefahr, welche er liefe; die Einen hielten ihn für einen Aristokraten, der seinen Anlauf nahm, um schneller die Gränze zu erreichen, Andere hielten für einen Agenten von Pitt und Coburg. Einige riefen: An die Laterne! was nicht angenehm war; Andere riefen: Vor das Revolutionstribunal! was noch weniger angenehm war. Man kam zuweilen von der Laterne davon, ein Beweis ist der Abbé Maury; von dem Revolutionstribunale niemals.

Nun versuchte Hoffmann das zu erklären, was ihm seit dem vorigen Abend zugestoßen wäre. Er erzählte das Spiel, den Gewinn. Wie er, seine Taschen voll Gold, nach der Straße Hannover geeilt wäre; wie die Frau, welche er suchte, nicht mehr dort war; wie er unter der Herrschaft der Leidenschaft, welche ihn verzehrte, durch die Straßen von Paris gelaufen wäre, wie er, im Vorüberkommen über den Revolutionsplatz, diese Frau an dem Fuße der Guillotine sitzend gefunden hätte; wie er sie in ein Hotel der Straße Saint-Honoré geführt hätte, und wie er dort nach einer Nacht, während welcher sich alle Entzückungen einander gefolgt wären, in seinen Armen ruhend, eine nicht allein todte, sondern auch noch eine enthauptete Frau gefunden hätte.

Alles das war sehr unwahrscheinlich, die Erzählung Hoffmanns erlangte daher auch wenig Glauben; die am meisten für die Wahrheit Fanatischen schrieen Lüge, die am meisten Gemäßigten schrieen Wahnsinn.

Inzwischen eröffnete einer der Anwesenden folgende lichtvolle Meinung:

—Wie Sie sagen, haben Sie die Nacht in einem Hotel der Straße Saint-Honoré zugebracht?

—Ja.

—Sie haben dort Ihre Taschen voll Gold auf einem Tische ausgeleert?

—Ja.

—Sie haben dort mit der Frau geschlafen und zu Nacht gegessen, deren Kopf, indem er zu Ihren Füßen rollte, Ihnen den großen Schrecken verursacht hat, von dem Sie ergriffen waren, als wir Sie verhaftet haben?

—Ja.

—Nun denn! suchen wir das Hotel, man wird vielleicht das Gold nicht mehr finden, aber man wird die Frau finden.

—Ja, rief Jedermann aus, suchen wir, suchen wir.

Hoffmann hätte gern nicht suchen mögen; aber er war gezwungen, dem ungemessenen Willen zu gehorchen, der sich um ihn herum durch das Wort *suchen wir* ausdrückte.

Er verließ daher die Kirche, und fuhr fort die Straße Saint-Honoré hinabzugehen, indem er suchte.

Die Strecke von der Kirche zur Himmelfahrt bis nach der Straße Royal war nicht lang, und Hoffmann suchte indessen vergebens, anfangs nachlässiger Weise, dann mit mehr Aufmerksamkeit, dann endlich mit dem Willen zu finden, er fand Nichts, Nichts was ihn an das Hotel erinnerte, in welchem er am Abende zuvor eingekehrt war,

in welchem er die Nacht zugebracht, und das er so eben verlassen hatte. Wie jene Feenpaläste, welche verschwinden, wenn der Maschinist ihrer nicht mehr bedarf, war das Hotel der Straße Saint-Honoré verschwunden, nachdem der höllische Auftritt, den wir zu schildern versucht haben, gespielt worden war.

Alles das war die Sache der Maulaffen nicht, die Hoffmann begleitet hatten, und die durchaus für ihre Störung irgend eine Auflösung haben wollten; nun aber konnte diese Auflösung nur die Entdeckung der Leiche Arsénes oder die Verhaftung Hoffmanns, als verdächtig, sein.

Da man nun aber die Leiche Arsénes nicht wieder fand, so war stark davon die Rede, Hoffmann zu verhaften, als dieser plötzlich auf der Straße den kleinen schwarzen Mann erblickte und ihn zu Hilfe rief, indem er sein Zeugniß für die Wahrheit der von ihm gemachten Erzählung forderte.

Die Stimme eines Arztes hat immer eine große Gewalt über die Menge. Dieser erklärte seinen Stand, und man ließ ihn sich Hoffmann nähern.

—Ah! armer junger Mann, sagte er, indem er ihn unter dem Vorwande, ihm den Puls zu fühlen, in der Wirklichkeit aber, um ihm durch einen besonderen Druck den Rath zu geben, ihm nicht zu widersprechen, bei der Hand ergriff, armer junger Mann, er ist also entwischt!

—Entwischt, von wo? entwischt, von was? riefen zwanzig Stimmen mit einander aus.

—Ja, entwischt, von wo? fragte Hoffmann, der

den Weg der Rettung nicht annehmen wollte, den ihm der Doctor bot, und den er als erniedrigend betrachtete.

—Bei Gott! sagte der Arzt, aus dem Hospitale entwischt.

—Aus dem Hospitale! riefen dieselben Stimmen aus, und aus welchem Hospitale?

—Aus dem Narrenhospitale.

—Ah! Doctor, Doctor, rief Hoffmann aus, keinen Scherz.

—Der arme Teufel! rief der Doctor aus, ohne daß er auf Hoffmann zu hören schien, der arme Teufel wird auf dem Schaffotte irgend eine Frau verloren haben, die er liebte.

—O! ja, ja, sagte Hoffmann, ich liebte sie sehr, aber indessen nicht wie Antonia.

—Armer Mensch, sagten mehrere Frauen, welche sich anwesend befanden und die anfingen, Hoffmann zu bedauern.

—Ja, seit dieser Zeit, fuhr der Doctor fort, ist er von einem schrecklichen Blendwerke befallen; er glaubt zu spielen . . . er glaubt zu gewinnen . . . Wenn er gespielt und wenn er gewonnen hat, so glaubt er, die besitzen zu können, welche er liebt; dann läuft er mit seinem Golde durch die Straßen; dann begegnet er einer Frau an dem Fuße der Guillotine; dann führt er sie in irgend einen prachtvollen Palast, in irgend ein glänzendes Wirthshaus, wo er die Nacht mit Trinken, mit Singen, mit Musikmachen zubringt, worauf er sie todt findet. Ist es nicht das, was er Ihnen erzählt hat?

—Ja, ja, rief die Menge aus, — Wort für Wort.

—Nun denn! nun denn! sagte Hoffmann mit funkelndem Blicke, werden Sie etwa sagen, daß das nicht wahr ist, Doctor? — Sie, der Sie die Diamantenspange aufgemacht haben, welche das Halsband von Sammet verschloß. O! ich hätte irgend etwas ahnen sollen, als ich den Champagner unter dem Halsbande hervortröpfeln, als ich den brennenden Feuerbrand auf ihren nackten Fuß rollen sah, und ihr nackter Fuß, ihr Todtenfuß, statt von dem Feuerbrande verbrannt zu werden, — ihn auslöschte.

—Sie sehen, Sie sehen, sagte der Doctor mit Augen voll Mitleiden und mit klagender Stimme, — da befällt ihn sein Wahnsinn wieder.

—Wie, mein Wahnsinn! rief Hoffmann aus; wie, Sie wagen zu sagen, daß ich nicht die Nacht mit Arséne zugebracht habe, die gestern guillotinirt worden ist! Sie wagen zu sagen, daß ihr Halsband von Sammet nicht das einzige war, was ihren Kopf auf ihren Schultern fest hielt? Sie wagen zu sagen, daß der Kopf nicht auf den Teppich gerollt ist, als Sie die Spange aufgemacht, und das Halsband weggezogen haben? — Gehen Sie doch, Doctor, gehen Sie doch, Sie wissen wohl, daß das wahr ist, was ich sage.

—Meine Freunde, sagte der Doctor, Sie sind jetzt fest überzeugt, nicht wahr?

—Ja, ja, riefen die Hundert Stimmen der Menge aus.

Die der Anwesenden, welche nicht riefen, bewegten schwermüthig den Kopf zum Zeichen der Zustimmung.

—Nun denn! sagte der Doctor, dann lassen Sie einen Fiaker kommen, damit ich ihn zurückführe.

—Wohin das? rief Hoffmann aus, wohin wollen Sie mich zurückführen?

—Wohin? sagte der Doctor, nach dem Narrenhause, aus dem Sie entwischt sind, mein lieber Freund.

Dann fügte er leise hinzu:

—Lassen Sie mich machen, Sapperment! oder ich stehe nicht für Sie. Diese Leute werden glauben, daß Sie Sich über sie lustig gemacht haben, und sie werden Sie in Stücken zerreißen.

Hoffmann stieß einen Seufzer aus und ließ seine Arme herabsinken.

—Da, Sie sehen wohl, sagte der Doctor, jetzt ist er sanft wie ein Lamm. Die Krisis ist vorüber . . . ruhig, mein Freund, ruhig . . .

Und der Doctor schien Hoffmann mit der Hand zu beruhigen, wie man ein scheues Pferd oder einen rasenden Hund beruhigt.

Während dieser Zeit hatte man einen Fiaker angehalten und ihn hergeführt.

—Steigen Sie geschwind ein, sagte der Arzt zu Hoffmann.

Hoffmann gehorchte; alle seine Kräfte waren in diesem Kampfe abgestumpft.

—Nach Bicêtre! sagte der Doctor laut, indem er hinter Hoffmann einstieg.

Dann sagte er leise zu dem jungen Manne:

—Wo wollen Sie, daß man Sie hinführt?

—Nach dem Palais Egalité, äußerte Hoffmann mit Mühe.

—Vorwärts, Kutscher! rief der Doctor.

Dann grüßte er die Menge.

—Es lebe der Doctor! rief die Menge.

Wenn sie unter der Herrschaft einer Leidenschaft ist, so muß die Menge immer es lebe Jemand oder es sterbe Jemand rufen.

An dem Palais Egalité ließ der Doctor den Fiaker halten.

—Leben Sie wohl, junger Mann, sagte der Doctor zu Hoffmann, und wenn Sie mir folgen wollen, so reisen Sie so schnell als möglich nach Deutschland ab; für Leute, die eine Einbildungskraft, wie Sie, haben, ist es nicht gut in Frankreich.

Und er schob Hoffmann aus dem Fiaker, der, noch ganz verblüfft über das, was ihm begegnet, geraden Weges vor einen Karren ging, der von der entgegengesetzten Seite des Fiakers kam, wenn nicht ein junger Mann, der vorüberging, herbeigestürzt wäre und Hoffmann in dem Augenblicke in seinen Armen zurückgehalten hätte, wo der Fuhrmann gleichfalls eine Anstrengung machte, um seine Pferde zurückzuhalten.

Der Fiaker setzte seinen Weg fort.

Die beiden jungen Leute, der, welcher beinahe gefallen wäre, und der, welcher ihn zurückgehalten hatte, stießen mit einander ein und denselben Ausruf aus:

—Hoffmann!

—Werner!

Als er hierauf die Abspannung sah, in welcher sich sein Freund befand, zog ihn Werner in den Garten des Palais Royal.

Nun stieg der Gedanke an alles Das, was sich zugetragen hatte, lebhafter in Hoffmanns Gedächtnisse auf, und er erinnerte sich an das bei dem deutschen Wechsler versetzte Medaillon Antonias.

Sogleich stieß er einen Schrei aus, indem er daran dachte, daß er alle seine Taschen auf dem Marmortische des Hotels geleert hätte. Aber zu gleicher Zeit erinnerte er sich, daß er, um es wieder auszulösen, drei Louisd'or abgesondert in seine Uhrtasche gesteckt hätte.

Die Uhrtasche hatte getreulich das ihr anvertraute bewahrt; die drei Louisd'or befanden sich noch immer darin, Hoffmann entschlüpfte den Armen Werners, indem er ihm zurief: Erwarte mich! und er eilte in der Richtung von dem Laden des Wechslers davon.

Mit jedem Schritte, den er that, schien es ihm, als ob er aus einem dichten Dunste kommend, durch eine immer heller werdende Wolke nach einer reinen und glänzenden Atmosphäre zuschritte.

An der Thür des Wechslers blieb er stehen, um Athem zu schöpfen; die alte Erscheinung, die Erscheinung der Nacht war fast verschwunden.

Er schöpfte einen Augenblick lang wieder Athem und trat ein.

Der Wechsler war an seinem Platze, die kupfernen Becken waren an ihrem Platze, bie Louisd'or waren an ihrem Platze.

Bei dem Geräusche, welches Hoffmann beim Eintritte machte, erhob der Wechsler den Kopf.

—Ah, ah! sagte er, Sie sind es, mein junger Landsmann; meiner Treue, ich gestehe, daß ich nicht darauf rechnete sie wiederzusehen.

—Ich hoffe, daß Sie mir das nicht sagen, weil Sie über das Medaillon verfügt haben, rief Hoffmann aus.

—Nein, ich hatte Ihnen versprochen, es Ihnen aufzubewahren, und wenn man mir fünfundzwanzig Louisd'or, statt der drei, welche Sie mir schuldig sind, dafür gegeben hätte, so hätte das Medaillon dennoch meinen Laden nicht verlassen.

—Hier sind die drei Louisd'or, sagte Hoffmann schüchterner Weise; aber ich gestehe Ihnen, daß ich Ihnen Nichts für die Zinsen anzubieten habe.

—Für die Zinsen einer Nacht, sagte der Wechsler, gehen Sie doch, Sie wollen scherzen; die Zinsen von drei Louisd'or für eine Nacht, und von einem Landsmanne! Niemals.

Und er gab ihm das Medaillon zurück.

—Ich danke, mein Herr, sagte Hoffmann, und jetzt, fuhr er mit einem Seufzer fort, gehe ich Geld zu suchen, um nach Mannheim zurückzukehren.

—Nach Mannheim, sagte der Wechsler, ei, Sie sind von Mannheim?

—Nein, mein Herr, ich bin nicht von Mannheim, aber ich bewohne Mannheim, meine Braut ist in Mannheim; sie erwartet mich, und ich kehre nach Mannheim zurück, um sie zu heirathen.

— Ah! äußerte der Wechsler.

Dann, als der junge Mann bereits die Hand auf dem Drücker der Thüre hatte, sagte der Wechsler:

— Kennen Sie in Mannheim einen meiner alten Freunde, einen alten Musiker?

— Namens Gottlieb Murr? rief Hoffmann aus.

— Ganz recht, Sie kennen ihn?

— Ob ich ihn kenne! Ich glaube es wohl, da seine Tochter meine Braut ist.

— Antonia! rief nun der Wechsler aus.

— Ja, Antonia, antwortete Hoffmann.

— Wie, junger Mann, um Antonia zu heirathen, kehrten Sie nach Mannheim zurück?

— Ohne Zweifel.

— Dann bleiben Sie in Paris, denn Sie würden eine vergebliche Reise machen.

— Warum das?

— Weil hier ein Brief von ihrem Vater ist, der mir meldet, daß Antonia vor acht Tagen um drei Uhr Nachmittags plötzlich gestorben ist, indem sie die Harfe spielte.

Das war gerade der Tag, an welchem Hoffmann zu Arséne gegangen war, um ihr Portrait zu malen; das war gerade die Stunde, zu welcher er seine Lippen auf ihre entblößten Schultern gedrückt hatte.

Bleich, zitternd, vernichtet, machte Hoffmann das Medaillon auf, um das Bild Antonias an seine Lippen zu drücken, aber das Elfenbein war wieder eben so rein und eben so weiß geworden, als ob der Pinsel des Künstlers es noch nicht berührt gehabt hätte.

Zwei Male seinem Schwure ungetreu, blieb Hoffmann nichts mehr von Antonia, nicht einmal das Bild derjenigen, welcher er ewige Liebe geschworen hatte.

Zwei Stunden nachher stieg Hoffmann von Werner und dem guten Wechsler begleitet in den Wagen nach Mannheim, wo er gerade zu rechter Zeit ankam, um die Leiche Gottlieb Murrs auf den Friedhof zu begleiten, der sterbend anempfohlen hatte, daß man ihn zur Seite seiner theuren Antonia begraben möchte.

Ende des fünften Bandes, und der ersten Abtheilung der Gespenster.



Druck von C. Schumann in Schneeberg.